Sta… Bibliothek
…sburg

3/38.3

111/48.3.

Paid 515.

Zeitvertreib

und

Unterricht

für Kinder

in ihren erſten Lebensjahren;

in kleinen Geſchichten.

Von

J. A. E. Goeze.

Drittes Bändchen.

Zweyte verbeſſerte Auflage.

Leipzig,
in der Weidmanniſchen Buchhandlung.
1793.

Inhalt.

I. Chriſtus, ein Menſchenkind. Seite 1

II. Fortſetzung. 5

III. Fortſetzung. 12

IV. Fortſetzung. 18

V. Fortſetzung. 23

VI. Fortſetzung. 30

VII. Fortſetzung. 36

VIII. Gott in der Natur. 41

IX. Von Kindern, die nicht allein ſchla- fen wollen. 47

X. Die Wünſche. 57

XI. Fortſetzung. 65

XII. Fortſetzung. 71

XIII. Vom Schnee. 76

XIV. Fortſetzung. 83

XV. Fortſetzung. 87

XVI. Fortſetzung. 94

XVII. Die betrogene Einfalt. 101

XVIII. Fortſetzung. 107

XIX. Fortſetzung. 111

XX. Geſpräch über die vorige Geſchichte. 117

XXI. Fortſetzung. 123

XXII. Ein luſtiges Schatzgräberge-
ſchichtchen. Seite 129
XXIII. Fortſetzung. 135
XXIV. Vom Froſchregen. 140
XXV. Fortſetzung. 146
XXVI. Fortſetzung. 150
XXVII. Wunder Gottes in einem
Froſch. 157
XXVIII. Fortſetzung. 162
XXIX. Fortſetzung. 168
XXX. Fortſetzung. 174
XXXI. Fortſetzung. 180
XXXII. Die Treue eines Vögelchens. 184
XXXIII. Fortſetzung des 31ten Stücks. 187
XXXIV. Das Finkenneſt, in einem Briefe
von Lottchen an Dorchen. 193
XXXV. Lottchens Antwort. 195
XXXVI. Fortſetzung des 33ſten Stücks. 197
XXXVII. Dorchens Brief an Lottchen
über allerley Inſekten. 201
XXXVIII. Fortſetzung des 36ten Stücks:
Wunder Gottes in einem Froſch. 205
XXXIX. Lottchens Antwort auf den Brief

im

im 37ſten Stück, von der Einrichtung einer Papiermühle. Seite 210
XL. Beſchluß des 38ſten Stücks: Wunder Gottes in einem Froſch. 215
XLI. Beſchluß von Lottchens Antwort über die Papiermühle. 219
XLII. Der dumme Verſchwender. 221
XLIII. Dorchen an Lottchen über ein Paar Lachtäubchen. 227
XLIV. Fortſetzung des 42ſten Stücks. 231
XLV. Lottchens Antwort auf den Brief im 43ſten Stück, über einige Naturſachen im Garten. 236
XLVI. Fortſetzung des 44ſten Stücks. 239
XLVII. Beſchluß der Geſchichte vom dummen Verſchwender. 244
XLVIII. Von den Kindern zu Bethlehem. 249
XLIX. Dorchen an Lottchen von einem Gewitter. 253
L. Fortſetzung des 48ſten Stücks. 257
LI. Lottchens Antwort auf den Brief im 49ſten Stück, über das Elektriſiren. 263

LII. Fortſetzung des 50ſten Stücks. Seite 267
LIII. Lottchens zweyter Brief vom Elektriſiren. 271
LIV. Dorchens Antwort auf denſelben, von einem großen Fiſche. 275
LV. Lottchens Antwort von Thurmeinſchlagen, und Anzünden durch das Elektriſiren. 278
LVI. Dorchens Antwort von Glasſchneiden mit der Scheere unter dem Waſſer. 281
LVII. Fortſetzung des 52ſten Stücks: Von den Kindern zu Bethlehem. 283
LVIII. Der Regenbogen. 289
LIX. Fortſetzung. 294
LX. Dorchen an Lottchen vom Zitteraal. 300
LXI. Fortſetzung des 59ſten Stücks. 302
LXII. Geſchichte eines ſechsjährigen Kindes. 309
LXIII. Fleiß bringt unvermuthete Belohnung. 316
LXIV. Fortſetzung des 62ſten Stücks. 320
LXV. Fortſetzung des 64ſten Stücks. 327

LXVI.

LXVI. Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Seite 332
LXVII. Fortſetzung des 65ſten Stücks. 337
LXVIII. Traurige Folgen des Aberglaubens. 347
LXIX. Lottchen an Dorchen, von der ungewöhnlichen Witterung, und von einer Frauensperſon ohne Arme, die mit den Füßen ſchreiben konnte. Seite 352
LXX. Dorchens Antwort, von einer kleinen Reiſe, Fiſcherey, und Pockenfiſchen. 361
LXXI. Allerley aus der Natur: Der Molch. 366
LXXII. Fortſetzung: Der Hirſch, der Specht. 372
LXXIII. Fortſetzung: Der Schneidervogel. 378
LXXIV. Der Maulwurf. 386
LXXV. Vom Begräbniß eines Maulwurfs. 393
LXXVI. Geſpräch über das Vorige. 399
LXXVII. Von dem ſtarken Geruch der Aaskäfer. 405

LXXVIII. Vom Aberglauben, daß einer ſterben muß, wenn dreyzehn zu Tiſche ſind. Seite 410
LXXIX Fortſetzung. 415
LXXX. Ein Traum von fünf Hexen. 424
LXXXI. Sankt Peter mit der Geis. 431
LXXXII. Der Fleißige muß oft in der Welt dem Faulen durchhelfen. 438
LXXXIII. Von der Lebensart der Miſtkäfer. 443
LXXXIV. Von den Käfermilben. 450
LXXXV. Von den Pillenkäfern. 458
LXXXVI. Das beherzte Mädchen. 465
LXXXVII. Der Kanonierkäfer. 474
LXXXVIII. Der Ameiſenlöwe. 480
LXXXIX. Fortſetzung. 486
XC. Fortſetzung. 492
XCI. Fortſetzung. 499
XCII. Geſpräch über alle vorige Naturſachen. 505
XCIII. Von dem Fehler der Kinder, andere zu erſchrecken. 510
XCIV. Henriette, oder Warnung vor Vorwitz. 516

I.

Chriſtus, ein Menſchenkind *).

Fiekchen.

Morgen, ach Morgen iſt Weihnachten! Wie freue ich mich! Da werd' ich ſchöne Sachen kriegen. Was ſagſt du dazu, Nandchen?

Ferdinand. Wenn ich nur eins kriegte! Das wünſch' ich mir recht ſehr.

Fiekchen. Das wollt' ich wohl rathen.

Ferd.

*) Bloß dasjenige aus dem Leben Jeſu, was Kinder intereßiren, und ihnen eine wahre Liebe zu Chriſto und gute Geſinnungen beybringen kann.

Ferd. Nun ſo rathe.

Fiekchen. Ich rathe aber viel auf einmal.

Ferd. Halt! wir wollen wetten, du räthſt es nicht. Um ein hübſches Federmeſſer, wenn du es nicht triffſt — und ich gebe dir ein niedliches Geldbeutelchen, wenn ich verliere. Willſt du ſo?

Fiekchen. Meinethalben; aber dreymal laß mich rathen.

Ferd. Auch das. Rathe los.

Fiekchen. Ein Paar ſchöne Stiefeln. Iſts das?

Ferd. Gefehlt. Das war einmal.

Fiekchen. So iſts ein Mahlkäſtchen.

Ferd. Weit vorbey. Das war zweymal.

Fiekchen. So iſts ein hübſches Buch.

Ferd. Ja! aber was für eins?

Fiekchen. Gewiß Campens Robinſon. Der ſoll ſehr niedlich für Kinder ſeyn. Wenn ich nur erſt recht leſen könnte!

Ferd. Alles nichts. Mein Federmeſſer hab' ich gewonnen. Her damit, liebe Fieke! Du haſt verſpielt. Mein Buch heißt: Das Leben Jeſu für Kinder, von einem Mann, der ſoll Feddersen heißen, und, ich glaube, in Braunſchweig wohnen. Das ſoll dir ein ſcharmantes Buch für Kinder ſeyn.

Fiekchen. Höre, Ferdinand! ich habe dir meine Wette halb gewonnen, und halb verloren. Hab' ich nicht geſagt: ein hübſches Büchelchen? Alſo kannſt du das Federmeſſer nur halb verlangen.

Ferd. Entweder die Schaale, oder die Klinge? Nicht wahr? Du biſt mir die rechte.

Fiekchen. Nein! höre nur. Ich gebe dir das Federmeſſer; aber du, Nandchen! o ja! du giebſt mir das Geldbeutelchen, liebes Brüderchen? Nicht ſo, kleiner Mann?

Ferd. Sieh! wie es ſchmeicheln kann! Sollſts haben.

Fiekchen. Nun das iſt ſchön. Ich bedanke mich. Aber wieder von dem Buche. Warum willſt du denn eben das ſo gerne haben?

Ferd. Das will ich dir wohl ſagen. Ich bin nun bald zehn Jahre alt, und muß dirs nur geſtehen. Ich möchte nachgerade gar zu gern etwas von Chriſto wiſſen. Man ſpricht jetzt ſo viel von ihm. Das weiß ich, daß er uns zum Heilande geboren iſt, und daß wir zum Andenken ſeiner Geburt Weihnachten feyern. Das weiß ich auch, daß wir auf ihn getauft ſind, und nach ihm Chriſten heißen. Im neuen Teſtamente ſteht alles von ihm, das weiß ich auch; aber ich kann mich darinn nicht ſo recht finden, verſtehe auch noch nicht alles. Da ſoll denn der Herr Feddersen das Leben Chriſti ſo ganz

her-

herausgenommen, und für uns Kinder ſcharmant beſchrieben haben. Darum möcht' ich das Büchelchen gar zu gerne haben.

Fiekchen. Wer weiß, wenns Glück gut iſt; ſo kriegſt du es wohl.

II.

Fortſetzung des erſten Stücks.

Vater.

Ich habe euer Geſpräch mit angehört, lieben Kinder! Sagt mir einmal, warum freuet ihr euch ſo auf Weihnachten? Nicht wahr, weil ihr da ſo ſchöne Sächelchen geſchenkt kriegt? Der liebe Gott aber hat uns noch mehr geſchenkt, und zum Andenken dieſer Wohlthat beſchenken wir euch wieder. Du wirſt es wohl wiſſen, Ferdinand! was ich meyne; aber du, Fiekchen?

Fiekchen. Was des lieben Gottes Weihnachtsgeſchenk ſey an uns Menſchen? Das iſt unſer lieber Herr Chriſtus. Den hat uns Gott als Menſch laſſen geboren werden, daß er ſollte unſer Heiland und Freund ſeyn. Ich kann ja den ſchönen Spruch: Siehe! ich verkündige euch große Freude. Euch iſt heute der Heiland geboren.

Vater. Das haſt du gut gemacht, mein Töchterchen! Aber du, Ferdinand? Warum wünſchteſt du dir vorher das Leben Jeſu für Kinder von Fedderſen?

Ferd. Haſt du denn das auch gehört? Nun ſo will ich dirs auch ſagen. Es ſoll darinn ſo viel Schönes von Chriſto ſtehen. Ach! ich bin ihm gar zu gut. Er ſoll auch die Kinder ſo lieb gehabt haben.

Vater. Wir wollen ſehen. Vielleicht paſſirt morgen etwas. Aber wie wär' es, wenn ich euch dieſen Abend recht viel Schö-

nes von Chriſto erzählte? So wüßtet ihr doch, warum ihr euch am Weihnachtsfeſte freuen könntet.

Ferd. O das thue doch, lieber beſter Vater!

Vater. Es iſt mir ſehr lieb, Kinder! daß ihr nachgerade etwas weiter denkt, als auf das Spielzeug zu Weihnachten. Hört nun wohl zu, was ich euch von Chriſto ſagen will.

Vor 1783 Jahren wurde Chriſtus an dieſem Feſte oder in dieſer Nacht geboren. Davon heißt es Weihnachten oder die geweihete Nacht, darinn der Heilige Gottes geboren iſt. Gott hatte ihn aber lange vorher ſchon den Menſchen verſprochen. Das finden wir in der Bibel, in den Büchern Moſis und der Propheten. Da iſt ſogar der Ort und die Perſon angegeben, wo und von der er ſollte geboren werden. Als nun

die rechte Zeit kam, die ſich Gott vorgeſetzt hatte, ſo ließ er ihn, als ein wahres Menſchenkind, geboren werden.

Freut euch das nicht ſchon, lieben Kinder! daß Chriſtus ſelbſt ein kleines Menſchenkind geweſen iſt, wie ihr es geweſen ſeyd?

Ferd. Ja! darum habe ich ihn eben ſo lieb, weil er mir ſo gleich geweſen iſt.

Fiekchen. Darf ich ihn denn wohl Bruder heißen, da er ſo wohl ein Menſch iſt, als ich?

Vater. O ja! mein Töchterchen, das kannſt du wohl thun. Wenn du erſt, wie Ferdinand, in der Bibel leſen kannſt, will ich dir den Spruch weiſen, der dir dazu die Erlaubniß giebt:

Er ſchämte ſich nicht, uns Brüder zu heißen.

Ferd. Er iſt ja aber auch im Stalle, in einer ſehr elenden Herberge geboren.

Vater.

Vater. Ja freylich iſt er das. Aber der liebe Gott konnte ihn, wenn er wollte, eben ſo leicht von einer Prinzeßinn in einem großen königlichen Pallaſte laſſen geboren werden.

Ferd. Warum mag er das nicht gethan haben? Das hätte doch mehr Aufſehen unter den Leuten gemacht.

Vater. Das war aber gerade wider Gottes Abſicht, und wider das Reich, das Chriſtus aufrichten ſollte. Um Ehre, Reichthum, und Herrlichkeit der Welt war es ihm gar nicht zu thun; ſondern um Tugend und Glückſeligkeit, oder um das wahre Heil der Menſchen. Darum heißt er auch Heiland, weil er das bringen ſollte. Und darum hat auch Chriſtus ſo oft zu allen geſagt, die an ſeiner Niedrigkeit einen Anſtoß nehmen:

Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Ferd. Warte doch, Vater! Iſt das etwan auch der Spruch: Selig iſt, wer ſich nicht an mir ärgert.

Vater. Ja! mein Sohn. Aber der liebe Gott zeigte doch ſchon bey ſeiner Geburt den Hirten auf dem Felde, durch die Erſcheinung der Engel, daß er ſelbſt im Spiele ſey, und daß ſie die Sache als ein göttliches Werk betrachten ſollten — und daß Chriſtus künftig weit mehr ſeyn würde, als der größte König in der Welt:

Euch iſt heute der Heiland geboren.

Ferd. Ja! ja! welcher iſt Chriſtus, der Herr in der Stadt David. Ich habe mich aber immer gewundert, warum ſeine Geburt nicht dem Könige Herodes, ſondern nur den armen Hirten zuerſt bekannt gemacht würde.

Vater. Dazu hatte Gott ſeine gute Urſachen. Das werdet ihr hernach hören, und

wißt

wiſſt es zum Theil ſchon aus der Geſchichte Herodis, der ihn —

Ferd. Das war wohl der, der ihn wollte ſchon als ein Kind umbringen laſſen, weil er ſich vor ihm fürchtete, daß er ihm ſein Reich nehmen würde?

Vater. Richtig! der wars. Iſts aber nicht ſchon ein beſonderer Troſt für die armen, niedrigen und geringen Leute in der Welt, daß Chriſtus ſelbſt in Armuth und Niedrigkeit geboren iſt? Nicht den Königen und Fürſten iſt ſeine Geburt zuerſt kund gemacht; ſondern den Hirten auf dem Felde. Gewiß kein geringer Troſt, daß Chriſtus keinen Menſchen verachte, ſollte es auch ein armer Hirte auf dem Felde ſeyn!

Ferd. Alſo auch wohl kein Kind?

Vater. Nein! lieber Ferdinand! Er hat es ſeinen Jüngern oft geſagt: daß ſie keinen

dieſer

dieſer geringſten, wie er die Kinder nennet, verachten ſollten.

Ferd. Hatte denn Chriſtus aber keine rechte Aeltern, die ihn erzogen?

III.

Fortſetzung des zweyten Stücks.

Vater.

Das wißt ihr ja ſchon. Sein Vater hieß Joſeph, und ſeine Mutter Maria. Gott aber war ſein rechter und beſter Vater, weil er ihn zum Beſten der Menſchen geſandt hatte. Drum hieß es ſchon vor ſeiner Geburt:

Das Heilige, was von dir geboren wird, ſoll Gottes Sohn genennet werden.

Ferd.

Ferd. Aber Maria hatte doch damals noch keinen Mann? Sie ſpricht ja ſelbſt zum Engel: Wie mag ſolches zugehen?

Vater. Lieber Sohn! das verſtehe ich ſelbſt nicht. Genug! das war ein Werk des Allmächtigen, bey dem kein Ding unmöglich iſt. Laß das noch weg, und freue dich über das Gute, was Gott den Menſchen durch Chriſtum gegeben hat. Denn Chriſtum lieb haben iſt beſſer, denn alles wiſſen. Und was hilft alles Wiſſen, wenn es nicht beſſert?

Ferd. O wie freue ich mich, daß Chriſtus ein wahres Menſchenkind, und doch mehr, als alle Menſchen, iſt!

Vater. Ja alles, was er iſt, um der Menſchen willen iſt. Denke nur, wie ſchön der Spruch lautet: Alſo hat —

Ferd. Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab.

Vater. Und da er getauft wurde, ließ ſich eine Stimme hören: Das iſt mein lieber Sohn —

Ferd. An dem ich Wohlgefallen habe, den ſollt ihr hören.

Vater. Oder das thun, was er euch ſagen und lehren wird, wenns euch wohl gehen ſoll.

Ferd. Alſo iſt auch Chriſtus getauft? Das iſt ja ſchön. Denn ich bin auch als ein Chriſtenkind getauft.

Vater. Ja wohl iſt das ſchön, und ein großer Troſt für uns Menſchen, daß er wollte allerdinge ſeinen Brüdern gleich werden. Nur in einem nicht.

Ferd. Was iſt denn das eine?

Vater. Das Böſe, oder die Sünde. Daher war er auch ohne alle Sünde, der beſte vollkommenſte Menſch. Deshalb hatte ihn auch Gott ſo lieb. Er wurde zwar oft, wie

wir

wir Menſchen, zur Sünde gereizt, und zum Böſen verſucht; aber er hat es nie gethan, und konnte zu ſeinen Feinden ſagen: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?

Ferd. Ob der Spruch auch wohl hierher gehört, den ich noch am vorigen Sonntage in der Kirche hörte:

Er hat keine Sünde gethan, und es iſt kein Betrug in ſeinem Munde erfunden worden.

Vater. Allerdings, mein lieber Ferdinand!

Ferd. Du wollteſt aber noch ſagen: wie er wäre von ſeinen Aeltern erzogen worden. Von ſeinen Kinderjahren — davon möchte ich gerne recht viel Schönes hören.

Vater. Ja freylich! Recht viel Schönes ſollt ihr davon hören. Bis ins dreyßigſte Jahr wurde er von ſeinen Aeltern erzogen.

Von

Von ſeiner Geburt an, bis ins zwölfte Jahr ſeines Lebens, wiſſen wir weiter nichts von ihm, als daß er von den Weiſen aus Morgenlande noch zu Bethlehem beſucht wurde. Weiter, daß er im Tempel dargeſtellet wurde, wo ihn der fromme Simeon erkannte, und ſo viel Merkwürdiges von ihm weiſſagte. Ferner, daß ihm Herodes nach dem Leben trachtete; daß er mit ſeinen Aeltern nach Egypten fliehen mußte, bis nach dem Tode dieſes Königes; und daß ſich hernach ſeine Aeltern mit ihm nach Nazareth begaben, und daſelbſt zuſammen wohnten.

Ferd. Ach! davon heißt er auch wohl Jeſus von Nazareth. Nicht wahr?

Vater. Ganz recht. Von da an, da ſie nach Nazareth kamen, bis in ſein zwölftes Jahr, wiſſen wir gar nichts von Ihm, und alles, was davon in gewiſſen Büchern von

der

der Kindheit Chriſti erzählt wird, ſind die dümmſten Fabeln und Lügen.

Ferd. Aber im zwölften Jahre, deucht mir, hab' ich gehört — ſey er ſchon zu Jeruſalem geweſen.

Vater. Ja, da nahmen ihn ſeine Aeltern zum erſtenmale mit nach Jeruſalem aufs Oſterfeſt. Und da blieb er zurück, daß ſie es nicht wußten, und ihn einige Tage mit vieler Angſt und Beſorgniß ſuchen mußten.

Ferd. Auf dieſe Geſchichte hab' ich lange gewartet. Die iſt mir immer ſehr bedenklich geweſen. War denn das wohl recht, was Chriſtus da gegen ſeine Aeltern that? Was meynſt du, Vater! wenn wir das thäten?

Vater. Ja! zwiſchen euch und Chriſto iſt auch ein ſehr groſſer Unterſchied. Chriſtus hatte im zwölften Jahre mehr Verſtand, als mancher im ſechzigſten. Und überdem

ſcheint das auch nur ſo, als ob es unrecht geweſen. Es war aber in der That nicht.

Doch, ich dächte, davon ſprächen wir morgen Abends mehr, wenn ihr erſt eure Weihnachtsfreude gehabt hättet. Wir können den Abend nicht beſſer anwenden, als daß wir ſchon ſo viel Gutes von dem zwölfjährigen Chriſto erzählen.

IV.

Fortſetzung des dritten Stücks.

Ferdinand.

O! habe Dank, lieber, beſter Vater! daß du mir den Fedderſen geſchenkt haſt. Faſt hätt' ichs geſtern aus deinen Reden ſchließen ſollen. O! was iſt mir das für eine Freude! Nun werd' ich dieß ſchöne Buch erſt mit Nutzen leſen können, da du mir ſchon

ſchon ſo viel Gutes von dem lieben Chriſto erzählt haſt. Hier, Fiekchen, ſiehe her. Der Feddersen: der Fedderſen. Freue dich mit mir.

Vater. Und ich freue mich noch mehr, daß dir dieß Buch lieber zu ſeyn ſcheint, als alle andere ſchöne Sächelchen. Kommt nun her, Kinder! und laßt euch weiter etwas von Chriſto erzählen.

Ferd. Von Herzen gern. Fiekchen! krame deine Sachen weg, und komm her.

Vater. Wir blieben geſtern dabey ſtehen: ob es unrecht geweſen ſey, daß Chriſtus ſeine Aeltern verlaſſen habe, und wider ihr Wiſſen zu Jeruſalem geblieben ſey. Nein! Kinder, das war es nicht. Denn Chriſtus hat das gar nicht in der Abſicht, und mit dem Vorſatz gethan, wie es böſe Kinder machen, ſeine Aeltern zu kränken, ſondern aus ganz andern Urſachen, wie ihr gleich hören ſollt.

Ferd. Das wünſch' ich recht ſehr zu hören.

Vater. Seine Aeltern waren gewiſſermaſſen ſelbſt Schuld daran, daß er zu Jeruſalem blieb. Warum hatten ſie nicht beſſer auf ihn Achtung gegeben? Sie meynten: er wäre unter den Gefreundten und Bekannten, und bekümmerten ſich in einigen Tagen nicht darum, wo er war; ſondern reiſten getroſt von Jeruſalem ab. Es kann alſo ſeyn, daß Chriſtus nicht einmal gewußt hat, daß ſie ſchon abgereiſt waren, weil ſie ihm nichts geſagt hatten. Er blieb alſo ganz ruhig im Tempel, oder in der Kirche der Juden. Und hier wollte er aus guten Urſachen bleiben. Denn er war ein ganz außerordentliches Menſchenkind, das mehr thun konnte, als andere Kinder, und daran doch nicht unrecht that. Das merke dir wohl, lieber Ferdinand!

Ferd.

Ferd. Alſo blieb Chriſtus nicht vorſätzlich zurück? Das iſt etwas anders. Was machte er denn da im Tempel? Ein Knabe von zwölf Jahren?

Vater. Er wußte ſchon, was Gott, ſein himmliſcher Vater, mit ihm vorhatte, und was er den Menſchen ſeyn ſollte — auch daß er nicht lange mehr bey ſeinen Aeltern ſeyn würde.

Meynſt du etwa, daß er in Jeruſalem herumgelaufen ſey, und geſpielt habe, wie ihr es machen würdet? Nein! gar nicht. Das mochten ſeine Aeltern anfänglich wohl denken. Daher ſuchten ſie ihn erſt allerwegen. An den Tempel aber dachten ſie nicht. Endlich fanden ſie ihn doch darinn, und zwar mitten unter den Lehrern, daß er ſie fragte, und ihnen zuhörte. Fragen that er ſchon, der zwölfjährige Knabe, daß ſich die alten Schriftgelehrten über ſeinen großen Ver-

ſtand, und über ſeine Erkenntniß in ſo frühen Jahren nicht genug wundern konnten.

Ferd. Was ſagten denn da ſeine Aeltern?

Vater. Sie entſetzten ſich, als ſie ihn da unter den Lehrern antrafen. Das kannſt du leicht denken. Die Mutter ſagte nur: Mein Sohn! warum haſt du uns das gethan? Ich und dein Vater haben dich mit Schmerzen geſucht.

Ferd. Was antwortete er denn darauf?

Vater. Ganz beſonders. Er ſagte nur: Was iſts, daß ihr mich geſucht habt? Wiſſet ihr nicht, daß ich ſeyn muß in dem, das meines Vaters iſt? Da ſiehſt du, daß er hier ſchon einen andern Vater meynt, als ſeinen leiblichen, der ihn geſucht hatte.

Ferd. Wen denn?

Vater. Gott, ſeinen himmliſchen Vater, und den Tempel, wo er künftig ſeinen Willen lehren ſollte.

V.

Fortſetzung des vierten Stücks.

Ferdinand.

Nun merk' ich erſt, daß er den Gehorſam gegen Gott dem Gehorſam gegen ſeine Aeltern vorzieht, und dieſe alſo nicht beleidiget hat.

Vater. Ja! ſo iſts, mein Sohn! Seine Aeltern merkten freylich, inſonderheit ſeine Mutter, daß er damit auf etwas Großes ziele. Aber ſie konnten doch noch nicht ſo recht klug daraus werden.

Du aber wirſt nun begreifen, daß ſein Verhalten kein eigentlicher Ungehorſam gegen ſeine Aeltern war. Kinder können und dürfen ſich alſo auf dieß Exempel gar nicht berufen, wenn ſie ihren Aeltern ungehorſam ſind, oder ſie wohl gar mit harten unbeſcheidenen Worten anfahren.

Ferd. Aber Chriſtus hat doch einmal zu ſeiner Mutter geſagt: Weib! was hab' ich mit dir zu ſchaffen?

Vater. Ja! das war auf der Hochzeit zu Cana, da ſie ihm vorſchreiben wollte, daß er Wein ſchaffen ſolle. Sie hatte aber da kein Recht mehr, ihm als Mutter etwas vorzuſchreiben. Darum ſagt er auch nicht: Mutter, ſondern Weib, welches damals kein Scheltwort war, ſondern ſo viel hieß, als Frau! ich kann mich jetzt nach deinem Willen nicht richten.

Ferd. O! das iſt ſchön, was du mir da ſagſt. Gieng denn aber Chriſtus mit ſeinen Aeltern nicht wieder nach Hauſe?

Vater. Freylich that er das, und es heißt ja hernach:

Er war ihnen in allem unterthan.

Denn nun blieb er bey ihnen bis ins dreyſſigſte Jahr, und that alles, was ſie haben

wollten, als ein recht frommer und gehorſamer Sohn.

Ferd. O Vater! ich muß das Chriſtuskind immer lieber haben. Ich müßte es hundertmal küſſen, wenn ich es ſelbſt geſehen hätte.

Vater. Das verdient es auch, und du kannſt dir leicht vorſtellen, daß es ſeinen Aeltern ein recht liebes Kind müſſe geweſen ſeyn. In allem war es ihnen unterthan. O! ein ſchöner Gehorſam! Kannſt du das wohl ſagen, daß du in allen Stücken deinen Aeltern ſo gehorſam wäreſt? Bedenke nur: ſein Vater war ein Zimmermann. Und Chriſtus hat, wie es ſehr zu vermuthen iſt, bis in ſein dreyſſigſtes Jahr alle dieſe Arbeit mit gethan. Es iſt alſo keine Schande, im bürgerlichen Leben ein ehrliches Handwerk zu treiben. Hats doch Chriſtus, der geliebte Sohn des himmliſchen Vaters, ſelbſt gethan!

Ferd. Steht denn das alles auch in Feddersens Buche?

Vater. Ja! und noch viel mehr, das ich dir jetzt nicht alles ſagen kann. Lies es nun ſelbſt.

Ferd. O! wie freue ich mich darauf! Im dreyßigſten Jahre fieng alſo Chriſtus an zu lehren?

Vater. Ja! mein Sohn. Da folgte er ſeinem göttlichen Beruf, oder, wie ers ſelber nennt: da fieng er an zu thun das Werk ſeines Vaters. Er verließ ſeine Aeltern, und lehrte nun unter den Menſchen alles Gute, wodurch ſie zu Erkenntniß alles Guten kamen. Es war auch ſchon ein frommer Mann ein Jahr vorher da geweſen. Der hatte den Leuten geſagt: daß der rechte Lehrer von Gott bald nachkommen würde, dem ſollten ſie ja folgen.

Ferd. Das war gewiß Johannes, der immer ſagte: Bereitet den Weg dem Herrn.

Vater. Ja! das war er. Der taufte auch den Herrn Chriſtum. Und nun fieng er an zu lehren: wie die Leute Gott recht erkennen, und ihn verehren ſollten, nicht bloß im Tempel, wie die Jüden meynten, ſondern allenthalben mit wahrhaftigen und aufrichtigen Geſinnungen. Oder wie es heißt: Gott ſey ein Geiſt, und die ihn anbeten wollten, müßten ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Ferner, wie ſie ſich vor aller Heucheley, Bosheit, Ungerechtigkeit und Verachtung anderer Menſchen hüten ſollten. Sie ſollten einſehen lernen, in was für Unwiſſenheit, Aberglauben, Unglauben und Irrthümern ſie ſteckten, daraus denn alle Laſter: Zorn, Haß, Neid, Rache, Ungehorſam, Undank und dergleichen, kämen. Er wolle ſie nun durch

ſeine

ſeine Lehre von der Gewalt der Sünde und ihren Folgen befreyen, wenn ſie fromm werden, und folgen würden. Wenn ſie dann lernten Gutes thun, ſo wäre Gott ihr Vater; ſo dürften ſie in Leiden und Trübſalen nicht ſo bange ſeyn, ſondern könnten ſich auf ihn verlaſſen, wenn ſie arm, krank, gehaßt und verfolgt würden, um des Guten willen. Dann dürften ſie ſich auch nicht mehr ſo knechtiſch vor dem Tode fürchten.

Ferd. O das ſind ja überaus ſchöne Lehren.

Vater. Ja! das dächt' ich. Sie ſind ſo beſchaffen, daß es unſer eigenes Herz, wie du jetzt, fühlen muß, daß ſie gut ſind. Aber eine Hauptlehre gab er ihnen beſonders, die den Jüden bisher ganz fremd und unbekannt geweſen war.

Ferd. Die möcht' ich hören.

Vater. Liebet eure Feinde. Segnet, die euch verfolgen. Thut wohl denen, die euch beleidigen. Denn bey den Jůden war das nur Mode geweſen: Du ſollſt deinen Freund lieben, und deinen Feind haſſen.

Ferd. Ich dåchte aber, das wåre ſo unrecht nicht. Denn wie kann ich den lieben, der mir immer was zu Leide thut?

Vater. Juſt ſo dachten die Leute damals auch. Aber Chriſtus lehrte ganz anders, und bewies eben dadurch, daß ſeine Lehre von Gott war. Denn juſt ſo mache es Gott mit den Menſchen, die ihn ſo oft beleidigten: daß er ſie nicht gleich zu verderben, ſondern durch Liebe zu beſſern ſuche, wenn ſie etwas Bőſes thåten.

Ferd. O ſchőn! herrlich! Meine ganze Seele fühlts. Aber Chriſtus ſoll ja auch die Kinder ſo lieb gehabt haben.

VI.

Fortſetzung des fünften Stücks.

Vater.

Ja wohl hatte er die recht lieb. Aber weißt du wohl, warum er eben die Kinder ſo lieb hatte? Weil ſie noch ſo gut, noch ſo unſchuldig; weil ſie noch nicht ſo gottlos und böſe waren, wie die großen.

Wenn ihr alſo immer gut und fromm bleibet, das heißt, in der Unſchuld bleibet; ſo hat er euch noch eben ſo lieb. Das merke dir wohl, Ferdinand!

Ferd. O Vater! das will ich auch. Erzähle doch nur, wie Chriſtus den Kindern ſo gut war.

Vater. Du weißt doch, daß er zwölf Jünger zu ſich nahm, und in allem Guten unterrichtete. Die ſollten hernach ſeine Lehre weiter bringen. Der eine davon, Judas, ein

ein böſer Menſch! verrieth und verkaufte ihn zuletzt, für 15 Thaler, an ſeine Feinde. Da aber ſein Gewiſſen aufwachte, erhieng er ſich ſelbſt über ſeine böſe That, und nahm ein klägliches Ende.

Ferd. O über den abſcheulichen Menſchen!

Vater. Siehſt du wohl, wie Chriſtus alles Böſe von den Menſchen hat erfahren müſſen? Die andern Jünger waren beſſer, hatten doch aber noch viele Fehler an ſich. Da nun einmal viel Volk um ihn herum war, weil es ſeine ſchönen Lehren ſo gern hörte, ſo waren auch Mütter mit ihren Kindern dabey. Da wurde ein gewaltiges Gedränge. Das wollten die Jünger nicht leiden, und hielten die Leute zurück, daß ſie ſich nicht ſo zudrängen ſollten. Aber was ſagte Chriſtus?

O! ſagte er, laſſet ja die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. Denn ſolcher iſt das Reich Gottes.

Ferd. Was mochte er damit ſagen wollen?

Vater. Dieſes: die Kinder hat Gott beſonders lieb, weil ſie noch nicht ſo böſe ſind. Denn wer gut iſt, und Gutes thut, der hat das Reich Gottes, und iſt bey Gott in Gnaden. Und wer nicht gut iſt, ſondern Böſes thut, der hat auch das Reich Gottes nicht. Der iſt auch nicht glücklich, wenn er auch alle Reiche der Welt hätte. Verſtehſt du mich wohl, Ferdinand?

Ferd. O ja! recht ſehr gut.

Vater. Chriſtus that noch mehr an den Kindern. Er herzte ſie.

Ferd. Heißt das nicht: er küßte ſie?

Vater. Ja! vor großer Liebe küßte er ſie, legte die Hände auf ſie, und ſegnete

ſie. Oder er erbat ihnen von ſeinem himmliſchen Vater alle Gnade und Segen: daß ſie gut bleiben, und es ihnen recht wohl gehen möchte.

Daher wirſt du hören, daß dieſe Worte Chriſti noch immer bey der Taufe der Kinder gebraucht werden.

Ferd. O der liebe Chriſtus!

Vater. Ein andermal nahm er ein Kind, und ſtellte es mitten unter ſeine Jünger, da ſie ſich eben aus Hochmuth zankten, und einer immer größer ſeyn wollte, als der andere. Da ſagte er:

Es ſey denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder; ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Ferd. Wie iſt denn das zu verſtehen? Große Leute können doch keine Kinder werden.

Vater. Das ſollen ſie auch nicht. Sie können weder an Jahren wie die Kinder werden, noch ſollen ſie es auch in Anſehung des kindiſchen Weſens und Verſtandes wieder werden; aber in Abſicht auf ihre Geſinnungen, welche die Kinder haben, ſollen ſie es werden. Sonſt würden ſie nicht ins Himmelreich kommen, oder zu ſeinem Reiche geſchickt ſeyn, und Gott gefallen.

Ferd. So war das. Das iſt ja aber eine beſondere Ehre für die Kinder.

Vater. Das dächt' ich. Da mußten ſich denn die großen Leute ſchämen, daß ein Kind demüthiger wäre, und beſſere Geſinnungen hätte, als ſie, und daß ſie noch von einem Kinde etwas lernen ſollten. Wie gefällt euch das nun, lieben Kinder? War Chriſtus nicht ein großer Kinderfreund? Fragt euch einmal ſelbſt, ob ihr wohl ſo geſinnet ſeyd, daß euch Chriſtus zum Exempel großen Leu-

ten

ten, als den hochmüthigen und zänkiſchen, und zur Beſchämung derſelben aufſtellen könnte?

Ferd. Ach lieber Vater! dabey wird mir ganz warm ums Herz. Ich dächte doch wohl, daß wir nicht ſo ganz übel geſinnet wären, wenn wir auch manchmal unartig geweſen wären. Aber ſchwerlich werden große Leute was von uns lernen können. Wir müſſen von ihnen lernen.

Vater. Das iſt freylich wahr: wenn die Großen tugendhaft und verſtändig ſind. Aber es giebt auch große Leute, die manches Kind an Demuth und Zufriedenheit übertrifft. Doch das Kind muß das ſelbſt nicht wiſſen, noch weniger ſich damit groß machen wollen.

VII.

Fortſetzung des ſechsten Stücks.

Ferdinand.

Er hat ja auch andere Menſchen ſo lieb gehabt, und das freuet mich, daß ihm keiner hat was Böſes nachſagen können.

Vater. Er war recht das Ebenbild ſeines himmliſchen Vaters, der die Liebe ſelbſt iſt. Dieſer ſein himmliſcher Vater hatte ihm alle Gewalt und Herrlichkeit gegeben, daß er auch konnte Wunder thun, wenn er wollte, um den Menſchen zu beweiſen, daß ihn der liebe Gott geſandt habe, und daß er in allen Stücken die Wahrheit ſage. Das alles aber that er zum Beſten, zum Troſt und zur Freude der Menſchen, die er ſo lieb hatte.

Ferd. Davon hab' ich ſchon manches gehört. Er verwandelte einmal Waſſer in Wein, und machte ſonſt den Menſchen viele Freude.

Vater.

Vater. Er that noch mehr. Es war ihm einmal eine große Menge Menſchen bis in die Wüſte nachgefolget, weil ſie ſein Wort ſo gerne hörten, daß ſie darüber Eſſen und Trinken vergaßen. Da hätten ſie nun alle verhungern müſſen. Aber Chriſtus ſchaffte bald Rath. Er vermehrte durch ſeine allmächtige Güte die ſieben Brode und die wenigen Fiſche, welche die Jünger mitgenommen hatten, dergeſtalt, daß ſich mehr als 4000 Menſchen recht ſatt eſſen konnten, und 12 Körbe voll Brocken übrig bleiben; alſo mehr, als vorher da geweſen war. Denkt einmal, Kinder! was Chriſtus konnte!

Ferd. O dabey hätt' ich ſeyn mögen! Das möcht' ich wohl mit angeſehen haben, wie ſich da die Leute verwunderten!

Vater. Er hatte ein ſo mitleidiges Herz, daß ihm die Augen übergiengen, da er vor-

her von einem Berge die Menge Volks überſahe:

Mich jammert des Volks, ſprach er, und wenn ich ſie ungegeſſen von mir ließe, würden ſie verſchmachten auf dem Wege.

Ferd. O wenn doch alle Menſchen ſo gut geſinnt wären!

Vater. Das könnten ſie, wenn ſie Chriſti Lehre und Exempel folgten. An den allerelendeſten Menſchen that er die größten Wohlthaten. Blinde machte er ſehend; Lahme gehend; Stumme redend; Taube hörend; Ausſätzige rein. Ja! er machte ſogar die Todten lebendig. Einen Jüngling, der ein einziger Sohn war ſeiner Mutter, weckte er im Sarge auf, da ſie ihn eben zu Grabe trugen, und er gab ihn lebendig ſeiner Mutter wieder. Wie mag die ſich gefreuet haben!

Fiek=

Fiekchen. Was meynſt du, Vater! wenn er unſere Brüderchen, Karl und Fritzchen, wieder aufweckte? Wie würden wir uns alle freuen!

Vater. Das thut er jetzt nicht mehr, wirds aber künftig einmal thun, wenn alle Todten wieder auferſtehen. Da werden wir auch den lieben Karl und Fritze wiederſehen.

Ferd. Erzähle doch weiter, lieber Vater!

Vater. Wie viele Kranke machte er geſund von unheilbaren Krankheiten! Und das alles aus Liebe zu den Menſchen, damit ſie an ihn glauben, und ſeiner Lehre folgen ſollten.

Ferd. Ach das muß ein ganz vollkommener Mann geweſen ſeyn! Ich will ihm gerne folgen, wenn ich nur erſt recht weiß, wie ichs machen ſoll.

Vater. Muß es euch nicht eine Freude ſeyn, Kinder! daß Christus ein Menſchen-

Kind geweſen iſt? Sein liebſter Name war daher auch immer, daß er ſich des Menſchen Sohn nannte. Sein ganzer Lebenslauf unter den Menſchen war zwar kurz, weil er eigentlich nur drey Jahre unter ihnen lebte; aber ſo lehrreich, ſo löblich, ſo wohlthätig, daß man von einem Menſchen nichts größers, nichts beſſers ſagen kann, wenn er auch hundert Jahre gelebt hätte, als es von Chriſto heißt:

Er iſt umhergezogen, und hat wohlgethan.

Ferd. Wie kam es denn nun weiter mit ihm? Die Leute müſſen ihn wohl recht lieb gehabt haben, weil er ihnen ſo viel Gutes that?

Vater. Nichts weniger als das. Sie haßten ihn und ruheten nicht eher, bis ſie ihn gekreuziget hatten. Alles darum, weil ſie das Gute, das er ſie lehrte, oder die Wahrheit

nicht

nicht leiden konnten. Das will ich euch wohl einmal bey einer andern Gelegenheit erzählen. Jetzo kannſt du nun das alles in Fedderſens ſchönem Buche weiter nachleſen.

Ferd. O! das will ich auch thun.

Vater. Ich wünſche euch aber, meine Kinder! daß ihr ſo geſinnet werdet, wie Jeſus Chriſtus, euer Freund, auch war.

VIII.

Gott in der Natur.

Der die Wolken läßt entſtehen,
Den wir in den Blümchen ſehen,
Deſſen Hand die Wieſen kleidet,
Licht und Finſterniſſe ſcheidet:
Auf des Wink die Bienen ziehen,
Roſ' und Veilchen lieblich blühen:

Der dem Froſch das Leben ſchenket,
Und des Windes Laufbahn lenket:
Der, durch den der Thau ſo blinket,
Der die Schwalbe zu uns winket:
Vor dem ſich der Seraph neiget,
Der dem Storch die Wege zeiget,
Ueber Meer, ſich mit den Winden
Ehrlich wieder einzufinden,
Der ihm das Gedächtniß giebet,
Seine Wohnung, die er liebet,
Nicht im königlichen Dache —
Auf des Bauers Hütt' und Fache —
Nicht im Hayn auf ſtolzen Buchen —
Hier im Dörfchen aufzuſuchen.

Der, durch den ſo oft auf Erden
Blüthen, Blätter, Früchte werden,
Der die Fluren herrlich ſchmücket,
Daß ſich Aug' und Herz erquicket:
Der, durch den die Blitze ſtrahlen,
Und ſich Tulpen prächtig malen,

Der dem Winde Flügel machet,
Und durch den der Donner krachet:
Der, durch den die Sterne leuchten,
Und ſich Berge fruchtbar feuchten:
Der, durch den die Ströme fließen,
Und die Bäche rieſeln müſſen:
Der den Lauf der Waſſerquellen
Weiß ſo künſtlich anzuſtellen:
Der die Kreatur verneuet,
Und durch Wein das Herz erfreuet,
Der durch Brod das Leben ſtärket,
Und auf jedes Würmchen merket:
Der, durch den die Vögel niſten,
Und mit Stolz ſich Pfauen brüſten:
Der, durch den auf ſteilen Höhen
Libanons die Zedern ſtehen:
Der, durch den in ſanften Lüften
Tauſend ſchöne Blümchen düften:
Der durch Sonne, Mond und Sterne,
In ganz ungemeßner Ferne —

Jahr und Tage weiß zu theilen:
Deſſen Thron auf Wolkenſäulen
Ruht, durch den ſich allerwegen
Würmer, Vögel, Fiſche regen.
Der den Bauch der Krokodillen
Weiß mit Speiſe zu erfüllen,
Und des Löwen weiten Rachen
Auch im Hunger ſatt zu machen,
Der ihn weiß in dürren Wüſten
Stark mit Heldenmuth zu rüſten:
Der, durch den der Wallfiſch ſcherzet,
Sich das Täubchen ſchnäbelnd herzet:
Durch den Würmer und die Raben
Schon ſo oft geſpeiſet haben:
Der, der in den Nachtigallen
Jedem Ohre muß gefallen:
Der Kaninchen Löcher bauet,
Und durch den der Falke ſchauet:
Der die Biber bauen lehret,
Und den Fuchs zur Grube kehret:

Der, durch den ſich Lerchen ſchwingen,
Ihren Schöpfer zu beſingen:
Mücken in den Lüften ſchweben —
Adler ſich zur Sonn' erheben —
In der Reih' erſchaffner Dinge
Elephant, und Schmetterlinge,
Raupen, Käfer, Milben, Fliegen
Leben, und ihr Futter kriegen:
Der in Millionen Heeren
Unſichtbare Würmchen nähren —
In den Tiefen aller Meere,
Bis zum Wallfiſch, bis zum Störe,
Von den Jungen, bis zum Alten,
Alles ſegnend kann erhalten.
Der in Sonnen, wie im Sturme,
In dem Funken, wie im Wurme,
Groß im Großen, Groß im Kleinen,
Macht und Weisheit kann vereinen:
Der, durch den die Erde zittert,
Und des Meeres Abgrund ſchüttert:

Der,

Der, auf deſſen Wink und Schelten
Städte ſinken, ganze Welten
Untergehn, und neue Erden
Wonnevoll geboren werden:
Der uns wohlthut, wenn es regnet,
Kinder durch die Aeltern ſegnet,
Der auch alles, was da lebet,
Fröhlich machet, und erhebet —
Der, der kann an allen Enden,
Menſchen! das an euch vollenden,
Was er thut an Gras und Thieren —
Mehr an euch noch auszuführen.
Der wird auch ein frohes Leben
Allen guten Kindern geben.

IX.

Von Kindern, die nicht allein ſchlafen wollen.

Dorchen.

In aller Welt, Fritze, was hatteſt du denn geſtern Abend vor! Papa iſt recht böſe auf dich. Das iſt nun ſchon das drittemal, daß du wieder aus dem Bette aufgeſtanden biſt, und uns allen ein Schrecken gemacht haſt.

Fritze. Ach Dorchen! ich kann unmöglich mehr da hinten im Alkofen allein ſchlafen. Du glaubſt es nicht, was ich für eine Angſt habe, wenn es neun ſchlagen will, daß ich ſoll zu Bette gehen.

Dorchen. Da müßt' ich dich doch herzlich auslachen. Du haſt ja dahinten ſchon ſo lange allein gelegen, und wurdeſt von allen Leuten gelobt, daß du ſo dreiſte wäreſt. Ja!

du

du ſaßeſt manchmal des Abends im Finſtern über eine Viertelſtunde, wenn der Vater mit dir die Probe machte, damit die Leute ſehen ſollten, daß du dich nicht fürchteteſt, und fängſt nun ſolchen Lärm an. Das verſtehe ich nicht.

Albertine. Er fürchtet ſich vor dem kleinen grauen Männchen, oder vor der Nonne, die des Nachts umgehen ſollen, wie die alten Mütterchen auf dem Hoſpitale glauben.

Fritze. Ich hätte bald was geſagt. Du denkſt wohl gar, ich fürchte mich vor Geſpenſtern. So einfältig bin ich nicht.

Albertine. Nun wovor denn? Wir kommen ja immer mit den Aeltern bald nach. Und doch gehſt du ſo ängſtlich zu Bette.

Fritze. Da polterts immer ſo an der Wand herunter, wo ich ſchlafe. Und das iſt mir ſo graulich.

Dor=

Dorchen. Kind! das ſind dir die Nachbarn, die zu Bette gehen. Was hindern dich die? Laß ſie doch poltern. Die poltern manchmal noch ärger, wenn wir ſchon liegen und du feſt ſchläfſt. Davon hörſt du nicht einmal was. Warum fürchteſt du dich denn nicht, wenn Marie manchmal noch dicht unter dir Waſſer aus dem Brunnen plumpt. Das iſt ein greulicher Lärm.

Fritze. O! Dorchen, laß mich. Ich kann dirs unmöglich ſagen.

Dorchen. Du mußt mirs ſagen, armes Jüngelchen! du dauerſt mich, daß du dich faſt jeden Abend um alle Freude bringeſt, wenn wir ſo vergnügt zu Bette gehen. Du machſt Papa und Mama ſo viel Schrecken, und machſt ſie böſe, da ſie dir ſonſt ſo gut ſind. Hat dir denn jemand was in den Kopf geſetzt?

Fritze. Nein, liebes Schweſterchen, gar nicht.

Dorchen. Nun wovor fürchteſt du dich denn? Es muß doch etwas ſeyn. Das weißt du doch, daß dir keiner etwas thun kann — daß wir ſelbſt bald nachkommen, daß Papa und Mama dich gewiß nicht allein laſſen würden, wenn du Schaden nehmen könnteſt — und daß der liebe Gott allerwegen bey dir iſt.

Fritze. Du quälſt mich entſetzlich, Dorchen! Ich muß dirs nur ſagen. Da wurde doch neulich das kleine Kind dicht vor unſerm Hauſe begraben — in dem kleinen gelben Käſtchen — in das tiefe Loch in der Erde ließen ſies herunter. Das war mir ſo graulich, und kömmt mir des Abends immer wieder vor, ehe ich einſchlafe.

Dorchen. Dachte ich nicht, daß es ſo etwas ſeyn würde? Da glaubſt du wohl, das todte

todte Kind käme wieder in deine Kammer und wolle dich holen. O Fritze! ſchäme dich, daß du dir dergleichen einbildeſt, und dich ſelbſt ohne Urſache ſo quäleſt. Die Todten liegen wohl ſtille, und kommen nicht wieder zu uns. Wenn wir nur vor den Lebendigen Friede haben. Sonſt wären unſere geſtorbenen Brüderchen längſt wieder gekommen. Sey doch froh, daß wir Kinder ſo gut erzogen werden, daß wir uns vor ſolchen abergläubiſchen Dingen nicht mehr fürchten dürfen.

Lehrer. Ich glaube gar, Fritze! du haſt geweint. Was iſt denn vorgegangen?

Dorchen. Da iſt er geſtern Abend wieder aufgeſtanden, und hat nicht allein liegen wollen.

Lehrer. Fritze hätte das gethan? — der ſonſt ſchon ſo lange allein im Finſtern ge-

ſchlafen, und uns dadurch ſo oft ſchon Freude gemacht hat? Das kann ich mir kaum vorſtellen. Iſt das wahr, Fritze?

Fritze. O! vergeben ſie mirs doch. Bitten ſie doch Vater und Mutter, daß ſie mirs auch vergeben. Ich wills nicht wieder thun.

Lehrer. Was vergeben? Du haſt uns nicht beleidiget. Bitte dirs ſelbſt ab. Du thuſt dir den größten Schaden. Erſt, daß du dich ſo unnöthig quäleſt, da dir keiner etwas thut. Und vor den Eulen oder Katzen, die auf dem Boden ſchreyen, wird ſich doch der kleine Mann nicht mehr fürchten, der aus der Natur ſchon ſo manches weiß. Hernach, daß du dich dadurch ſelbſt unglücklich machen kannſt. Davon weiß ich traurige Exempel.

Fritze. O ſagen ſie doch.

Lehrer. Es war auch einmal ein kleiner Junge, der des Abends nicht mehr allein

liegen wollte. Eine ganze Zeit hatte er ſchon, wie du, zur großen Freude ſeiner Aeltern allein gelegen. Endlich, da polterts einmal bey den Nachbarn. Da denkt er gleich, es will ihn jemand holen; aus dem Bette heraus — und im Finſtern über den Saal weg. Zum Unglück ſteht die Thür offen. Er alſo — die Treppe herunter, bricht den Hals, und iſt mauſe — mauſetodt. Wäre er liegen geblieben! wer hätte ihm was gethan?

Dorchen. Er denkt, das kleine begrabene Kind kömmt wieder.

Lehrer. Fritze? — Das glaub' ich faſt nicht. Dazu iſt mein Fritze ſchon zu vernünftig, daß er das Zeug nicht mehr glaubt, als wenn die todten Körper in der Erde ſpuken könnten. Da müßten ja auch alle die kleinen Menſchen, die der Papa in Gläſern mit Spiritus hat, zu dir kommen, und dir ſpuken. Thun ſie denn das?

Fritze. Nein, lieber Herr Wahrmund, das thun ſie nicht. Ich kann ihnen aber doch nicht beſchreiben, wie angſt mir wird, wenn ich zu Bette gehen ſoll.

Dorchen. Hören ſie wohl? Da ſteckts.

Lehrer. Es muß doch etwas ſeyn, was dich zu fürchten macht. Und das iſt eine falſche Vorſtellung. Die glaube du nicht. Glaube du mir, lieber Fritze! Bedenke nur, wie dich Lebrechts Kinder auslachen würden, wenn ſie das nun von dir ſelbſt hörten, worüber du ſie ſchon ſo oft wegen ihrer dummen Furcht ausgelacht haſt. Suche deinen vorigen Ruhm wieder zu erlangen, daß du ſo ſchön allein im Finſtern ſchlafen kannſt. Da würden ſich Papa und Mama recht freuen. Und ich, für meine Perſon, habe dir ein allerliebſtes Vergrößerungsglas zugedacht, wenn du mir folgen, und dieſen Fehler ablegen wirſt.

Fritze. Nun ſie ſollen ſehen. Ich wills nicht wieder thun. Ich ſehe es ein, daß alles eine unnütze Furcht geweſen iſt.

Lehrer. Es war doch wohl nicht auch ein Bißchen Eigenſinn und Ungehorſam, daß Fritze ſchon aufhören mußte zu ſpielen, da er zu Bette gehen ſollte?

Fritze. Nein! o nein! lieber Herr Wahrmund. Das war es nicht. Darinn kennen ſie mich zu gut.

Lehrer. Nun wir werdens ſehen. Eins will ich dir noch ſagen: Du weißt das gar noch nicht, wie gut es ſey, daß du ſo gezogen wirſt, daß du lernſt ohne alle Furcht allein zu ſchlafen. Das wird dir auf deine ganze Lebenszeit wohlthun. Denn man kann nicht wiſſen, wo man noch einmal hinkömmt, und iſt höchſt unglücklich, wenn man ſich nicht von Jugend auf dazu gewöhnt hat.

Ich weiß davon ein poßierliches Exempel, als ich noch auf Univerſitäten war. Da war ein Student, der konnte auch nicht im Finſtern allein ſchlafen. War ſein Stubenpurſche einmal nicht da, ſo wollte er umkommen. Die andern vexirten ihn gewaltig, und nannten ihn die alte Kindermuhme. Da kam es nun einmal, daß ſein Stubenpurſche auch nicht da war, und er allein ſchlafen mußte. Mit großer Angſt legte er ſich zu Bette. Im Hauſe wohnten viele Leute, davon einige das mochten gemerkt haben. Sie machen alſo des Nachts ein Gepolter an der Wand, wo er ſchläft. Er, gleich aus dem Bette heraus, und zu dem Wirth herunter in die Stube. Unter der Zeit gehen ſie in ſeine Stube, die er in der Angſt abzuſchließen vergeſſen hatte, nehmen ihm Uhr, Schnallen, Wäſche, und alles Geld aus dem Koffer. Als er wieder herauf kam, war alles fort.

Das

Das hatte er denn von ſeiner dummen Furcht.

X.

Die Wünſche.

Ein kleines Mädchen von ſechs Jahren war einmal in der Stube ganz allein ſitzen geblieben. Die Aeltern waren in den Garten gegangen. Als es ihnen einfiel, liefen ſie geſchwind nach dem Kinde. Es ſaß ganz geruhig bey ſeiner Schreibtafel.

Vater. Dorchen, was machſt du? Haſt du dich gefürchtet?

Kind. Nein! wovor ſollt' ich mich fürchten. Ich habe ja nichts Böſes gethan. Ich dachte, ſie würden mich wohl holen, wenns Zeit wäre.

V. Was haſt du denn ſonſt gemacht?

K. Ich habe hier auf der Tafel geſchrieben. Aber ich habe auch gebetet.

V. Was denn, mein Kind?

K. Ich habe mir von dem lieben Gott etwas gewünſcht.

V. Wie haſt du denn geſagt?

K. Lieber Gott! gieb mir doch, was ich mir wünſche.

V. Was haſt du dir denn gewünſcht? Geben wir dir nicht alles, was du brauchſt?

K. Der liebe Gott aber kann mir doch noch mehr geben. Und wenn es der haben will; ſo thun ſie es auch. Sie ſagen ja immer, der liebe Gott müſſe ihnen erſt alles geben, ſonſt könnten ſie mir nichts geben. Da dachte ich: ich müßte wohl den lieben Gott zuerſt darum bitten, wenn ich mir etwas wünſchte.

V. Daran haſt du recht gethan, liebes Mädchen! Was wäre dir denn aber wohl

das

das Liebſte, was du dir wünſcheſt? Was möchteſt du denn wohl beſonders gerne haben?

K. Recht viele ſchöne Blümchen. Denen bin ich gar zu gut.

V. Sonſt nichts?

K. Doch. Ein Zickelchen, das ich ſelbſt füttern könnte. Das ſollte eine Freude ſeyn.

V. Wenn du aber nun krank wäreſt, und könnteſt dein Zickelchen nicht einmal beſuchen. Was würde dirs denn helfen?

K. Vater! du fragſt auch artig. Da ließe ich mirs in die Stube bringen, daß die Krankheit vergienge.

V. Davon würde aber deine Krankheit nicht vergehen. Wäre es aber nicht beſſer, wenn du geſund wäreſt, und mit deinem Zickelchen vergnügt auf dem Hofe herumſpringen könnteſt?

K. Nun

K. Nun das wäre freylich beſſer.

V. Iſt alſo die Geſundheit nicht noch beſſer? Wenn wir nicht geſund ſind, ſo haben wir an nichts Freude. Wie war es, da du die Pocken hatteſt, und dir die Augen zugeſchworen waren? Was würde dir da dein Zickelchen geholfen haben, wenn du es nicht einmal hätteſt ſehen können?

K. Ja! das iſt wahr. Daran hatt' ich nicht gedacht. Ich hätte mir alſo zuerſt die Geſundheit wünſchen ſollen.

V. Wie wollteſt du das wohl machen?

K. Ich wollte ſagen: Lieber Gott! erhalte mich doch geſund. Ich kann mich ja ſonſt nicht recht freuen.

V. Ich weiß aber was, das noch beſſer iſt, als die Geſundheit. Sollteſt du das nicht auch wiſſen? Beſinne dich einmal.

K. Was wäre denn das wohl? Warte doch, Vater! Das wäre — wäre — wäre

wohl recht viel Geld, daß ich mir alles kaufen könnte, was ich haben wollte. Das wäre eine ſchöne Sache. Schöne Kleider, Garten, Blümchen, Zickelchen, einen ſchönen Kanarienvogel, einen Zeiſig. Nicht wahr, Vater?

V. Kannſt du dir aber alles für Geld kaufen, was dir fehlt, und was du wünſcheſt?

K. Das dächt' ich wohl. Die Tante ſagt ja: für Geld kann man alles haben.

V. Nun ſo kauf du dir einmal die Geſundheit, wenn du ſie nicht haſt. Kauf dir einmal ein Paar neue Augen, wenn du nicht ſehen kannſt. Sind die wohl auf dem Jahrmarkte zu haben? Es war einmal ein blinder König, der bot ſein ganzes Königreich, wenn ihn einer ſehend machen könnte. Aber da war keiner, der das konnte.

K. Da hätte doch Chriſtus können vom Himmel kommen. Der würd' es gewiß gekonnt haben; denn der hat viele Blinde ſehend gemacht.

V. Ja! gekonnt haben — aber gewollt haben? Das iſt eine ganz andre Sache. Das thut der liebe Gott und unſer Herr Chriſtus jetzt nicht mehr.

K. Warum denn aber nicht? Das wäre doch ſchön, wenn der liebe Gott noch allen elenden Leuten ſo hülfe.

V. Das kannſt du noch nicht verſtehen, mein Kind! warum das nicht mehr geſchicht. Aber du haſt mir noch nicht auf das Kaufen der Geſundheit geantwortet.

K. Ich ſehe es, Vater. Das war von mir nicht recht geſprochen.

V. Sollte alſo wohl nicht noch was beſſeres da ſeyn, das du dir wünſchteſt? Denn man kann doch in der Welt nicht immer geſund bleiben.

K. Soll ichs einmal ſagen?

V. Ja! recht ſo, wie du es von Herzen meynſt. Denn mir kannſt du alles ſagen.

K. Ich wollte ſagen: Lieber Gott! mache mich doch recht gut und fromm.

V. Wåre denn das noch beſſer?

K. O ja! Vater, viel, viel beſſer.

V. Warum denn das? Das möcht' ich wohl wiſſen.

K. Ja! ich wills ſagen, wie ich mirs ſo vorſtelle. Sieh einmal, lieber Vater! Wenn ich unartig bin, ſo giebſt du mir nichts. Die Mutter hatte mir neulich ein Bißchen Torte verſprochen. Ich war aber nicht artig geweſen. Da ſagte ſie: Du biſts nicht werth. Und ich kriegte nichts. Ich denke, ſo machts der liebe Gott auch.

V. Das war getroffen: ſehr gut getroffen. Dabey bleib. Darfſt du wohl den lieben Gott um etwas bitten, wenn du nicht

artig biſt? Dann hört dich der liebe Gott nicht.

K. Ja! Vater, das iſt wirklich wahr.

V. Mache ichs nicht auch ſo, wenn du unartig biſt, und noch ſo viel bitteſt? Gebe ich dirs wohl? Sage ich dann nicht: gehe mir vor den Augen weg, und beſſere dich erſt? Was wäre alſo wohl der beſte Wunſch, den du thun könnteſt?

K. Wie ich ſchon geſagt habe: Lieber Gott! laß mich recht fromm und artig werden!

V. Gehörte denn dazu auch wohl, daß du deinen Aeltern recht dankbar wäreſt?

K. Ach ja, beſter Vater! Sie thun mir ja beyde ſo viel Gutes.

XI.

Fortſetzung des zehnten Stücks.

Vater.

Was meynſt du, wenn wir bald ſtürben, und du bliebeſt als eine arme Wayſe zurück?

Kind. Ach, du lieber Gott! das thue doch ja nicht. Laß mir doch meine lieben Aeltern leben, daß ſie mich groß ziehen!

V. Das wird Gott thun, wenn es uns und dir nützlich iſt. Wenns aber auch nicht geſchähe; ſo müßte er ſeine guten Urſachen dazu haben, und er würde auf andere Art für dich ſorgen, wenn du gut bliebeſt, und dich nicht zum Böſen verführen ließeſt.

K. Sollte das der liebe Gott wohl an mir thun?

V. Ganz gewiß, wenn du fromm und gut bleibeſt. Denn er, ſorget ja für alle Blümchen auf der Wieſe. Alſo wird er das noch vielmehr an dir thun, da du ein Menſch biſt. Beſſer wäre es freylich, wenn du deine Aeltern ſo lange behielteſt, bis du erzogen wäreſt, und dir ſelbſt helfen könnteſt. Denn was die an dir thun, das thun gewiß fremde Leute nicht.

K. Ach ſo will ich den lieben Gott recht ſehr bitten, daß er ſie noch ſo lange, mir zum Beſten, leben laſſe.

V. Du mußt aber nicht anders bitten, als wenn es Gottes Wille wäre. Denn ſein Wille iſt beſſer, als der unſrige. Iſts alſo genug, ſich ſelbſt nur allein was Gutes zu wünſchen?

K. O nein, Vater! auch andern, die uns Gutes thun.

V. Wenn

V. Wenn du alſo das viele Gute erkenneſt, das deine Aeltern an dir thun, und ihnen recht dankbar ſeyn willſt: mußt du denn nicht auch deinen Aeltern alles Gute wünſchen, oder für ſie beten?

K. O ja! von Herzen. Und das thue ich auch ſehr oft.

V. Iſt das alſo nicht beſſer, als Blümchen, Zickelchen, ſchöne Kleider, Kanarienvogel und Zeiſig?

K. Das iſt ja aber nichts Böſes, was ich mir da gewünſcht habe.

V. Das iſt es wohl nicht; aber beſſer iſt beſſer. Siehſt du wohl, liebes Kind! wie es mit deinen Wünſchen iſt? Du wünſchteſt dir immer zuerſt, was dir zuerſt am beſten vorkam: Blümchen, Zickelchen, Kanarienvogel, Zeiſig. Aber an das Beſte dachteſt du nicht. Komm her! Du ſollſt das alles

haben. Da haſt du im Garten ein beſonderes Beet. Das ſoll dein ſeyn.

Das war eine Freude, da nichts drüber gieng. Das Kind bepflanzte es mit allerley ſchönen Blümchen. Nach wenig Tagen waren die Blümchen verwelkt, und die Freude war aus.

Nun kaufte der Vater das Zickelchen. Da war die Freude noch größer. Das Kind fütterte es ſelbſt, gab ihm auch alle Morgen und Mittage etwas von ſeinem Butterbrode ab. So lieb hatte es das Thierchen. Aber über das Zickelchen vergaß es Lernen, Nähen und Stricken. In den Lehrſtunden war ihm immer das Zickelchen auf dem Buche. Sein Herz und alle ſeine Gedanken waren immer bey dem Zickelchen.

Nun wurde das Ding mit ausgetrieben. Aber an einem Abend kam der Hirt, und brachte

brachte das Fellchen. Ach! fragte das Kind ſchon weinend, wo iſt denn mein Zickelchen? Ja! Jüngferchen, ſagte der Hirt, das hat mein großer Hund todt gebiſſen. Da hat ſie das Fell — kann ſich ein Paar Handſchuhe daraus machen laſſen.

O! das war ein Jammer und Wehklagen. Mein Zickelchen, mein armes Zickelchen, rief es den ganzen Tag. Biſt du todt, du niedliches Thierchen? der böſe Hund!

Es konnte ſich in einigen Tagen nicht zufrieden geben. Dieſe Freude war auch aus.

Da ſagte der Vater: das iſt recht gut, daß das Zickelchen weg iſt. Ich hätte es ſo abgeſchafft. Warum denn das? ſprach das Kind. Das würdeſt du mir doch nicht zu Leide gethan haben, lieber Vater!

V. Unverſtändig. Du weißt, daß ich dir alle Freude mache. Wenn ich dir nun

daſs Zickelchen nahm, muſste ich nicht meine guten Urſachen dazu haben, und es doch gut meynen? Dir zu Gute, aus Liebe zu dir, zu deinem wahren Beſten, hätte ich das Zickelchen abgeſchafft.

K. Wie ſo, Vater? Wie meynſt du das? Wie kannſt du mir etwas nehmen, was meine ganze Freude iſt, und es doch aus Liebe zu mir thun, wie du ſagſt?

V. Sollſts gleich hören. Du liebteſt das Ding zu ſehr — hiengeſt dein ganzes Herz daran — vergaſseſt Vater und Mutter, Lernen, Fleiſs, und alles darüber. Da war es dir nicht mehr nützlich; da wurde es dir ſchädlich. Du merkteſt das aber, als ein Kind, noch nicht. Ich ſah es aber. Da muſste ich dirs nehmen, wenn ich dich lieb hatte. Verſtehſt du mich nun?

K. Ja! Vater. Aber ſo weit hatt' ich nicht gedacht.

XII.
Fortſetzung des eilften Stücks.

Vater.

Siehſt du wohl, liebes Kind! ſo nimmt uns der liebe Gott auch manches, wenn wirs zu ſehr lieben, einen Abgott daraus machen, und darüber ihn und ſeine Gebote vergeſſen. Denn wie heißt das erſte Gebot?

Kind. Du ſollſt keine andere Götter haben neben mir, — und Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.

V. Das ſagſt du da bald her; aber was iſt denn da die Hauptſache bey der Liebe zu Gott? Wir können und dürfen ja andere Dinge doch auch lieben. Du z. E. deine Aeltern, und wenn du das nicht thäteſt, ſo wärſt du ein böſes und undankbares Kind.

Sollteſt du das wohl treffen, wie wir Gott eigentlich lieben ſollen?

K. Ja! Vater, das will ich dir ſagen: über, über alle Dinge.

V. Recht ſo, mein Kind. Das war gut: über alle Dinge. Was mag das wohl heiſſen? Sollteſt du wohl in der Welt eine Sache eben ſo ſtark, oder wohl noch mehr lieben, als Gott?

K. Nein, Vater! ſonſt würde ich Gott nicht über alles lieben.

V. Du haſt wieder recht. Siehſt du nun wohl? wenn du etwas mehr liebeſt als Gott, ſo wäre das dein Abgott. Und ſo wäre dein Zickelchen bald dein anderer Gott geworden. Merkſt du das wohl? bald hätteſt du darüber andere wichtigere und nützlichere Dinge vergeſſen, die der liebe Gott auch von dir haben will, daß du ſie lernen und thun ſollſt. Und da hatteſt du andere Götter neben ihm.

K. O Vater! So iſt das mit dem erſten Gebote?

V. Ja! ſo iſt es damit. Daß du aber ſieheſt, daß ich dir auf andere Weiſe wieder Freude machen kann; ſo gehe einmal auf deine Stube, was du da finden wirſt.

K. O herzensbeſter Vater! Ein Paar ſcharmante Vögelchen! Ein Kanarienvögelchen — ſo gelb, wie ein Wachs. Es ſang eben ganz exzellent, als ich kam. Und ein Zeiſig noch dazu? — ein Zeiſig, der Waſſer zieht? O wie freue ich mich! Nun will ich das Zickelchen gerne vergeſſen.

V. Meynſt du das? Nun bin ich dein Herzensvater. Nicht wahr? weil ich dem Töchterchen wieder Freude gemacht habe? Wär ichs denn aber auch geweſen, wenn ich dir das Zickelchen genommen, und nichts wieder gegeben hätte? Frage dich einmal! Würdeſt du denn auch mit dem Willen dei-

ners Vaters ſo zufrieden geweſen ſeyn, als jetzt, da du wieder ein Paar niedliche Vögelchen haſt? Sprich einmal ehrlich, wie dirs ums Herz iſt. Gott weiß doch, wie du es meynſt.

K. Ja, Vater! ehrlich will ich dirs ſagen — nicht lügen. Gefreuet hätt' ich mich wohl eben nicht, aber ich wäre denn doch zufrieden geweſen, weil ich weiß, daß du es immer gut meynſt, wenn du was giebſt, und wenn du mir was nimmſt.

V. So machts der liebe Gott auch. Er meynt es immer gut mit uns Menſchen. Er bleibt Vater, wenn er giebt, und wenn er nimmt —

Was geſchah aber nun weiter? Die Vögelchen wurden gefüttert, gepflegt, geliebt. Das Kind ſaß ganze Stunden, und ſah dem Zeiſig zu, wie er an einem Fingerhuth mit der Kette ſein Waſſer zog.

Aber wie kurz war auch dieſe Freude!

Das Kind verreiſte mit ſeinen Aeltern auf einige Tage. „Marie, daß du ja für meine Vögelchen ſorgeſt!“ Es kam wieder. Der Kanarienvogel war vergeſſen und verhungert. Der Zeiſig aber hatte ſich in ſeiner Kette aufgehänget.

Da wurde ein Lärm, daß das ganze Haus erſchallte. Das Kind ſchrie und heulte ganz erbärmlich. Der Vater aber that, als ob ers nicht hörte. Ach Vater! rief es: ſagſt du denn gar nichts? Ich armes Kind! Nun iſt alle meine Freude hin.

Der Vater ſchwieg noch immer ſtille. Das Kind konnte das nicht begreifen.

Endlich ſprach der Vater: Ich habe darum nichts ſagen wollen, weil du es nicht werth wareſt. Konnteſt du dich doch nicht erbärmlicher bezeigen, wenn deine Aeltern geſtorben wären.

Siehſt

Siehſt du nun, wie es mit deinen Wünſchen iſt? Ich habe ſie alle erfüllt. Sie haben dir alle erſt viele Freude, hernach deſto mehr Traurigkeit gemacht. So iſt es mit allen Wünſchen der Menſchen, oder mit allen Dingen, woran man ſein Herz zu ſehr hängt, und denkt, daß man ſie nicht verlieren kann.

Wünſche dir, daß du recht fromm und artig wirſt. Das kann dir Niemand nehmen.

XIII.
Vom Schnee.

Peter.

Siehe einmal dahin, Karl! wie die Schneeflocken fliegen! O da oben am Thurm — da gehts kraus durch einander.

Das

Das ſind wohl Federn? Warum mags den Sommer nicht ſchneyen?

Karl. Das war einmal eine rechte Peterfrage. Weils dann nicht kalt iſt, ſo kanns auch nicht ſchneyen. Peter! du ſtellſt dir wohl vor, als wenn der Himmel ein groß Bette wäre. Da ſchnitte einer ein Loch hinein. Huſch wären die Federn heraus. Die flögen denn ſo in der Luft herum. Ha! ha! ha!

Peter. Das wohl eben nicht; aber, hochgelehrter Herr Karl! wenn er mich denn auslacht, ſo ſage er mir doch, wie es mit dem Schnee iſt, und warum er ſo artig ausſieht. Das möcht' ich wohl wiſſen.

Karl. Schnee iſt Schnee, und Waſſer iſt Waſſer. Wenns Waſſer friert, ſo iſts Eis. Und wenns wieder aufthauet, ſo iſts auch wieder Waſſer. Wenns nun im Winter ſchneyt, ſo iſts Schnee. Verſteht er das?

Peter. Ha! ha! ha! das war mir rechte Karlsweisheit. Nun bin ich ſo klug, wie vorher.

Der Informator Gutmann. Stille, ſtille! Nicht ſo ſpöttiſch gegen einander. Das ſchickt ſich für Brüder und kleine Knaben nicht, die beyde noch nicht viel wiſſen, und ſich deswegen einander nicht vexiren dürfen.

Peter. Karl thut auch immer ſo klug, und dann weiß er doch nichts. Sagen ſie es uns doch, lieber Herr Gutmann, wie es mit dem Schnee recht iſt.

Gutm. Wenn ihr eure Lektion fertig habt, ſo ruft Riekchen und Philippinen. Dann will ichs euch allen ſagen, wie es mit dem Schnee und Eiſe iſt.

Karl. Ach ja! lieber Peter, laß uns ja recht fleißig ſeyn, damit wir bald fertig werden.

Peter.

Peter. Kommt, Schweſtern! Geſchwind, hurtig. Wo ſeyd ihr? Herr Gutmann will etwas Schönes erzählen.

Philippine. Ach! dieſe Nacht wirds recht frieren. Sehn ſie einmal, wie die Fenſter ſchwitzen.

Gutm. Aber wie werden ſie morgen früh ausſehen, wenns draußen ſo kalt bleibt?

Riekchen. Dicke, dicke gefroren.

Gutm. Können ſie das, wenn ſie nicht naß ſind? Wenn ihr ein trockenes Glas hier mitten auf den Tiſch ſetzt, wird das wohl frieren?

Karl. Nein! weil es nicht naß iſt.

Peter. Das glaub' ich wohl. Hier iſts auch zu warm, da kanns freylich nicht frieren, wenns auch naß wäre.

Gutm. Kleiner Ungläubiger! wenn du es auch draußen auf den Hof ſetzeſt, und es iſt nicht naß; ſo frierts doch nicht.

Philipp.

Philipp. Aber warum ſchwitzen denn die Fenſter ſo? Das thun ſie doch im Sommer

Gutm. Nun hört wohl zu. Jetzt ſolls kommen. Das Fenſter hat doch zwey Seiten. Nicht wahr? eine draußen, und eine hier in der Stube.

Karl. Ja! draußen iſts kalt, und hier iſts warm.

Gutm. Richtig. Darum ziehen ſich eben alle Dünſte aus der Stube dahin, weil draußen die Seite des Glaſes kalt iſt. Durch das Glas können ſie nicht durch. Alſo ſchlagen ſie hier an der Innenſeite der Fenſter an. Je kälter es nun draußen, und je wärmer es hier in der Stube iſt; deſto ſtärker ſchwitzen die Fenſter. Das begreift ihr doch?

Peter. Aber das Frieren? Wovon frieren ſie denn?

Gutm. Wenns nun des Abends kalt in der Stube wird, ſo dringt die Kälte von außen deſto mehr durch. Die Wärme iſt nicht mehr ſo ſtark, daß ſie der Kälte widerſtehen kann. Dann müſſen zuletzt die Fenſter frieren.

Karl. Aber wie das nun zugeht?

Gutm. Das geht ſo zu. Erſt müßt ihr wiſſen, daß mit allem Waſſer zarte Salztheilchen vermiſcht ſind. Wenn nun alle Wärme aus dem Waſſer herausgeht, ſo ſchießen die Salztheilchen, wie kleine Spießchen, an. Die Waſſertheilchen, die noch dazwiſchen ſind, dunſten entweder weg, oder werden hart, und nehmen eben die Geſtalt an, wie die Salztheilchen. Ich wette drauf: morgen früh haben wir die ſchönſten Röschen, Sternchen, Bäumchen, und andere allerliebſte Figuren an den Fenſterſcheiben, die kein Maler ſo ſchön malen kann. Wer

morgen etwas eher aufſtehen will, ehe die Stube recht warm wird, der kann dieß ſchöne Naturſpiel noch ſehen. Vielleicht ſehen wirs auch auf der Kammer, wo wir ſchlaſen. Denn die Betten dunſten ſtark genug aus, und die Fenſter werden ſchon frieren.

Karl. Aha! das iſt das Frieren. Alſo kömmts vom Salz her?

Gutm. Nicht ganz allein davon. Ich meyne nur jetzt die Fenſterſcheiben. Es kommen freylich dabey mehr Urſachen zuſammen, wenn z. E. ein großer Fluß überfriert, daß man, wie auf einer Brücke, drüber gehen und mit großen ſchweren Frachtwagen drüber fahren kann. Wie es an den gefrornen Fenſterſcheiben iſt, ſo iſt es auch mit den bereiften Hecken und Bäumen, wenn ein Nebel geweſen iſt, und ſich die wäſſerichten Dünſte da angeſetzt haben, und gefroren ſind. Man kann faſt nichts Prächtigers ſehen.

Philipp.

Philipp. Es ſieht alles, wie überzuckert, aus.

Gutm. Eben das Zuckrichte ſind die angeſchoſſenen Salz- und die hartgewordnen Waſſertheile.

XIV.

Fortſetzung des dreyzehnten Stücks.

Riekchen.

Kann mans nicht eſſen?

Peter. Die denkt ſchon: es iſt Zucker. Koſte nur. Deine Zunge wirds fühlen.

Gutm. Es iſt gut, Peter! daß du darauf kömmſt. Laßt euch ja, Kinder! von andern böſen Kindern nicht verführen. Wenn die ſagen: lege einmal deine Zunge hier auf das überzuckerte Eis — es ſchmeckt ſüße; ſo thuts ja nicht. Die Zunge iſt naß. Die Haut bleibt gleich

 ſitzen,

ſitzen, und ihr müßt ſie blutig und mit groſſen Schmerzen zurückziehen. Denn die Haut der Zunge friert gleich an.

Karl. Haben Sie Dank, daß Sie uns warnen. Ich bedanke mich gar ſchön für dieſen Zucker.

Gutm. Halt! wir wollen doch ſehen, ob wir nicht einmal das Frieren in der warmen Stube nachmachen können. Peter! laß dir einmal eine Schüſſel mit Waſſer geben. Und du, Karl! eine andere mit Schnee. Du aber, Riekchen! hole ein Paar Hände voll Salz aus der Küche. In der Zeit will ich das Kohlenbecken zurechte machen.

Peter. Gleich ſolls da ſeyn. Was wird das werden?

Gutm. Nun ſeht: dies Salz menge ich unter den Schnee. Dieſe Schüſſel mit dem geſalzenen Schnee ſetze ich aufs Kohlenbecken, und auf dieſe die Schüſſel mit Waſſer. Nun gebt Achtung.

Karl. Ach das Waſſer friert ſchon oben.

Gutm. Das ſoll es auch. Denn was noch von Wärme in dem Waſſer iſt, wird durch die Kälte des geſalzenen Schnees herausgetrieben. Und ſo muß es auf dem Kohlenbecken in der warmen Stube frieren. Iſt das nicht artig?

Philipp. O ſcharmant! Wer hätte das denken ſollen.

Gutm. Wenn ihr mir ein gut Wort gebt, ſo wollen wir noch was Artigers machen.

Karl. O beſter Herr Gutmann!

Rieckchen. Liebes Gutmännchen!

Peter und Philippine. Bitte! Bitte!

Gutm. Nun ſo muß ichs denn wohl thun. Peter! hole einmal ein Arzneygläschen, und reines Waſſer. Seht hier dies weiße Pulver.

Karl. Ach! was iſt denn das? Gewiß geriebener Zucker?

Gutm. Nein! ſondern ein ſehr fein geriebenes und gereinigtes Salz, das man Salmiak nennet. Von dieſem Salze thue ich etwas in dies Arzneygläschen mit Waſſer. Seht, wie es ſchmilzt. Das heißt: es löſt ſich auf, oder es vermiſcht ſich mit dem Waſſer. Wie artig das läßt! Es geht in lauter kleinen Wölkchen aus einander. Nun wollen wir das Gläschen ein Weilchen auf den Ofen ſetzen, daß es warm werde, damit ſich das Salz recht mit dem Waſſer vermiſche. Und dann will ich euch morgen was weiſen, daß euch ſehr angenehm ſeyn wird. Es ſollen da einige Tropfen vor euren Augen ſo werden, als wenn ſie gefroren wären.

Peter. O beſter Herr Gutmann! machen Sie doch noch heute. Hören Sie wohl? Wir wollen gerne noch aufbleiben.

Gutm.

Gutm. Nein! jetzt iſts zu ſpät. Das Waſſer iſt noch nicht gut dazu. Morgen ſollt ihr alles ſehen. Jetzt gehen wir zu Bette, und freuen uns auf die gefrornen Fenſterſcheiben; danken aber Gott, daß wir uns in unſern Betten vor der Kälte bergen können.

XV.

Fortſetzung des vierzehnten Stücks.

Peter.

Ich bin ſchon auf, Herr Gutmann! Es hat ſieben geſchlagen. Heraus, heraus! wenn ihr ſchöne Fenſterſcheiben ſehen wollt.

Gutm. Das iſt brav, Peter! Ich dachte ſchon in der Stube: ſollte es denn keinem wieder einfallen? Nun friſch heraus!

Karl. Hier ſind wir ſchon. Was giebts denn?

Gutm. Lauter ſchöne Sachen. Laßts nur erſt ein Bißchen helle werden. Allons! friſch! waſcht euch. Zieht euch an. Dann wollen wir das Frieren nachmachen, da wir noch Licht haben.

Karl. Soll ich das Gläschen vom Ofen holen?

Gutm. Ja! gieb her, lieber Karl! Wollens einmal umſchütteln. Schön; alles klar, und das Salz hat ſich ganz mit dem Waſſer vermiſcht.

Peter. Was wollen Sie denn nun machen?

Gutm. Geduld! Hier ſteht nun das Vergrößerungsglas. Das kennt ihr ſchon. Die Lampe davor. Ein Tröpfchen vom Salzwaſſer thue ich hier auf den Glasſchieber. Seht ihr wohl? Nun wärm' ichs erſt

ein

ein Bißchen über den Kohlen, bis das Tröpfchen einen Rand kriegt.

Karl. Da iſt der Rand ſchon.

Gutm. Nun geſchwind damit unter das Glas, und den Spiegel vor. Peter! ſchaue herein. Was ſiehſt du?

Peter. Nichts, als einen hellen Fleck.

Gutm. Gieb genau Achtung, was paſſiren wird!

Peter. Ach! es ſchießt; es ſchießt. Lauter Spießchen. Lauter kleine Blümchen; wie ein Garten. Was iſt das?

Karl. O! ich auch!

Gutm. Da wirſt du nun auch das kleine Gärtchen oder Wäldchen ſehen, das wie ein Garten ausſieht, der im Winter bereift iſt.

Karl. O ſcharmant! Alles, wie überzuckert; aber es regt ſich nichts.

Gutm. Jetzt ſolls auch nicht. Wills aber noch einmal machen. Nun Karl! paß auf.

Karl. Daß dich doch — O wie es läuft! Huſch! nun iſt alles voll. Wie geht denn das zu?

Gutm. Das nennt man das Anſchießen des Salzes, das mit dem Frieren eine Aehnlichkeit hat. Wenn das Waſſer nach und nach verdunſtet, ſo bleibt das Salz zurück, und ſchießt in ſolchen Figuren an. So iſt es mit dem Frieren der Fenſterſcheiben auch. Das artigſte iſt, daß alle Arten der Salze andere Figuren geben. Das will ich euch ein andermal mit dem Küchenſalze zeigen. Seht nun zum Fenſter heraus, und betrachtet die Bäume im Garten. Da habt ihr das im Großen, was ihr hier im Kleinen ſehet.

Wie viel Schönes hat der liebe Gott auch dem Winter beygelegt, wenn wirs nur ſehen wollen!

Peter. Ach da kommen die Mädchen erſt! O die Langeſchläfer! Nun habt ihr nichts geſehen.

Philippine. O! Herr Gutmann! Sollen wir nichts ſehen?

Riekchen. Ich auch nicht?

Gutm. Nun ſo kommt denn nur nach den Kammerfenſtern. Seht einmal die zarten Eisfäden. Das iſt der Anfang des Frierens, und aller Figuren. Hier iſt ſchon eine dickere Eisrinde, je mehr zuſammengefloſſen iſt. Da die ſchönſten Blumen und Sträuschen. Und hier, ſeht dieſe Linie. Die iſt ſtecken geblieben, weil nichts mehr da war, das frieren konnte.

Peter. Aber, lieber Herr Gutmann! vom Schnee wollten Sie uns ja was erzählen.

Wie iſt es denn damit, wenn der da oben aus der Luft, wie Federn, herunter fällt?

Gutm. Wißt ihr was, lieben Kinder? Wir wollen heute damit Schule halten. Es iſt euch eben ſo nützlich, als wenn ihr ein Kolloquium aus Langens Grammatik macht. Peter! hole einmal einen Schneeball herein.

Peter. Hier iſt einer.

Gutm. Lege ihn hier in dieſen Napf, und ſetze ihn auf den Ofen.

Peter. Er ſchmilzt ſchon.

Gutm. Das ſoll er auch. Nun will ich fragen. Wer am beſten antwortet, ſoll heute mit auf den Schlitten fahren. Gebt Achtung! Wenn der Schnee in der Wärme zu Waſſer wird, was muß er denn vorher geweſen ſeyn?

Alle. Waſſer! Waſſer!

Gutm. Kannſt du es aber hier in der Stube wieder zu Schnee machen, Karl?

Karl.

Karl. Nein! aber draußen frierts wieder.

Gutm. Ja! aber nicht wieder zu Schnee, ſondern zu Eis. Schnee wirds nicht wieder, weil es alles einmal zuſammengefloſſen iſt. Wenn du aber damit oben auf die Wolke kommen könnteſt, und göſſeſt das Waſſer herunter, daß es ſich in der Luft zertheilte; ſo würde es auch in der kalten Luft wieder frieren, und als Schnee herunterfallen. Was iſt alſo der Schnee?

Alle. Gefrornes Waſſer.

Gutm. Eigentlich zarte gefrorne Waſſerdünſte.

Peter. Wie frieren die aber ſo artig zuſammen.

XVI.

Fortſetzung des funfzehnten Stücks.

Gutm.

Wenn alſo oben in der Luft die wäſſerichten Theile ſo zerſtreut ſind, daß ſie zu bloßen Dünſten werden, und dann frieren, ſo giebts Schneeflocken. Je mehr ſich nun dergleichen an einander hängen, deſto gröſſer werden ſie. Und das geſchieht, theils im Fallen, theils durch den Wind.

Es war einmal ein Mohr. Die Leute wohnen in Afrika, wo es niemals friert und ſchneyet. Da wächſt die Baumwolle auf den Bäumen. Der kam nach Europa. Als es nun Winter wurde, und ſchneyete, verwunderte er ſich, und ſagte: in ſeinem Lande wüchſe die Baumwolle auf den Bäumen; hier aber fiele ſie vom Himmel.

Peter.

Peter. Das war artig. Baumwolle! Baumwolle!

Gutm. Merkt aber nun wohl. Der Schnee iſt noch etwas mehr, als Waſſer. Halt! eben fångts an, draußen zu ſchneyen. Da liegt ein Buch mit ſchwarzen Decken, Peter! hol' es einmal. Nun gehen wir heraus, und laſſen die Schneeflocken drauf fallen.

Karl. Warum denn eben auf was Schwarzes?

Philippine. So viel weiß ich doch auch, daß man ſie ſonſt nicht ſehen kann. Weiß auf Schwarz: das kann man ſehen.

Gutm. Recht, mein Kind! das war gut.

Riekchen. Ich will welche holen. Es iſt gar zu kalt draußen.

Peter. O das thue doch. Geſchwind lauf. Stille, ſtille! die wollen wir auslachen.

Riekchen.

Riekchen. Hier ſind ſcharmante Schneeflocken.

Peter. Wo denn? Weiß doch her!

Riekchen. Nun das weiß ich doch nicht. Wo ſind denn die den Augenblick geblieben?

Peter. Mädchen! die werden dir in der warmen Stube lange bleiben. Sie ſind geſchmolzen. Ha! ha! ha! Darum ſagte ja Herr Gutmann eben: wir müßten herausgehen, wenn wir ſie ſehen wollten.

Gutm. Kommt doch. Riekchen wird gewiß keine wieder in die Stube bringen.

Karl. Laſſen ſie mich das Buch unterhalten. O! was für artige Figuren! Sechsecke, Sternchen, Röschen. Ganz ſcharmant.

Gutm. Wie wunderbar und ſchön iſt die Bildung des Schnees! Seht auch hierinn des lieben Gottes Verſtand, Macht und

Weis-

Weisheit. Nehmt erſt einmal das Glas, und beſeht dadurch ein Schneeflöckchen.

Peter. O das iſt ja ganz was Herrliches.

Gutm. Und nun denkt an die Worte in der Bibel:

„Er giebt Schnee, wie Wolle (der „Mohr hatte ſo unrecht nicht); er „ſtreuet Reifen, wie Aſchen; er wirft „ſeine Schloßen, wie Biſſen.“

Karl. Woher kommen denn aber die artigen Figuren?

Gutm. Wenn oben in der Luft die Dünſte frieren, ſo ſchießen die Salze an, welche mit den Dünſten vermiſcht ſind. Die Waſſertheilchen werden hart, und zu Eiſe. Sie nehmen dann die Geſtalt der anſchießenden Theile an. Daher giebt es ſo artige Figuren.

Peter. In den Worten aus der Bibel hieß es ja auch: daß Schloßen fielen. Wie iſts denn damit?

Gutm. Wenn nur blos die runden Regentropfen frieren, und herunterfallen, ſo giebts Schloßen, wie man ſagt: es graupelt, weil ſie wie Gerſtengraupen ausſehen. Daher meynte neulich Riekchen: Mama dürfte keine Graupen kaufen; es lägen drauſſen genug auf dem Hofe. Es möchte dieſen Graupen aber wohl über dem Feuer eben ſo gehen, wie vorher den Schneeflocken in der Stube.

Peter. Aus den Schloßen wird wohl der Hagel.

Gutm. Das ſind große Schloßen, wie Knipkugeln, öfters ganze Stücken Eis. Im Winter hagelts nicht, ſondern nur im Sommer bey ſtarken Gewittern. Da iſt es wegen des vielen Waſſers in der Oberluft ſehr

kalt.

kalt. Wenn nun die gewaltige Menge Waſſer da oben friert, ſo entſteht der Hagel. Er beſteht aus vielen zuſammengefrornen Regentropfen, und hat in der Mitte einen ordentlichen Kern. Im Fallen ſetzen ſich immer mehr zuſammen. Das raſſelt denn entſetzlich, wenn der Hagel herunterſtürzt. Denn er kann nicht ſogleich wieder ſchmelzen, weil er ſo geſchwind herunter fällt, wenns auch auf der Erde noch ſo warm iſt.

Peter. Das war anders! Karl! als wie du vorher ſagteſt: Schnee iſt Schnee. O lieber Herr Gutmann! halten Sie doch oft ſolche ſchöne Schule mit uns.

Gutm. Das glaub ich wohl, daß euch das angenehm iſt; aber wir müſſen andere nützliche Sachen auch lernen. Werdet ihr künftig recht artig und fleißig ſeyn, ſo will ich euch öfters die Freude machen, und euch

zeigen: wie ſchön und gut der liebe Gott alles in ſeinen Werken gemacht hat.

Wenn ihr nur erſt weiter ſeyd, und die Landkarte verſteht, ſo will ich euch ein Land zeigen, wo es beſtändiger Winter iſt, und in dreyviertel Jahren keine Sonne ſcheint. Da fällt manchmal ſo viel Schnee, daß ganze Heerden Schafe darinn begraben werden.

Das Artigſte iſt: daß in dem Lande, bey jeder Veränderung des Windes, andere Figuren von Schnee fallen, die ich euch heute noch in Kupfer zeigen will.

Wer nun dieſen Mittag bey Tiſche Papa und Mama am beſten wieder erzählen kann, wie es mit dem Schnee iſt, dem will ich mein kleines Vergrößerungsglas ſchenken.

XVII.

Die betrogene Einfalt.

Der Aberglaube iſt auch immer die größte Einfalt. Die unwiſſendſten und einfältigſten Leute ſind allemal dem Aberglauben am meiſten ergeben. Verſtändige hingegen prüfen das ſchon beſſer, was ſie glauben ſollen. An die werden ſich liſtige und boshafte Leute nicht leicht machen; ſondern blos an die Einfältigen und Abergläubiſchen, deren Einfalt und Aberglauben ſie weit eher betrügen, und zum Beſten haben können.

Es war einmal ein Schäfer, der wohnte am Ende des Dorfs, nahe am Felde. Zu dem kömmt des Abends ein Mann, der ſich überaus kläglich anſtellt. „Ach, ſagt er, nun quält michs ſchon faſt Jahr und Tag,

 daß

daß ich den Schatz heben ſoll, und ich ar-mer Mann kann ihn doch nicht heben. Es ſcheint, daß der Schatz hier in dieſer Gegend ſtehen muß. Denn es läßt mich hier gar nicht weg. Und ich habe hier ſchon auf acht Tage herumlaufen müſſen.“

Als der Schäfer vom Schatze hört, wird er aufmerkſam. Denn wenn die Leute nur von Gelde hören, ſo ſind ſie ganz blind und taub, und fragen ihre Vernunft gar nicht mehr, ob die Sache auch möglich ſey, ſon-dern glauben ſolchen Betrügern blindlings. Das wollte denn dieſer auch eben haben. Durch das Wort Schatz hatte er ihn ſchon gefangen.

Was iſt das mit dem Schatze, ſagte der Schäfer, und wo ſteht er denn? Was quält euch ſo ſehr? Und wo ſeyd ihr her?

„Bin weit her, ſagte der Mann mit großer Ehrlichkeit — bin nun ſchon ſo lange

herum-

herumgelaufen, bis ich endlich hier meine Ruhe finden ſoll. Denn der Schatz ſteht nicht weit von eurem Hauſe.“

Nun horchte der Schäfer gewaltig.

„Es ſind lauter Perlen, Goldſtücke, goldne Uhren, Kreuze, Demanten, und ſolche Dinge, wie mir der Geiſt ſagt, der ihn bewacht. Sie ſind in Kriegeszeiten aus einem Kloſter hier vergraben, und ich wäre dazu beſtimmt, ihn zu heben, und, lieber Gott! ich kann ihn doch nicht heben. Drum läßt mir der Geiſt Tag und Nacht keine Ruhe.“

Hier fieng der Betrüger an, bitterlich zu weinen.

Was? verſetzte der Schäfer. Ihr ſollt den Schatz heben, und könnt ihn doch nicht heben. Das iſt ja wunderliches Zeug. Warum könnt ihr ihn denn nicht heben?

„Weil ich ein armer Mann bin, und es gehören wenigſtens dreyßig Thaler dazu,

 wenn

wenn er ſoll gehoben werden. Denn die müſſen an Leinwand und ſolchen Sachen vorher erſt parat liegen, und hernach an ein gewiſſes Kloſter gegeben werden. Eher kann der Schatz nicht gehoben werden. Ich weiß es nicht. So ſagt aber der Geiſt. Laß mich mitfrieden, hab' ich oft zu ihm geſagt. Ich bin ein armer Mann. Ich habe nichts. Wende dich an andre, die mehr haben. Da ſagt er dann: Schaffe du nur erſt einen, der das ans Kloſter geben will, und den Schatz gehoben hat. Der wird dir ſchon ſo viel davon geben, daß du genug haſt.«

Alſo etwa dreyßig Thaler gehörten dazu, erwiederte der Schäfer, wenn man den Schatz heben will?

„Mehr nicht. Ach ich kann heute nicht weiter kommen — bin ſchon bey ſo vielen geweſen. Die lachen mich aus, ſchelten mich einen Betrüger. Wenn ſie nur wüßten,

ten, wie lange ich ſchon herumgelaufen bin, und der Geiſt mich gemartert hat. Sie würden ganz anders ſprechen. Ich ſehe euch für einen ehrlichen Mann an. Steht mir doch bey. Der Schatz iſt euer, wenn ihr nur wollt. Denn ich frage nicht viel darnach. Ich kann ihn ſo nicht heben, weil ich die Sachen dazu nicht anſchaffen kann — bin ein alter Mann, und brauche nicht viel mehr in der Welt. Wollt ihr mir hernach ſo viel davon geben, daß ich leben kann; das ſteht in eurem Belieben. Denn der Schatz ſoll über hunderttauſend Thaler an Koſtbarkeiten werth ſeyn. Es iſt ein altes, über und über mit Eiſen beſchlagenes Käſtchen. Ich habe es noch heute Abend halb aus der Erde hervorſtehen ſehen. Da ich aber nicht wollte und konnte, ſo ſeufzte der Geiſt, bezeigte ſich kläglich, und das Käſtchen ſank mit

groſsem Klange wieder nieder in die Erde.“

Der einfältige Schäfer wußte ſich vor Freude nicht zu laſſen, und ſagte: die Leinwand, und andern Sachen fürs Kloſter ſollten parat ſeyn; aber er müßte doch erſt wiſſen, wo der Schatz ſtünde.

„O ja! ſagte der Mann, den Platz, wo er ſteht, ſollt ihr ſehen — auch den Geiſt, der ſich auf dem Platze ſehen läßt. Und das ſoll morgen Abend geſchehen. Es ſind keine vierhundert Schritte von eurem Hauſe.“

Darf ich aber wohl meinen Knecht mitnehmen? fragte der Schäfer. O ja, war die Antwort, wen ihr wollet.

XVIII.

XVIII.

Fortſetzung des ſiebzehnten Stücks.

Des andern Abends vergaß der Mann nicht wiederzukommen, und ſie giengen um die Mitternachtsſtunde heraus. Als ſie an den Platz kamen, ſagte er: „Seht einmal dahin. Da ſteht der Geiſt ſchon. Wie er ſich groß und klein macht. Nun, ſagt mir, ob ihr den Schatz haben wollt oder nicht; ſo will ich hingehen und mit dem Geiſte ſprechen.“

O ja! antwortete der Schäfer.

„Nun ſo bleibt hier ſtehen, und geht mir nicht aus dieſem Zirkel.“ Er aber kroch auf allen Vieren hin zum Geiſte, der ſich ſehr groß machte, und bald darauf verſchwand.

Als er wieder zurückkam, ſagte der Mann: der Geiſt ſey ſehr böſe geweſen, daß

er noch einen bey ſich gehabt hätte. Er habe nun ſelbſt den Tag beſtimmt, da ſie den Schatz heben ſollten. Er möchte ja aber für die dreyßig Thaler in der Zeit die Sachen fürs Kloſter anſchaffen. Sonſt ſey alles vergeblich. Er wolle denn an demſelben Tage ſchon zu rechter Zeit da ſeyn.

Hierauf ſchieden ſie von einander. Der Schäfer verſprach alles Mögliche, und gieng mit ſeinem Knechte nach Hauſe. Chriſtoffel, ſagte er zu ihm, du haſt nun alles ſelbſt geſehen und gehört. Willſt du mir wohl die dreyßig Thaler borgen, ſo will ich dir den Schatz halb geben. Dieſer war dazu bereit, und nun wurde mit der Frau geſprochen, die aber allerley Einwendungen machte, und klüger war, als der Mann mit ſeinem Knechte. Dieſer aber ſagte: Frau! ich habe dir den Geiſt ſelbſt auf dem Platze geſehen. Hu! hu! die Haare ſtehen mir noch

zu

zu Berge, wie er ſich groß und klein machte. Chriſtoffel ſchwur Stein und Bein, daß es ſo wäre. Die Frau ſagte weiter nichts, als du wirſts ſehen. Weib! ſchrie er, du biſt nicht klug. Was ich mit meinen Augen geſehen habe, daß muß doch wohl wahr ſeyn. Die Frau gieng zur Thür hinaus, und ſagte nur noch: Haſt du den Schatz auch ſchon geſehen? Da flog der Krug hinter ſie her, und ſie ſchwieg.

Ohngefähr acht Tage nachher kam der Mann gegen Abend wieder, und fragte gleich: ob die Sachen parat wären? Sie führten ihn auf die Kammer, und zeigten ihm alles. Das iſt gut, ſagte er. Nun wo ſind Hacken, Spaden, und dergleichen? Hier, hieß es, iſt alles. „Auch gut; aber der Knecht darf nicht weiter mitgehen, als ich ihm zeige. Sonſt bricht ihm der Geiſt den Hals, und wir kriegen gar nichts.

Wenn wir aber rufen, dann kann er kommen, und uns helfen.“

Darf ich wohl meinen Hund mitnehmen? fragte der Schäfer. „Um des Himmels willen nicht. Der würde alles verderben.“ — Die Frau murrte darüber in ſich ſelbſt, durfte aber nichts ſagen.

Als es eilfe ſchlug, giengen ſie mit ihrem Handwerkszeuge heraus. Der Knecht mußte wohl auf zweyhundert Schritte weit vom Platze ſtehen bleiben. Da ſie näher kamen, ſtand der Geiſt ſchon da, und wies immer vor ſich nieder. Der Mann gieng zu ihm hin, und machte einen Zirkel um die Stelle. Hierauf ſchlich der Geiſt wohl zwölf Schritte weg, und blieb ſtehen. Der Mann holte den Schäfer, und ſie fiengen an zu graben. Nicht gar tief kamen ſie auf etwas Hartes. Und ſiehe, es war ein viereckiger, mit altem Blech überzogener, und feſt vernagelter Kaſten,

ſten, der ganz roſtig und ſchwarz ausſah. Sie machten die Erde weg, konnten ihn aber wegen ſeiner Schwere nicht herausbringen. Da riefen ſie dem Knechte, und indem war auch der Geiſt weg.

Der Knecht kam. Sie hoben den Kaſten heraus, und der Mann ſagte: Gott Lob und Dank! daß wir ſo weit ſind. Sie trugen hierauf den Kaſten mit vieler Mühe nach Hauſe, und der Schäfer ſagte zu ſeiner Frau: Was willſt du nun? Hier iſt der Kaſten. Sie trugen ihn ſorgfältig auf die Kammer, und wußten vor Freude nicht, was ſie dem Manne zu Gute thun ſollten.

XIX.

Fortſetzung des achtzehnten Stücks.

Es iſt nun alles recht gut, ſagte der Mann. So weit wären wir mit Got-

tes

tes Hülfe. Aber nun kömmt die Hauptſache. Der Geiſt hat mir ausdrücklich geſagt: daß ihr den Kaſten ja nicht eher, als in der Chriſtnacht, aufmachen ſollt. Sonſt verwandle ſich alles in Erde. Es war etwan acht Tage vor Weihnachten. Das verſprachen ſie ihm heilig.

„Was nun die Sachen fürs Kloſter betrifft, fuhr der Mann fort, ſo könnt ihr ſie hinſchicken, durch wen ihr wollt. Ich bin zufrieden, daß ich Ruhe habe, und will zu rechter Zeit ſchon wieder da ſeyn, wenn ihr den Kaſten aufmacht. Wollt ihr mir dann für meine Mühe ſo viel abgeben, daß ich kann wieder nach meinem Vaterlande kommen: das ſtehet in eurem Belieben. Ich denke: ihr werdet mich nicht vergeſſen, wenn ihr die koſtbaren Sachen erſt ſehen werdet.“

O ja, ſagten ſie alle, von Herzen gern wollen wir euch was abgeben. Aber, lieber

Mann!

Mann! ſprach der Schäfer, wollte er nicht ſelbſt ſo gut ſeyn, und die Sachen nach dem Kloſter bringen? Wir wiſſen da keinen Beſcheid, und wolltens auch nicht gerne Jemanden ſagen. Nein! erwiederte der Mann, das kann ich nicht thun. Ich habe hier herum noch andere Geſchäfte. Ihr habt nun den Schatz, und könnt ſehen, wie ihr die Sachen hinbringet.

Sie baten ihn aber gar zu ſehr, daß er ſich endlich bereden ließ. Sie packten zwey Stück Leinwand, und andere Sachen in einen Korb. Er aber gieng, dem Scheine nach, ſehr ungerne mit den Sachen fort. Wäret ihrs nicht, ſagte er noch beym Weggehen, denen ich das zu Gefallen thäte, weil ihr mich zur Ruhe gebracht habt: kein Menſch ſollte mich dazu kriegen. Nun ſo lebt wohl; aber das ſag' ich euch: macht ihr den Kaſten eher auf, als in der Chriſt-

nacht, bis ich wiederkomme, ſo ſind wir verloren, und der Geiſt bricht uns allen die Hälſe.

Er gieng fort, und ſoll noch wiederkommen. Wie lang wurde den Leuten die Zeit, ehe die Chriſtnacht kam! Nur die Frau brummte immer im Hauſe herum, als ob ihr nichts Gutes bevorſtünde. „Hätteſt dem Kerl die Sachen nicht eher geben ſollen, bis wir den Kaſten aufgemacht hätten.“ Schweig! rief der Schäfer, der Schatz iſt uns gewiß genug.

Endlich kam der gewünſchte Abend. Sie lauerten bis zum Morgen, daß der Mann erſcheinen ſollte. Er blieb aus. Da machten ſie ſich über den Kaſten her, und brachten wohl einen halben Tag zu, ehe ſie das Blech herunter reißen, und die vielen Nägel ausziehen konnten. Aber was fanden ſie da? Nichts, gar nichts, als recht dicht eingeſtampfte Erde. Him-

Himmel! wie ſahen ſie ſich einander an! Wie kratzten ſie ſich im Kopfe! Ach! rief die Frau, da habt ihrs nun. Das hab' ich wohl gedacht, daß der Kerl ein Spitzbube, und ihr Narren waret. Aber der Frau ihr Wort muß nichts gelten.

Meine dreyßig Thaler wieder her, ſchrie der Knecht. Der Schäfer ſtand, wie vom Schlage gerührt. Da hätte es denn noch bald brave Schläge gegeben. Der Knecht wollte ſein Geld wieder haben. Die Frau brummte den ganzen Tag im Hauſe herum. Der Schäfer ſagte in eins weg: wenn ich nur den Geiſt nicht ſelbſt geſehen hätte! „Einen Spitzbuben, einen Betrüger haſt du geſehen, und ſonſt nichts. Hätteſt du, dummer Kerl, nicht gleich darauf losgehen können? Ich merkte ſchon Unrath, da du den Hund nicht mitnehmen ſollteſt. Aber ihr waret klüger, als alle.“

Die Sache wurde bekannt, und der Kaſten nach dem Amte geholt. Da hab' ich ihn ſelbſt geſehen, lieben Kinder! und auch den Schäfer geſprochen. Er blieb noch immer dabey: er habe den Geiſt ſelbſt geſehen, wie er ſich groß und klein gemacht habe. Dummer Toffel! ſagte der Amtmann, kannſt du denn das noch nicht begreifen, daß das ein anderer war, der mit dem erſten ſich vorgenommen hatte, dich zu betrügen. Mögen die nicht lachen, wenn ſie ſich in deine Leinwand theilen, und deiner ſpotten, wenn ſie ſich vorſtellen, wie dir bey deinem Schatze zu Muthe geworden iſt! Ich ſollte dich Amts wegen noch oben drein ſtrafen; aber du biſt für deine Einfalt genug geſtraft.

XX. Ge-

XX.
Geſpräch über die vorige Geſchichte.

Als der Vater, der dies alles ſelbſt geſehen und gehört hatte, dieſe Geſchichte ſeinen Kindern zur Belehrung und Warnung erzählte, ſo wurde das eine Gelegenheit zu folgendem Geſpräch.

Vater. Siehſt du nun wohl, Franz! was es nach ſich zieht, wenn man ſich in der Kindheit den Kopf voll ſetzen läßt von Spukereyen; Geiſtererſcheinungen; Schätzen, welche die Geiſter bewachen ſollen; und von andern Geſpenſterhiſtörchen, die der Aberglaube erdacht hat? Oder, welches einerley iſt, wenn man unwiſſend und einfältig bleibt?

Franz. Ja! lieber Vater, das begreife ich recht gut. Leute, die alles das ſo leicht

glauben, werden auch leicht betrogen, wie der dumme Schäfer. Wie mag ſich der hinter den Ohren gekratzt haben!

Vater. Ueber Jahr und Tag hat ſich der mit der Frau darüber gezankt, gekratzt und geſchlagen. Das ſind denn die Folgen von ſolchen Dingen.

Franz. Der Knecht iſt noch am beſten weggekommen. Hat denn der ſeine dreyßig Thaler wieder gekriegt?

Vater. Freylich hat er ſie ihm wiedergeben müſſen, und es wäre darüber noch bald Mord und Todtſchlag entſtanden, bis das Amt dazwiſchen kam. Da mußte denn der arme Schelm ſeinen einzigen Morgen Acker verkaufen, und nun hatte er nichts. War er aber nicht ſelbſt Schuld an ſeinem Unglück? Ich möchte euch wohl fragen, Kinder! ob ihr wohl herausbringen könntet: wodurch und warum: und ob ihr

wohl

wohl in ſolchem Fall verſtändiger ſeyn würdet?

Leopold. Das will ich dir wohl ſagen. Hätte er das dumme Vorſchwatzen des fremden Kerls nicht alles geglaubt: von dem Schatze und von der Erſcheinung des Geiſtes, ſo wäre nichts aus der Sache geworden.

Vater. Recht gut; aber wer kann mir ſagen: wie der fremde liſtige Kerl die Einfalt des leichtgläubigen Schäfers mißbrauchte?

Julchen. Soll ich einmal, Väterchen?

Vater. Recht gern.

Julchen. Hilf ein, wenn ichs nicht treffen ſollte. Ich denke ſo: dadurch, daß er ihn erſt recht treuherzig machte, und ihm ſo viel vom Schatze, Kloſter, Perlen, Ringen, Uhren und Goldſtücken vorſchwatzte. Dadurch wurde er geblendet.

Franz. Du mußt nicht vergeſſen, daß er ſagte: der Schatz ſtünde nicht weit von ſeinem Hauſe. Das war dir ein Speckſtückchen für das Mäuschen.

Vater. Recht, Franz! Das Geld blendet die einfältigen Leute am meiſten, wenns ihnen recht nahe gelegt wird. Solltet ihr aber nichts mehr herausbringen, wodurch er den Schäfer auf ſeine Seite brachte?

Leopold. Daß er ſagte: es wäre ein Geiſt bey dem Schatze. Er ſolle ſelbſt mitgehen — auch den Knecht mitnehmen — beyde ſollten den Geiſt ſehen, wie auch geſchah. Durch das alles wurde der dumme Schäfer nur noch begieriger.

Vater. Ja! war das nicht aber glaubwürdig genug? Einen Geiſt bey dem Schatze zu ſehen? Der tauſend! Da wüßte ich ſelbſt nicht, was ich gethan hätte!

Julchen. Du, Väterchen? Ich wüßte wohl, was ich gethan hätte.

Franz. Nun was denn?

Julchen. Ich wäre nicht mitgegangen. Denn man kann nicht wiſſen, wie es mit dem Geiſte geweſen wäre.

Leopold. Da haben wirs. Du glaubſt alſo noch: dies ſey wirklich ein Geiſt geweſen?

Vater. Ja! das denke ich auch, Kinder!

Franz. Nein! Väterchen, du ſpaßeſt. Einen Geiſt kann man nicht ſehen. Und dies war lauter Betrug. Der Geiſt war ſo gut ein Betrüger, wie der andere.

Julchen. Aber der Geiſt machte ſich ja groß und klein. Das war doch nicht richtig?

Franz. Das konnte er leicht machen; durfte nur ein weiſſes Tuch auf eine Stange ſtecken, und bald hoch, bald niedrig ſtellen.

Vater. Bravo! mein Sohn. Der Schäfer war ſchon ſo voll Furcht und Einbil-

dung; er war durch den alten Aberglauben, daß es Schätze gebe, die von Geiſtern bewacht würden, ſeiner Sache ſo gewiß, daß es ihm nicht einmal einfiel, wie das eine abgeredete Karte, und ein anderer verkleideter Menſch ſeyn könne; ſondern er glaubte dem Betrüger nun alles, der ſich immer ehrlicher und ſcheinheiliger anzuſtellen wußte. Aber es iſt noch etwas übrig, wodurch der Schäfer betrogen wurde. Wer weiß das?

Julchen. Daß er ihm acht Tage Zeit gab, da er wiederkommen wollte, und daß er auch wirklich wiederkam.

Leopold. Und ich weiß noch etwas. Daß er einige dreyßig Thaler anwenden, und dafür Leinwand für ein Kloſter anſchaffen ſollte, um den Schatz dadurch zu löſen.

Vater. Das blendete ihn ebenfalls ſehr, weil die gemeinen einfältigen Leute glauben: daß die Schätze ſo in der Erde verſetzt ſind,

daß

daß ſie mit gewiſſen Bedingungen und Geld-ſummen wieder müßten gelöſt werden. Das kömmt denn in den Beutel der Betrüger.

Franz. Der Kerl aber, das war ein rechter liſtiger Vogel — ein anderer Kar-tuſch. Der hatte es hinter den Ohren.

XXI.

Fortſetzung des zwanzigſten Stücks.

Vater.

Fällt euch aber gar nichts ein, wobey der Schäfer den Betrug hätte leicht merken können?

Franz. Warte doch einen Augenblick. Das hab' ich ſchon im Kopfe gehabt. Halt! das war es ja; daß er ſeinen Hund nicht mitnehmen ſollte.

Vater. Was konnte denn der Hund ſcha-den? Die Hunde fürchten ſich ja vor den Geiſtern?

Franz.

Franz. Ja! wenns aber kein Geiſt war, ſo würde ihn Monſieur Phylax bald bey den Ohren gehabt haben, und da hätte der ganze Handel entdeckt werden können.

Vater. Abermal recht. Aber nachher, Franz! da ſie den Kaſten ſchon hatten: war dabey für einen Halbvernünftigen nichts, gar nichts Verdächtiges?

Franz. Mich hätte der Schelm nicht fangen ſollen. Daß der Kaſten nicht eher, als in der Chriſtnacht, ſollte aufgemacht werden. Du wäreſt mir recht geweſen. Ich hätte ihn gleich aufgemacht.

Vater. Ja! wenn der Aberglaube und die Furcht vor dem Geiſte den armen Kerl nicht abgehalten hätte. Aber kömmt dir das nicht bedenklich vor, daß er die Sachen fürs Kloſter nicht annehmen will?

Leopold. O ein arger Schelm! Und doch wars das eben, was er haben wollte.

Je mehr er ſich weigerte, deſto mehr gute Worte mußten ſie ihm geben, bis ers endlich that und ſich anſtellte, als ob ers noch ſo ungerne thäte. Und doch wars ihm bloß um die Sachen zu thun.

Vater. Ja! ſo war es auch. Wer war aber unter allen am vernünftigſten?

Julchen. Die Schäferfrau. Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß eine ſo gemeine Frau ſo viel Verſtand gehabt hätte. Die merkte den ganzen Handel, und der hätten ſie folgen ſollen, ſo wär' es gewiß ſo weit nicht gekommen.

Vater. Da ſeht ihr alſo, lieben Kinder! wie weit es Liſt und Bosheit in der Welt bringen kann, die Einfältigen zu betrügen. Da ſeht ihr, wie die Einfältigſten, die den Kopf voll Aberglauben von Schätzen und Geiſtern haben, am allerleichteſten zu betrügen ſind, und am Ende mit Schaden

klug

klug werden müſſen. Laßt euch dies Exempel zur Warnung dienen, und denkt oft an die Worte in der Bibel:

Die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke.

Franz. Aber ſage doch, lieber Vater! iſts denn mit den Schätzen in der Erde ſo gar nichts? Ich habe doch ſchon oft gehört, daß mancher in einem alten Hauſe oder Keller etwas gefunden hat.

Vater. Die Sache ſelbſt iſt wahr. In Kriegeszeiten haben die Leute manchmal aus Furcht Geld, Juwelen, Silberzeug oder dergleichen vergraben, und ſind darüber hingeſtorben. Oder es iſt eine Stadt abgebrannt. Da iſt auch manches im Schutt geblieben. Daher können viele Koſtbarkeiten, Perlen, Ringe, Uhren, und alte Geldſtücken, einige hundert Jahre in der Erde ſtecken, und doch endlich einmal gefunden werden. Das kann alles wahr ſeyn.

Julchen. Aber wie iſt es denn damit, daß bey jedem Schatze ein Geiſt wache, damit ihn kein unrechter kriege; ſondern nur der, wie die Leute ſagen, dem er zugedacht iſt?

Vater. Dies, und noch mehreres iſt falſch, erdichtet, und nichts, als Aberglaube. Zum Exempel: daß da ein Schatz ſtehe, wo ein Licht brenne: daß ein jeder Schatz von einem beſondern Geiſte bewacht werde: daß auf manchem Schatze ein ſchwarzer Ziegenbock, oder ein ſchwarzer Hund mit feuriger Zunge läge: daß der Schatz dieſem oder jenem Menſchen zugedacht wäre, und der Geiſt den ſo lange quäle, bis er mitgienge, den Schatz zu heben; denn dadurch würde der Geiſt erlöſt, und dürfe nicht mehr ſeinen Poſten bewachen. Ferner iſt es falſch: daß dazu beſondere Kunſtſtücke und Beſchwörungen

gehörten, den Geiſt zu zwingen, daß er ihn hergäbe: daß der Schatz zuweilen herausrücke, und, wenn geſprochen würde, mit einem großen Schall wieder tief in die Erde herunterſänke: daß es ganze Braupfannen voll Geld unter der Erde gebe — Das alles ſind Lügen und dummer Aberglaube. Alle Schatzgräber ſind daher Betrüger, die den Leuten nach dem Maule reden, ein Stück Geld ſchneiden wollen, und, wenn ſie das weg haben, davon gehen, und die betrogne Einfalt brav auslachen.

Franz. Ich habe aber einmal was von der Wünſchelruthe gehört, womit man erfahren könnte, wo Schätze ſtünden.

Vater. Iſt auch Betrügerey. Die Ruthe iſt wie eine Gabel. Wie die Leute ſagen, müſſe ſie in der Johannisnacht, unter gewiſſen Cerimonien, geſchnitten werden. Die zeige denn den Schatz an, daß ſie ſich dahin

zöge,

zöge, wo er ſtünde, wenn man ſie in beyde Hände nähme. Ihr könnt es kaum glauben, Kinder! was dabey für Bosheit, Betrügerey und Misbrauch des Namens Gottes getrieben wird. Laßt euch ja in eurem Leben von ſolchen Betrügern nicht verführen. Wärt ihr auch noch ſo arm, ſo glaubt ja nicht, daß ihr dadurch reich werdet. Fleiß, Tugend und Gottesfurcht geben uns immer ſo viel, als wir brauchen, aber keine verbotne und abergläubiſche Künſte.

XXII.
Ein luſtiges Schatzgräbergeſchichtchen.

Es war einmal ein Bauer, der hatte etwa fünfhundert Thaler geerbet. Das erfuhr ein armer, aber liſtiger Vogel in der Nachbarſchaft, und beſann ſich hin und

her, wie ers doch wohl anfienge, den Bauer um ſein Geld zu bringen.

Brichſt du ein in ſein Haus, dachte er, und holſt ihm das Geld aus dem Kaſten, ſo könnten ſie dich dabey kriegen, und das wäre nichts. Endlich fiel ihm ein: wer kein Geld hat, wie ich, der will was haben, und wer ſchon was hat, der will immer mehr haben, wenn ihm nur dazu Gelegenheit gegeben wird, auf eine leichte Art dazu zu kommen. Halt! dacht' er: du willſt hin, und dich erſt nach allen Umſtänden erkundigen, die Gelegenheit des Hauſes beſehen, und ihm dann etwas von einem Schatze vorſprechen. Dann ſoll das Ding wohl gehen.

Gedacht, gethan. Er gieng hin, und nahm alles in Augenſchein; jedoch ſo, daß ihn der Bauer nicht zu ſehen kriegte. Nach einiger Zeit kam er wieder, und zwar des

Abends

Abends gegen zehn Uhr, bey ſchlimmen Winterwetter, und fieng nun ſeine Sache an, wie er ſich ſolche ausgedacht hatte, um ſich die Einfalt des Bauers zu Nutze zu machen.

Er ſetzte ſich nämlich auf den Stein vor der Thür, da er noch Licht ſahe, winſelte und ſeufzete ganz erbärmlich, daß nur der Bauer erſt herausſehen ſollte. Dies geſchah, und der Bauer fragte: Wer iſt denn da? Was fehlt euch? Warum befindet ihr euch denn ſo übel?

„Ach! war die Antwort, ihr könnt mir doch nicht helfen. Da bin ich nun ſchon einige hundert Meilen im Lande herumgejagt. Bin weit von hier, ganz fremd, kenne keinen Menſchen, und, Gott weiß, wo ich noch hingetrieben werde, ehe ich das finde, was ich finden ſoll.“

Hier hielt er ein. Denn ſolche Betrüger nehmen gemeiniglich gegen die Einfältigen eine ſehr geheimnißvolle Sprache an, damit ſie dieſe als beſondere erleuchtete Perſonen anſehen, und nur deſto begieriger werden ſollen. Dies that dieſer auch, damit der Bauer ſich nur erſt einlaſſen, und weiter fragen ſollte, wie auch geſchah.

Was wollt ihr denn hier im Lande, ſprach der Bauer, und wer jagt euch denn ſo herum?

„Ach! ſagte der Vogel, ein weißer Geiſt hat mich ſchon ſo lange verfolgt, und mir Tag und Nacht keine Ruhe gelaſſen. Ich ſollte und müßte einen Schatz heben, der einem andern zugedacht wäre. Und heute hat er mich über ſechs Meilen gejagt, und mich auf dieſen Stein geſetzt. Wenn ich weiter gehen will, ſo zieht er mich zurück, und ich möchte todt frieren. Ich vermuthe aber

aber daraus, daß ich hier nicht wegkommen kann, daß auch der Schatz nicht weit von hier ſtehen müſſe.“

Da der Bauer vom Schatze hörte, ſagte er ganz ſachte: Landsmann! kommt doch herein, und wärmt euch erſt ein Bißchen. Er ließ ſich gewiß nicht lange nöthigen. Als er in die Stube kam, fiel er auf die Knie, und dankte Gott, daß er endlich an Ort und Stelle gekommen ſey.

So mißbrauchte der Betrüger den Namen Gottes, und ſtellte ſich recht fromm an, um dadurch die Einfalt noch mehr zu betrügen.

Er ſah ſich allenthalben in der Stube um, und ſagte: Nun Gott Lob! dieſe Stube, und alles, was darin iſt, hab' ich ſchon vor einem halben Jahre, ſechzig Meilen von hier, in einem Spiegel geſehen, den mir der Geiſt zeigte, und ſagte: Da mußt du noch hin, und eher laß ich dir keine

Ruhe. So ſtand der Tiſch, ſo der Ofen, ſo das Bette, juſt, wie hier alles ſteht. Gott Lob! daß ich einmal hier bin.

Der Bauer horchte hoch auf. Er aber fuhr fort. Ich ſah damals auch einen Garten hinter dem Hauſe. Daran gieng eine Dornhecke herunter, und draußen der Fahrweg dicht vorbey. Im Garten war ein Bienenhaus, Recht in der Mitte ein großer Birnbaum. Man mußte durch einen kleinen Stall nach dem Garten gehen. Wenn das nicht alles hier auch ſo iſt, ſo komme ich doch unrecht. Du lieber Gott! wenn werd' ich doch einmal zur Ruhe kommen.

XXIII.

Fortſetzung des zweyundzwanzigſten Stücks.

Hierauf fiel ihm der Bauer um den Hals, und ſagte: Seyd gutes Muths, Landsmann! ſo iſt mein Garten, und ihr habt ganz recht geſehen. „Ach! iſts wahr, ſprach der liſtige Vogel, der das alles ſchon vorher in Augenſchein genommen hatte, iſts wahr, ſo bin ich ja der glücklichſte Menſch von der Welt. Denn unter dem Birnbaume ſah ich damals eine Grube. Darin ſtand eine ganze Braupfanne voll glühende Kohlen. Die kenne ich ſchon, was die zu bedeuten haben. Das war eben der Schatz, den ich heben ſoll. Er gehört aber euch. Ich bin nur geſandt, ihn für euch zu heben. Nur ein klein Bißchen will ich mich erſt wär-

men. Dann wollen wir doch einmal herausgehen.“

Der Bauer wußte ſich vor Freuden nicht zu laſſen, trug auf Butter, Käſe, Wurſt, alles, was er hatte. Indeſſen, ſagte der andere, daß ich ein Bißchen eſſe, ſo holt doch Spaden, Hacken, und ſo was zuſammen. Vielleicht haben wirs bald nöthig. Das that der Bauer.

Als ſie über den Hof giengen, ſagte der Betrüger: An der Gartenthür muß auch ein Anwurf ſeyn, der übergehänget wird. Ach ja! antwortete der Bauer, alles wahr. Kommt doch nur.

Im Garten giengen ſie gleich nach dem Birnbaume. Hier iſts, ja hier iſts, ſprach der andere, und murmelte einige unvernehmliche Worte vor ſich hin. Darauf fuhr er zuſammen, und wies oben auf den Birnbaum? Seht ihr nicht? ſagte er ganz

leiſe

leiſe zu dem Bauer. Seht ihr nicht? Da oben ſitzt der Geiſt ſchon, und weiſt immer unter den Baum — nach Morgen hin. Macht gleich drey Kreuze vor euch. Hier müſſen wir einſchlagen.

Der Bauer ſah zwar nichts, ſagte aber doch voll Furcht und Angſt: Ach ja! ja!

Sie machten nun ein Loch, ohngefähr in der Länge und Tiefe, daß ein Menſch darin liegen konnte. Als ſie ſo weit waren, ſagte der Schelm: Halt! bald hätt' ich das Beſte vergeſſen. Ich habe etwas Geld bey mir. Das muß ich gleich weglegen. Und wenn hier herum Geld iſt, ſo wird nichts aus der Sache. Ihr habt doch wohl kein Geld im Hauſe?

Da oben auf der Kammer, ſagte der Bauer, hab' ich ein Paar hundert Thälerchen Gold im Beutel, die hab' ich erſt geerbet. „Geſchwind herunter damit. Sonſt

iſt alle unſere Arbeit vergeblich.“ Der Bauer holte den Beutel.

„Nun, ſagte der andere, legt ihn hier zu meinem an der Hecke, und euer Tuch drauf. Ich will mich ins Loch legen, und horchen, ob es noch nicht klinget. Er thats, und rief dem Bauer ſachte zu: Halt! da thats einen gewaltigen Ruck. — Noch einen. — Jetzt rückt der Schatz herauf. — Wie der Geiſt da oben winkt! — Noch einen. — Nun wird die Erde bald platzen. Und nun iſts Zeit, daß ihr euch hinein legt. Denn ihr ſollt den Schatz heben. Ich darf nicht liegen bleiben. Ich will derweile mich da an die Hecke legen. Wenns nun ſo weit iſt, daß der Schatz austritt, und ihr ihn faſſen könnt, ſo will ich euch ſchon helfen. Liegt ja aber ſtockſtille, und rührt euch nicht; ſonſt bricht euch der Geiſt den Hals.“

Der Bauer legte ſich hinein, und horchte, was er konnte. Ein Weilchen drauf rief der andere: Hört ihr noch nichts? Der Geiſt zeigt mir drey Finger. Noch dreyviertel Stunden müßt ihr ſtockſtille liegen, auch ja nicht ſprechen. Der Geiſt hält ſich den Mund zu. Hört ihr wohl? Macht ja kein Unglück.

Hierauf wartete der Schelm noch ein Weilchen — rief dem Bauer noch einmal ſachte zu — und huſch! war er mit dem Geldbeutel über den Zaun weg — in alle Welt.

Der Bauer lag getreulich ſeine dreyviertel Stunden. Endlich konnte ers vor Kälte nicht mehr aushalten, richtete ſich auf, und rief ſeinem Gefährten. — Keine Antwort. — Alles ſtille. Er ſtand auf, und gieng nach der Hecke, wo ſein Geld lag. — Alles fort.

Da merkte der arme Schelm, daß ſeine Einfalt betrogen war. Er machte Lärm, und ſetzte dem Betrüger nach. Aber wo war der hin? Ueber alle Berge.

So leicht wird die abergläubiſche Einfalt, und der Geiz, der nicht ſatt kriegen kann, betrogen.

XXIV.
Vom Froſchregen.

Vater! ach Vater! es regnet Fröſche, kam Karoline gelaufen. Sieh doch, wie ſie da oben vom Kirchdache herunterpoltern.

Als Wilhelm und Lorenz dazu kamen, und die Fröſche an der Erde herumhüpfen ſahen, wollten ſie es nicht glauben, daß ſie da oben mit dem Regen heruntergefallen wären, ſondern lachten Karolinen aus,

daß ſie ihnen etwas weiß machen wolle. Ja! ſagte Wilhelm, wo wollen die Fröſche dahin kommen? Ja! antwortete Lorenz: Karoline denkt, es ſind Vögel, daß ſie dahin fliegen können.

Der Vater kam auch dazu, und ſah wirklich noch einige Fröſche mit dem Regen oben vom Kirchdache herunterkollern. Denn es war eben ein ſtarkes Gewitter, Sturm und Platzregen.

Was wollt ihr denn, ſagte Karoline? Da ſind ja die Fröſche, und der Vater hat ſie ſelbſt herunterfallen geſehen. Wilhelm und Lorenz ſchüttelten die Köpfe, als der Vater fragte: was ſie wohl meynten, wie die Fröſche dahin gekommen wären?

Als das Gewitter vorbey war, kam den Nachmittag Geſellſchaft, und es wurde gleich von der Sache geſprochen.

Herr

Herr Froſchlieb war der erſte, der ſagte: die Sache kann nicht möglich ſeyn. Wer weiß, was Karoline geſehen hat? Das denken wir auch, riefen Wilhelm und Lorenz. Nein! ſprach der Vater, ihr habt Unrecht. Denn ich habe ſie mit meinen Augen oben vom Kirchdache herunterkommen geſehen. Nun erwiederte Froſchlieb, ſo muß es nicht von rechten Dingen zugehen. Vor alten Zeiten glaubte man ſo, daß die Hexen könnten Gewitter machen, und die möchten wohl die Fröſche dahin gezaubert haben.

Es waren noch mehr Kinder in der Geſellſchaft. Die traten zuſammen, und fragten: ob das ſein Ernſt wäre. Er lachte, und ſagte: Nein, meine lieben Kinder! ich wollte nur hören, ob ihr das noch glaubtet, daß die Fröſche durch Hexerey könnten dahin gekommen ſeyn.

Wilhelm und Lorenz ſagten: ſie hätten in der Schule nachgefragt. Man hätte es aber nicht glauben wollen, ſondern ſie ausgelacht.

Ein Kaufmann ſagte: der Thurmwächter hätte ſie heruntergeworfen, um einen Spaß zu machen. Oder es hätten ſie die Jungen vorher wohl mit auf den Kirchenboden genommen.

Wenn Sie mir aber erlauben wollen, ſagte Karoline, warum ſind ſie denn nicht eher heruntergefallen? Vor dem großen Regen und Sturm keine, und nach demſelben auch keine mehr. Das iſt doch ſonderbar, daß ſie bloß mit dem Platzregen herunterfielen. Wollen Sie noch welche ſehen? Lorenz hat ſie auf dem Hofe in den Miſtſumpf geſetzt. Ich möchte ihnen aber da keine Geſellſchaft leiſten.

Nun mein Kind! ſagte der Kaufmann, wenn das ſo iſt, ſo weiß ich dirs nicht zu erklären.

Der Pfarrer Wahrmund ſagte: ich habe dieſen Fall ſchon oft erlebt, und bey ſtarken Gewitterregen Fröſche mit herabfallen geſehen, daß es nicht anders war, als wenn ſie aus den Wolken kämen. Ich habe darüber öfters nachgedacht; kann mir aber die Sache noch nicht ſo recht erklären, wie ich wünſche. Man ſagt zwar: die Sonne zöge den Froſchlaich mit in die Höhe, und der würde denn oben in der Luft ausgebrütet, daß nachher die jungen Fröſche herunterfielen. Allein das will mir nicht recht in den Kopf, weil man davon mehr Erfahrungen haben müßte. Und warum fallen denn juſt nur bey ſtarken Platz- und Gewitterregen Fröſche herunter; nie aber bey Sonnenſchein?

Die Kinder ſtanden nun da im Kreiſe herum, und wollten gar zu gerne wiſſen, wo doch die Fröſche hergekommen wären. Wir aber ſtanden auch da, und konntens ihnen nicht ſagen. Es gab noch allerley luſtige Einfälle, worüber gelacht wurde.

Lorenz ſtand in tiefen Gedanken, und zerbrach ſich den Kopf darüber. Endlich ſagte er: nun weiß ichs. Halt? nun weiß ichs.

Nun ſo laß doch einmal hören, ſagte der Pfarrer. „Der liebe Gott hat ſie wohl erſt aus dem Regen erſchaffen, weil ſie noch klein waren.“ Nein, mein Sohn! erwiederte Wahrmund, das war nicht getroffen. Der liebe Gott ſchafft nichts neues mehr in der Welt; ſondern die Fröſche pflanzen ſich fort, wie andere Thiere. Und wozu ſollte er eben dieſe erſchaffen haben, die da oben heruntergefallen ſind, da wir ihrer draußen

in allen Flüſſen, Seen, Teichen und Grä-
ben genug haben?

Ich darf Ihnen wohl nicht antworten? ſagte der beſcheidene Lorenz. O ja! erwiederte der Kinderfreund. Mit einem ſo lieben wißbegierigen Knaben mag ich gerne reden. Ich weiß, wie es meine machen. Was wollteſt du denn ſagen, lieber Lorenz?

XXV.

Fortſetzung des vierundzwanzigſten Stücks.

Ich wollte ſagen: wo ſind denn die vielen Fröſche in Egypten hergekommen, wenn ſie nicht der liebe Gott erſchaffen hätte? Ich las das neulich in der Hiſtorie vom Pharao.

Der Pfarrer ſagte: Du haſt Recht. Das that der liebe Gott durch ſeine Allmacht.

Aber

Aber ſchaffen durfte er eben keine neue. Er konnte ſie nur aus allen Waſſern in Egypten in die Stadt zuſammenbringen, ſo waren ihrer doch genug da. Hier aber, mit unſern Fröſchen, muß es ganz natürlich zugegangen ſeyn. Wir wiſſen nur die Urſachen nicht, wie ſie dahin gekommen ſind. Du ſiehſt alſo, daß wir ſelbſt von allen natürlichen Dingen nicht immer die Urſachen angeben können. Haſt du wohl einen Magnet geſehen?

„Ja! ſagte Lorenz, der Vater hat einen, der das Eiſen anzieht, daß die Nähnadeln auf einem zinnernen Teller tanzen, wenn man ihn darunter hält.“ Ganz recht; aber weißt du auch, wie ers macht, daß er das Eiſen anzieht? „Nein, das weiß ich nicht.“ Ich auch nicht, antwortete der Pfarrer.

Ich weiß nicht, ſagte hierauf der Vater, wie es zugeht, daß Herr Naturlieb ſo lan-

ge ausbleibt. Ich habe ihn doch auch gebeten. Der, denk' ich, wird uns das Geheimniß des Froſchregens erklären können.

Indem kam Wilhelm, und ſagte: Vater! Herr Naturlieb iſt da. „Wo iſt er denn? Laß ihn doch hereinkommen.“ Er iſt erſt mit Lorenzen nach dem Hofe gegangen, und beſieht die Fröſche, die es heute geregnet hat.

Willkommen, Herr Naturlieb! Sie kommen zu rechter Zeit. Sie werden uns die Sache gewiß erklären können: wie es zugegangen ſey, daß es heute Fröſche geregnet hat, worüber wir ſchon den ganzen Nachmittag geſtritten haben.

Weil er den Kindern immer ſo viel Artiges aus der Natur erzählte, ſo hiengen ſie ſich an ihn herum, und baten, daß er ihnen doch die Sache mit den Fröſchen erklären möchte. Kinder! ſprach die Mutter, ſo laßt doch den guten Mann ſich erſt erholen,

und

und eine Taſſe Koffee trinken. Er kann ja nicht zu ſich ſelbſt kommen.

Iſt es aber nicht eine beſondere Sache, fragte nun Herr Wahrmund, daß es heute Fröſche geregnet hat? Ja! die iſt es, antwortete er; aber ſo ſchwer, dächt' ich, wäre ſie wohl eben nicht zu erklären. Was meynen Sie davon, lieber Herr Wahrmund?

Nun wurde alles ſtille, und die Kinder ſtanden wie die Mauern.

Ich? ſagte der Pfarrer: ich habe meine Meynung ſchon vorher geſagt, daß etwa der Froſchlaich aufgezogen, und oben in der Luft ausgebrütet würde. Aber ich habe ſie auch gleich wieder aufgegeben, weil ich einſehe, daß es nicht angeht.

Nein! erwiederte Naturlieb, das geht auch nicht. Die Sonne zieht eigentlich nichts auf, wie man zu ſagen pflegt; ſondern, wenn ſie ſehr warm auf eine Pfütze,

Moraſt und Graben ſcheint, ſo ſteigen die Dünſte in die Höhe, daß man ſie in den Sonnenſtralen ſehen kann. Daher ſagen die Leute: die Sonne zieht Waſſer. Wie wollte aber die Sonne ſo ſchwere Dinge, wie die Klumpen Froſchlaich ſind, aufziehen können?

Geſetzt aber auch, ſie könnte es: wie lange würden ſich denn die in der Luft halten, ohne herunter zu fallen? Solche ſchwere Dinge kann die Luft nicht tragen. Und das Ausbrüten der Fröſche in der Luft iſt vollends unmöglich.

XXVI.

Fortſetzung des fünfundzwanzigſten Stücks.

Bedenken Sie nur, wie viel Zeit die Fröſche gebrauchen, wenn ſie aus dem Eye kom-

kommen, ehe ſie nur vier Füße kriegen! Ich habe in dieſem Frühjahre, vom März an, aus den Froſcheyern junge Froſchwürmer in der warmen Stube ausgebrütet, und ſie brachten doch bis zum Julius zu, ehe ſie vier Füße kriegten, und den Schwanz verloren.

Was ſagen Sie da? rief der Kaufmann. Ich denke: der Froſch wird gleich mit vier Beinen geboren.

Um Vergebung, antwortete Naturlieb, das wird er nicht; ſondern das ſchwarze Pünktchen mitten in dem durchſichtigen Ey des Froſchlaichs, das iſt ſchon das zuſammengewickelte Würmchen. Das fängt an, ſich zu bewegen, und kömmt endlich aus dem Ey als ein geſchwänztes Würmchen heraus. Die ſogenannten Kuhlquappen, oder Kielfröſche, die ſo im Waſſer herumwirlen, das ſind die Froſchwürmer.

Aber wieder aufs Vorige zu kommen. In der freyen Natur brauchen ſie gewiß noch långere Zeit, als in der warmen Stube. Kőnnen Sie ſich nun vorſtellen, Herr Wahrmund! daß ſich Froſchlaich und junge Froſchwűrmer da oben halten kőnnten, ohne herunterzufallen, da die Dűnſte ſchon herunterfallen, wenn ſie in Regentropfen zuſammenfließen? Noch weniger werden Sie glauben, daß die Sonne ſchon wirkliche Frőſche aufziehen kőnne.

Sie haben vollkommen Recht, verſetzte Wahrmund; aber mich ſoll doch wundern, wie Sie die Sache mit dem Froſchregen erklåren werden?

Sehr leicht, war die Antwort. Erſtlich, werden Sie nie gehőrt haben, daß Frőſche im Sonnenſchein herunterfallen; ſondern allezeit bey ſtarkem Gewitterregen, und großem Sturm. Ferner, werden Sie allezeit

zeit hören, daß ſie von ſehr hohen Gebäuden, als Kirchthürmen und Kirchdächern, gefallen ſind. Sehen Sie, dieſe beyden Umſtände geben den Schlüſſel zur Sache.

Hören Sie nun, wie es zugeht. Und dies iſt, meines Erachtens, der einzige Fall, wie es geſchehen kann, und auch wirklich geſchiehet.

Bey ſtarken Gewittern iſt auch immer ſtarker Sturm. Dieſer ſetzt ſich oft in einen Wirbelwind, der alles mit ſich fortdrehet. Auf der See ſind die ſogenannten Waſſerhoſen ſehr gefährlich, die von den Wolken bis aufs Waſſer niederſtehen. Wenn die ein Schiff faſſen, ſo drehen ſie es in den Abgrund. Daher müſſen ſie ſolche öfters mit Kanonen aus einander ſchießen.

Kömmt nun ein ſolcher Windwirbel über einen Moraſt oder Pfütze, ſo drehet er alles heraus, was drinn iſt. Seiner Gewalt kann

nichts widerſtehen. Dadurch werden auch Fröſche mit ausgehoben. Nun drehet ſich der Wirbelwind mit allem, was er gefaßt hat, ſo lange in der Luft fort, bis er ſich irgendwo ſtößt, und ſeine Kraft verliert. Das geſchiehet nun gemeiniglich an hohen Bergen, Kirchen und Thürmen. Und nun werden Sie einſehen, warum, zur Zeit eines Gewitters, mit Sturm und Platzregen, Fröſche von den höchſten Kirchdächern herunterfallen. Es war einmal ein Erzbiſchof in Upſal, der erzählt uns in allem Ernſt, daß die norwegiſchen Bergmäuſe, welche Lemmings heißen, zuweilen aus den Wolken in großen Strömen auf die Alpen von Norwegen herabgefallen wären. Der gute Mann iſt darüber herzlich ausgelacht. Ich ſehe aber nicht ab, daß er das verdient hätte. Denn ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit dieſer Geſchichte, ſeitdem man in

neuern

neuern Zeiten die Gewalt der Waſſerhoſen und Windwirbel kennen gelernt hat. Bey den Feroeinſeln, die an den Schetlands-inſeln liegen, giebt es auf der See zuweilen Wirbelwinde, die alles, was ſie faſſen, mit der unwiderſtehlichſten Gewalt mit ſich fortreißen. Sie treiben eine ſolche Menge Waſſer in die Höhe, daß ſie daſelbſt, wohin ſie fallen, einen tiefen Abgrund machen, und alle Fiſche, die ſie mit ergreifen, auf eine ganz außerordentliche Weite, mit ſich fortführen. So hat man auf den höchſten Bergen von Feroe große Haufen Heringe gefunden. Auf dem Lande ſind ſie eben ſo wütend, und reißen Bäume, Steine und Thiere ſehr weit mit ſich fort *). Können Wirbelwinde dergleichen Wirkungen her-

*) S. Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer von Pennant und Zimmermann. Einl. S. 54.

hervorbringen, warum ſollten ſie nicht ein Mandel Fröſche aus einer Pfütze mit ſich fortnehmen können?

Das wäre alſo das ganze Geheimniß des Froſchregens. Weiß Jemand eine beſſere Urſache anzugeben, ſo laſſe ich mir ſolches gerne gefallen.

Die Kinder hüpften um ihn herum, klatſchten in die Hände, und riefen: Sie haben das Fleckchen getroffen. Wir freuen uns, daß wir nun wiſſen: wie es ohne Wunder und Hexerey Fröſche regnen kann.

XXVII.

Wunder Gottes in einem Froſch *).

Georg. Was ſagteſt du da, lieber Vater? In einem einzigen Froſche wären ſo viele Wunder Gottes? Ich meynte, der liebe Gott thäte keine Wunder mehr. Und was kann doch an einem ſo häßlichen Thiere Sonderbares ſeyn? Ich wollte ihrer wohl in einer Viertelſtunde etliche hundert maßacriren. Fritze, weißt du wohl? geſtern drauſſen im Buſche. Da giengs doch recht über die Kroaten her.

Vater. Ein ſauberes Bekenntniß, das mir da das Pürſchchen thut, ohne einmal roth

*) Dies Stück werden diejenigen Kinder am beſten verſtehen, welche Gelegenheit haben, ſich alles, was darinn vorkömmt, unter einem Vergrößerungsglaſe zeigen zu laſſen.

roth zu werden! Du biſt mir ein feines Herrchen! Was wird aus dir einmal werden, wenn du ſolche abſcheuliche Geſinnungen behältſt?

Georg. Wie ſo, lieber Vater? Warum biſt du ſo böſe? Was hab' ich denn gethan?

Vater. Sagt' ichs nicht? Er hat nicht einmal etwas Arges draus. So gehts aber, wenn man nicht einmal weiß, daß man etwas Böſes thut, und andere zu gleichem Böſen verführt.

Georg. Vater, du wirſt doch wegen der lumpichten Fröſche nicht ſo böſe ſeyn? Was iſt denn an einem Froſche gelegen?

Vater. O Georg! Georg! ſchäme dich, daß du ſo ſprichſt? Dieſe Sprache haſt du gewiß von mir nicht gelernt. Wenn du wüßteſt, wie viel Weisheit, Kunſt und Güte der liebe Gott an einem einzigen Froſche angebracht hätte; wie viel dazu gehörte,

ehe

ehe das ſchwarze Pünktchen in dem Froſch-laich herauskäme — ein kleines lebendiges Würmchen mit einem langen Schwanze würde — und wie viele Verwandlungen ein ſolches Würmchen erſt durchgehen müßte, ehe es den Schwanz verlöre, und vier Füße zum Springen kriegte — du würdeſt das Thier nicht ſo verachten — nicht ſo quälen, und martern — nicht ſo verſtümmeln, zer-hauen und todtſchlagen — Du würdeſt gegen dieſe armen unſchuldigen Geſchöpfe nicht ſo grauſam ſeyn, die uns ſo viel Nutzen ſchaffen, ſo viel ſchädliches Gewürme wegfangen, und an denen der liebe Gott ſo viel Großes thut — Du würdeſt dich nicht ſo ſehr an den Thieren, und eben dadurch auch an Gott, ihrem Schöpfer und Erhalter, verſündigen.

Georg. O Vater! was ſagſt du da? Mir wird ganz warm ums Herz, daß ich ſo viele Fröſche todtgeſchlagen habe. Fritze.

Fritze. Sagt' ich dir nicht, Georg! du ſollteſt es bleiben laſſen? Es jammerte mich zuletzt ſelbſt, wie ſie ſo abſcheulich herumlagen. Einige krochen noch herum, und alles hieng ihnen aus dem Leibe.

Vater. Da konnteſt du wohl noch drüber lachen, du grauſamer Junge! daß ſich die armen Thiere ſo übel befanden. Meynſt du denn nicht, daß Thiere auch Empfindungen und Schmerzen haben? Es ſind ja keine lebloſen Maſchinen, darinn man ein Rad zerbrechen kann, ohne daß ſie es fühlen. Meynſt du denn nicht, daß Gott alles weiß, was du mit den Thieren vornimmſt? Ihr Blut da — Ihre zerfleiſchte Leiber — Ihre zerquetſchte Köpfe — Ihre herumhängende Gedärme — Ihre erbärmlichen Gebärden, mit denen ſie zuſammenkrochen, ſich einander zu helfen — Mehr mag ich jetzt nicht ſagen. Aber frage dich einmal, ob

dich

dich das nicht jammert? — ob dich das alles nicht vor Gott anklagt: daß du ſo viele Thiere — merke wohl — ohne alle Abſicht und Nutzen — merke wohl — bloß zur Luſt, und aus Grauſamkeit, unter ſo vielen Quaalen und Martern — umgebracht haſt?

Georg. Ach Vater! ſchweig. Ich bitte dich um Gottes willen, ſchweig doch. Das hab' ich ſo nicht bedacht. Ich erkenne mein Unrecht. Alle todte Fröſche ſchweben mir vor den Augen. Daß ich ihnen doch das Leben wiedergeben könnte! Ich will es alle mein Lebetage nicht wieder thun. Es läuft mir kalt über die Haut, wenn ich an deine Worte gedenke.

Vater. Das freuet mich, lieber Sohn! daß du noch ſo viel Empfindung haſt. Ich erkenne dich nicht mehr für meinen Sohn, wenn du fortfährſt, ſo grauſam gegen die Thiere zu ſeyn. Aber nun will ich dir auch

wieder Freude machen. Gerade an einem Froſche ſollſt du ſo viel Großes und Schönes ſehen, daß du dich nicht genug wirſt verwundern können. Und künftig wirſt du die Fröſche nicht mehr für ſo verächtliche Thiere halten, mit denen man umgehen könne, wie man wolle. Daß weiß ich gewiß.

XXVIII.

Fortſetzung des ſiebenundzwanzigſten Stücks.

Georg. Davon ſprachſt du ja eben zuerſt, liebes Väterchen! von den Wundern Gottes in einem einzigen Froſch. Und das kam mir wirklich lächerlich vor.

Vater. Konnte ich doch vor deiner Grauſamkeit nicht eher dazu kommen. Du ſagteſt: der liebe Gott thue keine Wunder mehr. Da haſt du recht. So iſt das auch nicht zu ver-

ſehen, wenn ich von den Wundern Gottes in einem Froſch rede.

Georg. Wie denn, lieber Vater?

Vater. Ich meine ſo: es ſind in einem einzigen Froſche ſo viele wunderbare und merkwürdige Dinge anzutreffen, die uns die Macht, Weisheit und Güte Gottes ſo ſichtbar vor die Augen ſtellen, daß wir uns nicht genug darüber verwundern können. Denn das alles geht weit über aller Menſchen Verſtand und Kräfte. Das kann keiner ausdenken — keiner nachmachen. Und darum ſind es noch immer Wunder Gottes für unſer Auge, Verſtand, Herz und Kräfte.

Georg. O Vater! mache doch. Laß mich das ſehen. Ich will auch den Fröſchen recht gut werden.

Vater. Nun, ſo ruf alle Kinder zuſammen. Das ſoll denn einmal eine rechte Luſt ſeyn.

Georg. Holla! Fritze, Karl, Lotte, Albertine, wo ſteckt ihr? Geſchwind her. Der Vater will uns eine rechte Luſt machen. Was wird das ſeyn? O ganz ſcharmante Sachen an einem einzigen Froſche!

Vater. Fritze, marſchire du einmal erſt mit dem Fiſcher heraus nach dem Teiche, und hole uns ein halb Dutzend Fröſche. Nimm dich aber ja bey dem Waſſer in Acht.

Georg. Ich will mitgehen.

Vater. Das kannſt du wohl thun. Aber, aber, laß dir ja die Luſt nicht wieder ankommen, einen —

Georg. O Vater! denke doch daran nicht mehr. Durch mich wird gewiß keiner wieder ſterben.

Fritze. Hier ſind die Fröſche, Vater! Was willſt du denn damit?

Vater. Das ſollt ihr gleich ſehen. Erſt aber muß ich euch ſagen — kommt alle

her — daß kein Froſch giftig iſt. Man kann ihn angreifen, wie man will. Seht, wie ichs mache. Da nehme ein jeder erſt den Froſch in die Hand. — Wie ſich Albertine ziert! Wenn ichs thue, und alle andere, ſo wird er dich nicht beißen. Ich werde dir nichts Böſes rathen. Es läßt gar zu närriſch, wenn ſich die Kinder vor Dingen fürchten, die ihnen nichts zu Leide thun. Es wird ihnen künftig in ihrem Leben zur größten Quaal. Und davor wollt' ich euch gerne verwahren.

Albertine. Ach Vater! ich kann unmöglich.

Vater. Seht doch, Albertine will gar davon laufen. Lotte iſt ſchon viel dreiſter. Kind! mache dich doch nicht lächerlich. Komm her. Du ſollſt den Froſch aus meiner Hand hinnehmen. Und ihr andern, ihr müßt es ſo nicht machen, daß ihr Albertinen

nen wollt den Froſch an den Hals hängen, oder in den Buſen werfen. Dadurch wird ſie nur noch furchtſamer. Siehſt du wohl, Albertine! daß du ihn ſchon anfaſſen kannſt, wenn ich ihn halte? Nun, nimm ihn ſelbſt hin. O! es geht ja! Er thut dir nichts. Das wußte ich wohl, daß du es könnteſt. Sieh, nun iſt mit einemmale alle Furcht weg. Was habt ihr aber zu lachen? Albertine hats bald genug gelernt. Es wird dir gut thun, meine Tochter!

Georg. Was denn nun weiter?

Vater. Seht alle her, was ich machen werde. In dies Glas mit Branntewein laſſe ich den Froſch ſpringen; ſo ſtirbt er gleich, ohne ſich lange zu quälen. Der beißt ihn todt.

Georg. O! warum läßt du ihn denn ſterben? Iſt das nicht auch grauſam?

Vater. Nein, mein Sohn! das iſt es nicht. Merke dir das. Es iſt ganz etwas

anders,

anders, die Thiere mit Abſicht und zu ſeinem Nutzen zu tödten, und die Thiere langſam zu quälen, oder aus grauſamer Luſt umzubringen, wobey gar kein Nutzen iſt. Der liebe Gott hat uns alle Thiere zu unſerm Nutzen gegeben. Sonſt dürften wir ja kein Huhn ſchlachten. Und lebendig können wirs doch nicht eſſen. Den Froſch habe ich ſterben laſſen, weil ich ihn zu einer großen Abſicht gebrauchen, und euch daran Gottes Wunder, oder die Spuren ſeiner Allmacht und Weisheit zeigen will. Das that ich denn ſo kurz, als möglich, damit er ſich nicht lange quälen möchte. Und das iſt eine Regel für alle: wenn wir Thiere zu unſerm Nutzen gebrauchen wollen, ſo müſſen wir ſie ſo kurz und geſchwinde tödten, als es nur immer geſchehen kann.

XXIX.
Fortſetzung des achtundzwanzigſten Stücks.

Georg.

Was willſt du denn nun mit dem Froſche machen?

Vater. Ihn aufſchneiden. Seht her. Nun ſteche ich ihn hier auf dieſem Brete an den vier Füßen mit Nadeln an, daß er feſtſitzt.

Albertine. Ach das arme Thier! Wie mag ihm das wehe thun!

Georg. O! über die Thrine! Lacht ſie aus. Der Froſch iſt ja todt, und fühlt nichts mehr.

Vater. Deſto mehr Schmerzen müſſen die draußen gefühlt haben, die du ſo jämmerlich zerhauen haſt.

Georg. O Vater!

Alber=

Albertine. Das war ſchon recht. Warum ſpotteſt du meiner, daß ich ſo mitleidig bin?

Vater. Nein! mein Kind, der Froſch fühlt nichts mehr, weil er todt iſt. Eben darum hab' ich ihn vorher in Branntewein ſterben laſſen, weil ich ihn nicht lebendig anſpießen und aufſchneiden wollte. Das wäre zu grauſam, und das Thier würde ſich erbärmlich quälen. Es iſt keine Ehre für den Menſchen, daß er mehr Macht hat, als ein ſchwaches Thier, und ſie dazu mißbraucht, ſolches zu quälen.

Karl. Nun, das ſoll mich doch wundern, was da herauskommen wird?

Vater. Das ſollſt du gleich ſehen. Kommt nun alle her, und tretet um den Tiſch herum. Hier faſſe ich mit der Zange die äußere Haut am Bauche, und ſchneide mit der Scheere gerade herunter. Nun auf beyden Seiten, daß ich ſie zurückklappen kann.

Fritze. Die Haut iſt ja wie Leder.

Vater. Seht aber einmal dieſe feine drunter, welche die Eingeweide bedeckt.

Georg. Was ſind denn da für rothe Striche drinnen?

Vater. Das ſind Blutadern. Wie fein, wie ordentlich! Doch alle hohl, daß das Blut darinn laufen kann. Kann das wohl von ohngefähr entſtehen, oder muß der einen großen Verſtand haben, der das erdacht, und ſo eingerichtet hat?

Karl. Das hat Gott gethan. Im Pſalme ſteht: Du haſt alle deine Werke weislich geordnet.

Vater. Das gefällt mir, mein Sohn! So müſſen wir bey den Werken Gottes denken. Darum ſind ſie da; darum ſind ſie ſo ſchön, ſo prächtig, ſo künſtlich, ſo weiſe, daß ſie uns zu ihrem großen Meiſter führen, und uns an ſeine Macht und Herrlichkeit erinnern ſollen.

Georg. Albertine wird blaß.

Vater. Könnt ihr denn keinen aufgeſchnittenen Froſch ſehen, ihr wunderlichen Mädchen?

Albertine. Ein Bißchen ekelt mir wohl davor; aber Sie machens ſo niedlich, daß ichs recht gut mit anſehen kann.

Vater. Da haſt du ein Bißchen Eingemachtes gegen den Ekel. Gewöhne dich ja nicht zu ekelhaft. Zuletzt läufts auf Ziererey hinaus. Es iſt auch dem, der ſich vor allem ekelt, ſelbſt eine große Laſt. Frauensperſonen müſſen künftig in der Küche ſeyn. Und da kömmt manches aufgeſchnittene Thier vor.

Georg. Schneide du nur weiter, Vater. Ich kanns recht gut ſehen.

Vater. Ja! ein ſolcher Froſchjäger würde doch das ſehen können, der einige hundert in einer Stunde todtſchlagen kann?

Georg.

Georg. O Vater! ſage doch das nicht mehr. Ich möchte vergehen.

Vater. Alſo weiter. Hier ſchneide ich nun die zarte Haut kreuzweis auf. Und nun ſeht da inwendig: was für große Wunder Gottes! Hier die Gedärme. Das iſt erſt eine zarte Haut, womit die zuſammengewickelt ſind. Hier oben dran, der Magen. Dies die Milz, und das hier die Nieren. Wie die Leber den Magen ganz bedeckt, und erwärmt! Das grüne Bläschen darinn iſt die Galle. So liegt die Leber auch bey uns über dem Magen. Wie geſund und friſch ſehen alle dieſe zarten Theilchen aus! Wie doch alles ſeinen angewieſenen rechten Platz hat, wo es ſeine Dienſte thun ſoll? Seht ihr hier oben das zarte Fell wohl, daß die Brusthöle vom Unterleibe ſcheidet?

Georg. Ja, Vater! Wie fein! Wozu iſt denn das?

Vater. Das nennt man bey den Menſchen das Zwergfell. Wenn du zu viel gegeſſen haſt, ſo ſchwillt der Magen auf, und drängt ſich an das Fell, daß es ſtärker, als gewöhnlich, gedrückt wird. Dann iſt dir ſo ängſtlich. Nicht wahr?

Georg. Ja wirklich, Vater! Nun weiß ich doch, wovon das iſt.

Vater. Jetzt ſchneide ich nun hier — ſeht wohl zu — den Magen von der Speiſeröhre, die in den Hals geht, mit den Gedärmen ab, bis da unten hin, wo der Unrath aus dem Leibe geht. Dies alles lege ich in ein Schälchen mit Waſſer. Denn wir werdens bald gebrauchen.

Fritze. Zwiſchen den Gedärmen da, iſt ja noch ein feines Häutchen.

Vater. Habe Geduld, es wird kommen. Aber hier oben iſt es, wo ihr genau zuſehen müßt, wenn ich die Bruſthöhle aufſchneide,

wofern

woſern ihr etwas recht Schönes ſehen wollet. Nun iſt ſie offen. Seht her.

XXX.
Fortſetzung des neunundzwanzigſten Stücks.

Lottchen.

Ach! was iſt denn da Lebendiges? Das geht ja immer auf und nieder. Der Froſch muß doch noch leben.

Vater. Nein! er lebt gewiß nicht mehr. Das iſt aber das Herz, das ſich noch bewegt, und noch lange fortſchlägt. So ſtark iſt ſeine Lebenskraft. Iſt das nicht ein Wunder Gottes? Bedenkt einmal, was das Herz ausſtehen, was es für Stöße von dem durchſtrömenden Blute ausſtehen muß, und wie es das Blut durch ſeine Stöße in allen Adern herumtreiben muß! Daher hat ihm

der

der liebe Gott eine ſolche Kraft gegeben. Es iſt gleichſam die Unruhe, oder der Perpendikel in der Uhr. Wenn der ſtille ſteht, ſo ſteht die ganze Uhr ſtille. Steht das Herz ſtille, ſo ſtockt das Blut, und dann iſt es mit dem Leben bald vorbey. Wie iſt dir zu Muthe, Georg! wenn du brav gelaufen haſt?

Georg. Wenn ich da meine Hand auf die linke Bruſt lege, ſo klopft es ſo gewaltig im Leibe, daß die Hand hoch in die Höhe ſpringt. Das iſt wohl das Herz.

Vater. Freylich iſt es das. Aber noch eins. Seht einmal hier den hellen Fleck in dem Häutchen zwiſchen der hohlen Bruſt und dem Unterleibe. Den will ich euch künftig einmal bey einer Katze oder einem Hunde noch beſſer zeigen. Da ſieht er aus wie ein Stückchen Glas. Dies ganze Häutchen nennt man das Zwergfell, das ſich bey dem

Menſchen

Menſchen durch das Lachen beſonders erſchüttert, und wenn es durch die Luft ſehr geſpannt iſt, ſo hat man Drücken und Beängſtigung.

Albertine. Ja, lieber Vater! Der liebe Gott hat das recht künſtlich gemacht. Was iſt doch dagegen eine Uhr? — Bey mir iſt nun aller Ekel weg. Ich kann mich nicht ſatt ſehen.

Lottchen. Das Herz ſchlägt noch.

Vater. Warte nur. Du ſollſt dich noch mehr wundern. Seht her, Kinder! Nun faſſe ich das Häutchen, worinn das Herz liegt, und ſchneide es mit der Scheere durch. Da liegt das bloße Herzchen. Hier ſchneide ich es von den großen Blutadern ab. Da leg' ichs vor euch auf den Tiſch hin. Gebt Achtung.

Fritze. O! es ſchlägt noch. Georg! ſieh einmal her.

Georg Ja wirklich auch; aber nicht ſo oft mehr.

Vater. Warum wohl nicht?

Georg. Es ſitzt nicht mehr da im Leibe, bey den andern Dingen.

Vater. Recht, mein Sohn! Du wollteſt ſagen: es iſt nicht mehr in der Verbindung mit den andern Theilen. Drum kanns auch nicht mehr ſo hurtig ſchlagen. Laßt es aber da ſtille liegen, bis hernach. Dabey will ich euch nur noch ſagen: wenn man einer Otter oder Eidexe das Herz aus dem Leibe ſchneidet, ſo ſchlägt es wohl noch vierundzwanzig Stunden fort. Iſt das nicht erſtaunlich?

Karl. Was willſt du denn noch mit dem Herzen machen?

Vater. Gleich ſollſt du es ſehen. Lottchen! laß dir einmal ein Bißchen warmes Waſſer geben. Nun leg' ichs hinein. Seht, ſeht, wie es wieder ſchlägt, da es warm wird!

Lottchen. Das iſt ja ganz erſchrecklich.

Vater. Das alles ſind noch Kleinigkeiten gegen das, was ihr erſt noch ſehen ſollt. Hier an jeder Seite des Herzens liegt doch noch ein kleines röthliches Läppchen. Seht ihrs wohl? Hier heb' ich eins mit der Zange auf. Hier oben gehen ſie beyde zuſammen in eine Röhre, in den Hals des Froſches. Was wird das ſeyn? Wer kanns rathen?

Georg. Ja! wer das wüßte?

Vater. Dieſe beyden Läppchen da — gebt wohl Achtung — ſollen noch ſechsmal größer werden, als ſie ſind.

Karl. Das möcht' ich ſehen.

Vater. Hier hab' ich ein kleines meſſingenes Röhrchen. Das ſeht ihr doch? Nun aber muß ich den Herrn Froſch mit dem Brete umkehren. Der Herr thue das Maul ein Bißchen auf.

Alle. Ha! ha! ha! ha!

Vater. Dies Röhrchen ſtecke ich da in den Hals hinein. Und nun gebt Achtung, wenn ich blaſe.

Georg. Ach! da kommen ja zwey Blaſen in die Höhe.

Fritze. Da fallen ſie wieder nieder.

Vater. Das geſchiehet, wenn ich nicht mehr blaſe. Wißt ihr nun wohl, was es iſt? Ihr alle, wodurch ſchöpft ihr Athem? Wodurch holt ihr Luft?

Georg. Durch die Lunge.

Vater. Seht, das ſind die beyden Lungen des Froſches, die ſich durch die Luft ſo aufblaſen laſſen.

Georg. O das iſt ja ſcharmant, ganz ſcharmant. Vater! mich auch einmal.

Vater. Da, komm her. Hier blaſe hinein.

Fritze. He! ſie kommen ſchon. Sie kommen ſchon. Laß mich auch einmal.

Vater. Da, probirt es alle nach einander. Und nun wollen wir etwas anders vornehmen, dabey ihr erſt rechte Wunder Gottes ſehen ſollt, wie er das ſo vortrefflich eingerichtet hat.

Georg. O ja! liebes Väterchen. Nur immer mehr her.

XXXI.

Fortſetzung des dreyßigſten Stücks.

Vater.

Jetzt ſchneid' ich dem Froſch die Kehle auf. Da ſteckt das Röhrchen noch in der Röhre, die in beyde Lungen geht. Und das iſt die Luftröhre. Wenn ihr etwas in die unrechte Kehle kriegt, ſo müßt ihr huſten. Das iſt bey euch die Luftröhre. Nun wollen wir die Luftröhre mit den beyden Lungen

aus-

ausſchneiden, und hier vor uns legen. Würdet ihr das wohl für Lungen anſehen?

Georg. Ich nimmermehr. O! was kriegen wir heute alles zu ſehen?

Vater. Lottchen! hole ein Bißchen gewichsten Zwirn von der Mutter. Nun tritt hierher. Dieſen Faden ziehe ich über die Luftröhre mit einem loſen Knoten. Nimm nun in jede Hand ein Ende. Und ich blaſe die Lungen auf, ſo viel ich kann. Sobald ich aber zu ſage, ſo ziehe du gleich zu.

Lottchen. Hab' ichs recht gemacht? Da ſtehen ſie ja beyde, recht ſchön aufgeblaſen.

Vater. Und ſo bleiben ſie auch. Nun könnt ihr ſie recht beſehen. Jede beſteht aus vielen tauſend kleinen Bläschen und Häutchen, die wie ein Netz gegittert ſind, und ſich wie ein Sonnenſchirm, der in Falten gelegt iſt, durch die Luft aufblaſen laſſen, und gleich wieder zuſammenfallen, wenn die

Luft wieder herausgeht. Seht einmal hier die vielen zarten Blutäderchen. Wer ſollte wohl ein ſo künſtliches Gewebe machen können?

Georg. Wieder ein Wunder Gottes.

Vater. So iſts nun in eurer Lunge auch. Die beſteht auch aus lauter zarten Bläschen und Geäder, das alles überaus künſtlich durch einander geflochten iſt. Das iſt der Blaſebalg des Lebens. Wenn der nichts taugt, ſo iſts mit der Geſundheit des Menſchen aus. Wenn ihr nun ſo unbändig lauft, daß das Blut mit der äußerſten Gewalt durchgetrieben wird; wie bald kann da ein Aederchen reißen! Oder, wenn ihr euch erhitzt habt, und gleich über das Trinken herfallt, ſo muß das warme Blut in der Lunge ſtocken. Daraus werden Geſchwüre. Ihr kriegt die Schwindſucht, daß ihr langſam und elendiglich ſterben müßt. Betrachtet alſo ja recht genau den zarten Bau der Lunge,

und hütet euch vor allen zu ſtarken Erhitzungen.

Georg. So iſt das mit der Lunge? Das ſoll uns gewiß eine Warnung ſeyn.

Vater. Aber nun nehmt einmal dies Glas, und beſehet damit eine Lunge gegen das Licht.

Fritze. Vater, wie ein Fiſchernetz. So groß iſt alles. Eins ins andere.

Karl. Laß ſehen. O! ſcharmant.

Georg. Nun iſt die Reihe an mir. Vater! was ſeh' ich da? was ſeh' ich da? Da kriecht ja alles inwendig voll Würmer!

Vater. Ich hätte bald was geſagt. Würmer? Wo wollen die herkommen? In den Lungen Würmer?

Georg. Ja wahrhaftig! Sieh doch nur. Schwarze lebendige Würmer. Laß nur Lotten und Albertinen auch erſt durchſehen.

Lotte. Georg hat Recht.

Albertine. Wohl zwanzig Würmer. Ich ſehe ſie ganz deutlich kriechen.

Vater. So muß ich denn wohl die Lunge aufſchneiden, und die Würmer herausnehmen. Denn ihr werdet wohl Recht haben. Fritze! gieb einmal die ſchwarze Taſſe her, und du, Lotte! gieß ein Bißchen laulicht Waſſer ein. Da liegt die aufgeſchnittene Lunge vor euch. Nun wollen wir mit dem Pinſel den Blutſchaum wegnehmen, und ein Bißchen warmes Waſſer darauf thun. Gebt Achtung.

(Die Fortſetzung im dreyunddreyßigſten Stück.)

XXXII.

Die Treue eines Vögelchens.

Komm her, liebes Dorchen! ich will dir etwas erzählen, von der Treue eines Vögelchens, das dich recht rühren wird.

Du weißt doch: in voriger Woche war das ſtarke Gewitter mit dem Hagelwetter. Da war ich eben auf dem Luſthauſe draußen im Garten, und mußte aushalten. Vor dem Fenſter ſteht doch der große Birnbaum. Darinn hatte dir ein Finke ſein Neſtchen, und ſchon fünf Junge. Ich ſah mit inniger Freude zu, wie das Weibchen ſo oft, ſo oft geflogen kam, und ſeinen lieben Kinderchen Futter brachte.

Als es nun anfieng zu regnen, und in der Luft von dem Hagel ſo erſchrecklich zu raſſeln: da kam dir das Finkenweibchen geſchwind, geſchwind als ein Blitz geflogen — ſetzte ſich auf ſein Neſt — bedeckte die Jungen, die ſich hurtig unter ſeine Federn verkrochen — ſteckte ſein Köpfchen unter den Flügel — und ließ immer auf ſich loshageln. Zweige, Blätter, alles wurde von dem Baume heruntergeſchlagen. Es ſaß getreulich ſtille.

Als das Hagelwetter vorbey war, dacht' ich: warum mag nun das Vögelchen nicht wegfliegen? Es ſaß wie ein Mäuschen ſtille. Ich ſtieß mit dem Stocke aus dem Fenſter an den Zweig. Es ſaß immer ſtille. Da nahm ich eine Leiter, und ſtieg hinauf.

Ach was ſah' ich da, mein Dorchen? Welch ein Anblick! Das Herz im Leibe that mir weh. Ich mußte faſt weinen.

Der Hagel hatte das Vögelchen auf den Jungen todtgeſchlagen, und die Jungen kuk-ten munter unter der todten Mutter hervor. Dieſe wollte alſo lieber ſterben, als ihre Jun-gen ſterben laſſen. Durch ihren Tod erhielt ſie ihnen das Leben.

Was ſagſt du zu dieſer großen Treue eines Vögelchens?

So treu meynen es deine Aeltern auch mit dir. Und noch viel treuer. Sie bewa-chen dich des Nachts, wenn ein ſtarkes Ge-

witter

witter iſt. Du weißt nicht einmal etwas davon, wenns eingeſchlagen hat. Du ſchläfſt ganz ruhig, und wenn ein Unglück entſteht, ſo wirſt du im Schlafe an einen ſichern Ort hingetragen. So treu ſorgen deine Aeltern für dich, daß du keinen Schaden nimmſt!

Wie viel haſt du ihnen zu danken! Erkenne es ja mit kindlichem Dank und Gehorſam.

XXXIII.

Fortſetzung des einunddreyßigſten Stücks.

Georg.

Da ſind ſie ja leibhaftig, die Würmer. Seht alle her, daß ich Recht habe. Wie ſie ſich drehen! Das warme Waſſer muß

muß ihnen nicht gefallen. Nun kann man ſie mit bloßen Augen ſehen.

Vater. Seht her, wie ich mit dem ſpitzen Ende des Pinſels einen Wurm nach dem andern aufnehme, und in die Taſſe mit Waſſer thue. Nun krümmen ſie ſich erſt recht. Lotte! du kannſt ſie inzwiſchen zählen.

Lottchen. Es ſind juſt einundzwanzig.

Vater. Gut, behaltet das. In der andern Lunge, die noch aufgeblaſen iſt, werden wohl auch ſo viel ſeyn. Georg! Siehe durch, und zähle einmal.

Georg. Wirklich noch mehr. Ich kann ſie aber nicht genau zählen.

Vater. Sagt mir nun, Kinder! ob ihr nicht ſchon Wunder Gottes genug in einem einzigen Froſche geſehen habt?

Alle. Mehr als zu viel. Gott iſt ein großer Gott.

Vater. Schon ſo groß — ſo mächtig — ſo weiſe und gut in einem verächtlichen Froſche! Wie viel größer und herrlicher in dem Menſchen — in dem Meere — und dort an dem geſtirnten Himmel! O Kinder! lernt Gott erkennen, ihn fürchten und ihm vertrauen; ſo ſeyd ihr glücklich. — Aber was werden wir nun machen?

Albertine. Da iſt ja noch das Klümpchen Gedärme in dem Schälchen?

Vater. Ja das Beſte hätten wir bald vergeſſen.

Lottchen. Da ſitzen noch ſo viele tauſend kleine Körner dran, wie Mohnſaamen, womit ich meinen Zeiſig füttere. Was iſt denn das?

Vater. Lauter Wunder Gottes! Denkt nur, jedes Körnchen iſt ein Ey. Das wird künftig der Froſchlaich, oder die großen gallertartigen Klumpen mit den ſchwarzen Punkten

ten

ten im Waſſer, die in unſerm Stadtgraben oben auf ſchwimmen. Habt ihr die ſchon geſehen?

Georg. Ich recht gut.

Vater. Die runden Körner dran ſehen aus wie Weintraubenkörner. In jedem ein ſchwarzer Punkt. Das iſt ſchon das zuſammengewickelte Froſchwürmchen. Das brütet die Sonne da aus. Wenns auskömmt, ſo hats ein Schwänzchen. Die Dinger, die ſo artig im Waſſer herumſpielen, und die ihr immer Kuhlquappen nennt, das ſind die jungen Froſchwürmer, ehe ſie Füße kriegen.

Fritze. Ey! das wäre ja! Wo laſſen ſie denn aber hernach die Schwänze?

Vater. Die kriechen ein, und werden immer kürzer. Nach einem Vierteljahre kriegen ſie Füße. Erſt die vorderſten. Da ſieht es denn poſſierlich aus, wenn ſie ſo mit zwey

Füßen

Füßen und dem Schwanze herumſchwimmen. Hernach kommen die Hinterfüße, und dann kriecht der Schwanz immer mehr ein. Ihr ſolltet nur einmal ein Fröſchchen ſehen, das kaum ſo groß iſt, wie der Nagel an einem kleinen Finger, und doch ſchon ſo artig ſpringen kann. Was ſagt ihr dazu? Sind das nicht Wunder Gottes?

Georg. Vater! wir wiſſen nicht mehr, was wir ſagen ſollen.

Vater. Alles noch Kleinigkeiten. Nur Geduld! Seht hier das zarte Häutchen, das zwiſchen den Gedärmen ſitzt, und ſie zuſammenhält. Sonſt kämen ſie leicht aus ihrer Lage, und würden ſich verwickeln. Wenn wir Schweine ſchlachten, ſo ſeht ihr doch immer ſo gerne zu, wenn ſie aufgeſchnitten werden. Wenn nun der Schlächter die Haut zwiſchen den Kaldaunen mit dem Meſſer ſo poſſierlich ablaufen läßt: das iſt eben dies Häutchen hier.

Georg. Ueber das artige Därmchen! Wie eine Violinſaite. Darinn iſt doch wohl nichts?

Vater. Wunder über Wunder! Paßt auf. Hier ſteche ich mit der Nadel den Magen an. Nun ziehe ichs lang aus. Und unten ſteche ichs wieder mit einer Nadel an. Seht, jetzt ſchneide ich den Magen auf.

Fritze. Sieh da, ein Goldſchmidt! Wo kömmſt denn du her? Noch ein Paar Käfer. Das iſt ja ſchnurrig.

Vater. Der Froſch iſt ein Raubthier, und lebt von lauter Käfern, Fliegen und Inſekten. Denkt einmal, wie viele tauſend Fröſche in der Welt ſind! Wie viel Käfer und Inſekten jeder Froſch täglich wegſchnappt! Wie weislich das Gott eingerichtet hat! Würden uns nicht ſonſt die Inſekten Naſen und Ohren abfreſſen?

Georg. Ja, wirklich. Das begreife ich. Aber das iſt doch ſehr artig.

(Die Fortſetzung im ſechsunddreyßigſten Stück.)

XXXIV.
Das Finkenneſt.

Da war ich neulich im Garten, erzählte mir mein Väterchen, und lauerte mit der Flinte auf die Sperlinge. Das ſind rechte Erbſendiebe. Das muß ich Dir doch ſchreiben, liebes Lottchen! was ſich da zugetragen hat.

Als ich nun ſo da ſtand, ſagte der Vater, da kam ein Vögelchen und flog in den dicken Birnbaum. Ich legte an, und wollte indem zuſchießen, weil ich dachte, es wäre ein Sperling. Da ſah ich aber, daß es ein Finkenweibchen war, das ſein Neſtchen in

dem Baume hatte, und ſeinen Jungen etwas zu freſſen brachte. Ach da hätteſt du ſehen ſollen, wie die Jungen ihre kahlen Hälschen aus dem Neſte vorſtreckten und ſich füttern ließen.

Was meynſt du, wenn ich das Vögelchen todtgeſchoſſen hätte? Da hätten die Jungen elendiglich verhungern müſſen. Das Männchen würde ſich auch ſo übel befunden haben — hätte nicht mehr ſo luſtig um den Baum herumgeſungen, wie du oft ſelbſt gehört haſt. Das hätte mich doch denn recht ſehr jammern ſollen.

So hülflos da die Vögelchen im Neſte ſind, ſagte der Vater, ſo ſind es die Kinder auch von ihrer Kindheit an, wenn ſich nicht die Aeltern ihrer ſo herzlich annähmen! Wie viel Gutes haſt du alſo deinen Eltern zu danken!

Dies hab' ich dir doch melden wollen, liebes Lottchen! Antworte mir ja bald. Ich bin

Dein liebes Dorchen.

XXXV.

Lottchens Antwort auf den vorigen Brief.

Liebſtes Dorchen!

Du haſt mir eine groſse Freude mit deinem Briefe gemacht. Erzähle mir doch öfters ſo was Niedliches.

Da will ich dir denn auch ein artiges Hiſtörchen erzählen, was mir der Vater geſtern Abend erzählte, und worüber ich mich recht gefreuet habe.

In Amerika — du kennſt das Land ſchon auf der Karte — begegnete einmal ein Spanier einem Indianer mit einem ſchönen Pferde. Der Spanier hatte ein ſchlechtes Pferd.

Das ſchöne nahm er dem Indianer weg, und ließ ihm das ſchlechte.

Dieſer verklagte ihn vor dem Richter. Der Spanier leugnete es, und ſagte: es wäre ſein Pferd. Der Richter wußte nicht, wem er Recht geben ſollte. Denn beyde hatten keine Zeugen.

Was that dir aber der Indianer? Der war klüger als die andern alle. Er warf ſeinem Pferde den Mantel über den Kopf, und ſagte zu dem Spanier: Das Pferd iſt mit dem einen Auge blind. Nun ſage: mit welchem? Das mußt du doch wiſſen, wenn es dein Pferd iſt. Der Spanier ſagte: mit dem linken.

Da ſehen Sie, ſagte der Indianer zu dem Richter, daß es mein Pferd iſt. Denn es iſt mit keinem Auge blind.

Wie gefällt dir dieſe Liſt? liebes Dorchen! Iſt es nicht gut, wenn man klug und ver-

verſtändig iſt? Dann kann man ſich helfen. Ich bin

Dein getreues Lottchen.

XXXVI.
Fortſetzung des dreyunddreyßigſten Stücks.

Vater.

Nun ſchneide ich weiter den Darm auf, der inwendig hohl iſt. Seht wohl zu.

Georg. Halt! was ſitzt da? Kleine weiße runde Walzen. Was mag das ſeyn?

Vater. Laßt uns einmal ein Paar Tropfen warmes Waſſer drauf gießen.

Fritze. Ey! die Dinger leben ja. Wie ſie zuſammenkriechen!

Vater. Ich will doch ſehen, ob ich ſie herausnehmen kann. Seht, wie ich ſie zerre.

Karl. Da zieheſt du ja den Darm mit auf. Die ſitzen recht feſt.

Vater. Wir ſchneiden alſo das ganze Stückchen Darm aus, wo ſie ſitzen, und legen es hier ins Schälchen mit Waſſer. Wir werden es brauchen. Aber hier weiter herunter.

Georg. Da paſſirt wieder etwas. O! kleine Härchen! Wie mag die der Froſch in ſich kriegen?

Vater. Ich will ſie doch auch ins Waſſer thun.

Lottchen. Die Haare leben ja. Wie ſie ſich krümmen!

Vater. Alſo müſſens doch auch wohl Würmer ſeyn. Nun gebt Achtung. Hier thue ich den letzten Schnitt, hier in dies grünliche Stückchen des Darms, das etwas dicker iſt, als das vorige. Das heißt der Maſtdarm mit dem grünlichen Unrath.

Was mögen aber die weiſſen kleinen Striche darinn bedeuten?

Georg. Ach! da lebt ja auch alles. Seht doch, wie ſie da herauskommen. Nun das gefiel' ich. Auch in dem Koth und Unrath des Froſches Würmer!

Vater. Haſt wieder recht geſehen. Die thun wir auch zu den andern ins Waſſer. Die krümmen und drehen ſich erſt recht.

Fritze. Sie ſind etwas dicker, als die Haarwürmer; aber nicht ſo dicke, als die weiſſen da oben.

Vater. Nun laßt das einmal alles liegen und ſtehen. Jetzt ſollt ihr erſt ſehen, was ihr nicht geſehen habt, was ihr kaum denken, kaum glauben könnt, daß es möglich ſey. Jetzt wißt ihr ſchon ſo viel:

Daß der liebe Gott inwendig in dem Froſche, in den Lungen, und in ſeinen Gedärmen, viererley Arten von

Würmern ernähre, die ihm doch keinen Schaden thun, ſondern von ſeinen überflüßigen Säften leben.

Sagt nur, ob ihr mit dieſen Wundern Gottes in einem einzigen Froſche zufrieden ſeyd!

Alle. Wir wiſſen kaum, wo wir ſind; ob wir träumen, oder wachen.

Vater. Gleich ſollt ihr mehr ſehen, und zwar, wie in der Bibel ſteht: was kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und was in keines Menſchen Herz kommen iſt: was kein menſchlicher Verſtand erdenken und ſich vorſtellen kann. Du aber, Georg! rufe deinen Lehrer, Herrn Kinderlieb! dazu. Der hats auch gerne ſehen wollen.

Kinderlieb. Nun, meine Lieben! was habt ihr geſehen? Georg iſt ja ganz außer ſich. Will keinen Froſch wieder todtſchlagen. Sind das nicht rechte Wunder Gottes, davon

von ich euch oft geſagt habe, daß ſie euch der Vater zeigen würde, wenn ihr erſt etwas größer wäret?

Georg. O ja! erſtaunliche Dinge haben wir geſehen. Ach, Herr Kinderlieb! davon wollen wir erſt noch recht viel mit Ihnen ſprechen.

(Die Fortſetzung im achtunddreyßigſten Stück.)

XXXVII.

Brief.

Liebes Lottchen.

Was meynſt du, wie gütig mein Väterchen gegen mich iſt? Wirſt dich recht freuen, wenn du es erſt hörſt. Hat mir ein niedliches Käſtchen machen laſſen, worinn ich mir Inſekten ſammlen ſoll. Und ſogar ein Fangeiſen dazu, mit grünem feinem

Zeuge bezogen, womit ich ſie fangen, ſelbſt fangen kann.

O da wollen wir bald einmal auf die Jagd gehen, Lottchen! Nicht wahr? Du gehſt doch mit? Das ſoll dir eine Luſt ſeyn.

Geſtern fuhren wir aufs Land. O was giebts da am Harze für ſchöne Gegenden! Da ſind Berge, Wälder, Wieſen, Gärten, Klippen, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Da fällt denn oben von einer Klippe das Waſſer herunter. Das rauſcht und brauſt, daß man nichts hören kann. Unten iſt es ganz finſter, wo es hinfällt: lauter weißer Schaum. O Lottchen! ich kann dir das Schöne nicht alles beſchreiben, was ich da geſehen habe. Eins fehlte mir nur. Daß du nicht dabey wareſt, und dich mit mir freuen konnteſt. Wenn da ſo an einem hohen Berge die Schäfchen und Lämmchen herumklettern: das ſieht gar zu ſcharmant aus. Da giebts

eine Menge allerliebſter Blümchen. Das würde etwas für meine Blumenfreundinn ſeyn.

Nun kannſt du dir vorſtellen, wie ich mit meinem Fangeiſen und Schächtelchen lief. Ich war ſo glücklich, auf einer Wieſe gleich zuerſt einen ſchönen Segelvogel zu fangen. Hernach ſogar einen Admiral. O über deſſen Schönheit geht nichts. Väterchen wies mir, wie ich ſie gut herausnehmen und aufſtecken mußte.

Als es Abend wurde, fieng ich dir noch an einem alten Geländer eine Fliege. Schöners kann in der Welt nichts ſeyn. Der Kopf und die Bruſt goldgrün, und der Hinterleib feuerroth. In der Sonne ſah alles aus, wie Gold, Silber und Edelgeſteine. Vater nennte ſie die Goldfliege. Komm bald zu uns; ſo ſollſt du ſie ſehen. Da hatt' ich dir eine rechte Freude.

Und nun noch etwas. Ich gieng dir an einem Acker hin, wo ein Graſeſtrich war. Da kroch an der Erde ein Ding, wie ein Finger lang: hatte ordentliche Füße wie ein Maulwurf, von Horn: hinten zwey Spitzen; zwiſchen den Spitzen einen Schwanz: auch zwey ſtachlichte Hinterfüße. Vorne am Kopfe zwey lange Hörner, und vier Spitzen. Zwey helle, helle Augen.

Ich fürchtete mich vor dem Dinge. Greif zu, rief der Vater. Es thut dir nichts. Iſt ein ſchönes Stück. Huſch! hatt' ichs weg. Da nahms der Vater in die Hand, und ſagte: Siehſt du die langen Spitzen wohl, die über den Rücken heruntergehen? Er faßte ſie an. Da wurdens zwey große breite Flügel. Und zwey kleine lagen ſo ſchon auf dem Rücken.

O wie verwunderte ich mich über das Ding, daß es Flügel hatte! Vater nennte

es

es die Maulwurfsgrille, die in der Erde wie ein Maulwurf graben könnte, und die Wurzeln des Korns abfräße: thäte vielen Schaden.

Da war ich nun ſchon recht reich in meinen Gedanken, und dachte: wie doch der liebe Gott alles ſo ſchön und gut gemacht hat — und ſo mancherley Geſchöpfe ernähret!

Wenn willſt du einmal mit mir fangen gehen? Ich bin

Dein getreues Dorchen.

XXXVIII.

Fortſetzung des ſechsunddreyßigſten Stücks.

Vater.

Hier ſteht nun das Vergrößerungsglas. Dies iſt der Glasſchieber mit einem Tröpfchen Waſſer. Nun gebt wohl Achtung.

Hier

Hier nehm' ich etwas von dem grünen Weſen aus dem Maſtdarm. Nur ſo viel, als an einem Nadelknöpfchen ſitzen bleibt, und ſpühle es in dem Tröpfchen Waſſer ab. Nun ſieht das Tröpfchen graulich aus. Jetzt ſchieb' ichs unter das Vergrößerungsglas, und laſſe von unten durch den Spiegel Licht in das Tröpfchen fallen. Georg! was ſiehſt du?

Karl. Was machſt du denn? Du fährſt ja zurück.

Georg. Da möchte der Kukuk nicht erſchrecken. Was tauſend iſt das? Tauſend, tauſend lebendige Thierchen unter einander durch. Ich muß noch einmal hineinſehen. Da ſind ſchmale, lange, runde, breite, eckige, große, und erſtaunlich kleine. O über die kleinen Bläschen! Da fährt eins durch, wie ein Huſar. Wo kommen die alle her?

Karl. O laß ſehen!

Fritze und die andern. Wir auch. Wir auch.

Vater. Nur einer nach dem andern, und nicht ſo wild.

Kinderlieb. Ich will der letzte ſeyn. Nun das iſt wahr. Das hätt' ich mir ſelbſt nicht vorgeſtellt. Das geht über aller Menſchen Gedanken. Dieſe unzähligen, unendlich kleinen Thierchen könnt ihr mit bloßen Augen gar nicht ſehen. Es ſind wohl fünf- bis ſechſerley beſondere Arten in dem Tröpfchen. Und wie ihr ſie da ſeht, ſo ſind ſie hundert und vierzig tauſendmal größer, als ſie wirklich ſind. Und einige doch nicht größer, als das kleinſte Sandkörnchen. Wie viel mögen ihrer doch wohl ſeyn? Georg ſoll ſie uns einmal zählen.

Georg. Die mag der Kukuk zählen. Das geht durch einander her, daß man ganz verwirrt wird.

Kin=

Kinderlieb. Ihr habt doch geſehen, wie viel der Vater da von dem grünen Weſen mit einem Nadelknopfe aufnahm? Wie viel iſt an dem Nadelknopfe ſitzen geblieben? Nun kommt einmal her. Betrachtet hier den ganzen Fleck des Maſtdarms, wo das grüne Weſen iſt, und macht einmal in euren Gedanken die Rechnung: wie viele dieſer unſichtbaren Thierchen mögen nicht darinn ſeyn, leben, und ernährt werden, ohne daß der Froſch davon etwas weiß. Gewiß weit mehr, als Schneeflocken fallen; mehr als Sand am Meere iſt. Denn ſo ihr das Tröpſchen hier durch ein noch weit ſtärker vergrößerndes Gläschen beſeht; ſo ſeht ihr auch noch zehntauſendmal mehr Thiere, als vorher. Sagt ſelbſt, ob ihr nicht Gott anbeten müſſet, der ſo viele Kreaturen ernähret, die wir nicht einmal ſehen können?

Georg.

Georg. Nein! ſo hätten wir uns das alles gar nicht vorgeſtellt.

Vater. Dann werdet ihr deſto leichter begreifen, daß Gott auch recht väterlich für euch ſorge, da er für ſo viele Millionen unſichtbarer Geſchöpfe ſorgt. Lottchen! wie heißt doch das Verschen vom Äſmus, das dir ſo wohlgefällt?

Lottchen. Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben.
Er giebts dem Sperling auf
dem Dach,
Wie ſollt' er mirs nicht geben?

Georg. Er giebts den Thierchen da im
Froſch,
Wie ſollt' ers uns nicht geben?

Vater. Ich freue mich, daß ihrs fühlt und erkennet, wie groß Gott im Kleinen ſey. Hier ſo groß, als in der Sonne, als im Elephanten. Iſts nicht wahr, Herr Kin-

derlieb! iſt nicht dieſer einzige Froſch ſchon eine lebendige Welt?

Kinderlieb. Ja wohl iſt er das, und das zum Lobe des großen Gottes, der ihn, und in ihm ſo vieles, das lebt, wunderbar erhält.

(Der Beſchluß im 40ten Stück.)

XXXIX.

Lottchens Antwort auf Dorchens letztes Schreiben.

Liebes Kind!

Du ſchreibſt ja immer artigere Sachen, beſtes Dorchen! die mich ſehr vergnügen. Faſt muß ich dich ein Bißchen beneiden, daß du dir ſchon in der ſchönen Natur ſo manche Freude machen kannſt. Ich kann mich auch über eine Wieſe, über ein Bächelchen, über ein Blümchen, über ein Würmchen recht ſehr freuen — verſtehe aber nichts

davon. Sagt mir doch keiner ſo ſchöne Sachen, wie dir geſagt werden. Bald, bald werd' ich mit dir auf die Jagd gehen. Da ſollſt du meine Führerinn und Lehrmeiſterinn ſeyn.

In voriger Woche hab' ich doch auch eine angenehme Veränderung gehabt. Bin in der Papiermühle geweſen. Muß dir recht viel davon erzählen, ſo viel ich behalten habe. Wir haben dir ſchon ſo manches Blättchen Papier beſchrieben, und wenn uns einer fragte: wie wird denn das Papier gemacht? ſo würden wir ſtehen, wie Butter an der Sonne. Drum iſt mirs recht ſehr lieb geweſen, daß ichs ſelbſt geſehen habe.

Die häßlichſten, älteſten Lumpen werden dazu genommen, die zu nichts mehr zu gebrauchen ſind. Dazu doch noch gut genug. Zu einer ſo nützlichen Sache, als das Papier iſt. Da liegen dir auf dem Boden ungeheure

Berge von Lumpen, die recht garſtig anzuſehen waren. Mich ekelte davor. Mich nicht, Jüngferchen! ſagte der Papiermacher, die bringen Geld.

Da ſaßen dir viele Weiber, die laſen die Lumpen, und ſuchten die feinſten aus: nämlich von ſolcher Leinwand, davon unſere junge Herren Oberhemden tragen. Das wird das ſchöne Briefpapier. Von dem ordinären gebleichten Linnen wird gutes Schreibpapier; von dem fläch ſenen ungebleichten das gewöhnliche Druckpapier, und von den alten wollenen Lumpen Löſchpapier. Iſt das nicht artig?

Wenn die Lumpen geleſen ſind, und ſie wollen nun eine Sorte Papier machen, was für eine es ſey; ſo bringen ſie ſolche erſt auf den Lumpenſchneider. Das ſind zwey breite ſcharfe Klingen, auf welchen oben eine ſtählerne Walze mit vielen Ecken durch ein

Rad

Rad getrieben wird, welches an die Mühlenwalze angehängt iſt. Vorne iſt ein Kaſten mit einem kleinen Drathſiebe, in welchem die Lumpen angeſchüttet werden, daß der Staub und Dreck durchfällt. Wenn das Ding angelaſſen wird, ſo rattert es entſetzlich, ſchneidet aber alle Lumpen kurz und klein, die denn unten durchfallen.

Dann kommen die kleingeſchnittenen Lumpen in einen Kaſten mit Waſſer, darinn eine große Walze geht, die alles noch kleiner reibt. Das heißt der Holländer. Das Ding lärmt auch gewaltig.

Von da kommen ſie in den Lochbaum. Das iſt ein großer Baum, in welchen tiefe Löcher ausgehauen ſind, und worinn hölzerne Hämmer gehen, die von der Mühlenwalze aufgehoben werden, und niederfallen. Das geht recht nach dem Takte: Baf, baf, baf! Und da wird es in zwölf Stunden zu

Brey geſtoßen. Aber alles im Waſſer; daß ſichs recht aufloͤſet, und keine Knoten mehr bleiben.

Nun bringen ſie den Brey in einen langen Kaſten, worinn ein hoͤlzernes Ding, das unten breit iſt, im̃er hin und hergeht, daß ſichs nun alles mit reinem Waſſer wohl vermiſcht. Hierauf koͤmmt der Brey in einen großen Keſſel mit Waſſer, das immer lau gehalten, und beſtaͤndig geruͤhrt wird.

Aber mein Brief wird zu lang. Bald will ich dir das Uebrige ſchreiben. Nimm ſo vorlieb. Ich kanns nicht beſſer beſchreiben, und bin

Dein getreues Lottchen.

XL.

Beſchluß des achtunddreyßigſten Stücks.

Vater.

Wir ſind aber noch nicht fertig. Beynahe ſind das alles Kleinigkeiten gegen das, was ihr noch werdet zu ſehen kriegen. Nun mit den andern Würmern her. Erſt die runden weißen.

Georg. Da hat ſich der eine losgemacht. Wie er ſich zieht! Die andern ſitzen noch feſt.

Vater. Nun ſo spatziere du einer auf den Glasſchieber ins Waſſer. Siehe durch, Georg!

Georg. Der hat ja einen Rüſſel mit großen krummen Haken. Huſch! iſt er weg. Da ſteckt er ihn wieder vor.

Vater. Kannſt du nun begreifen, warum er im Darm ſo feſtſitzt?

Georg. Das glaub' ich wohl, mit den Haken.

Vater. Dieſe Würmer nennt man Kratzer oder Hakenrüſſel. Die Vögel und Fiſche haben ſie auch. Bey den Schweinen ſind ſie größer, als die größten Spulwürmer. Aber einen Lungenwurm ſollt ihr noch ſehen. Georg, ſiehe durch.

Georg. Daß dich alle mein Tage, wie Goliathen ſein Spieß.

Vater. Nun kömmt das Allerbeſte. Hier hab' ich einen Schieber mit zwey Glasplatten, die genau auf einander paſſen. Dieſe oberſte nehm' ich ab. Auf die unterſte leg' ich den Wurm in ein Tröpfchen Waſſer, und die oberſte drauf, daß er ein Bißchen gedrückt wird. Herr Kinderlieb zuerſt.

Kinderlieb. Ich ſage gar nichts.

Georg. O laſſen ſie mich. Was iſt das? In dem Wurme wieder alles voll Würmer,

mer, von oben bis unten. Da wollen ſie heraus. Da kehren ſie wieder um.

Vater. Ihr andern auch. Was ſagen Sie dazu, Herr Kinderlieb? Das iſt nur ein Fleckchen, das Sie geſehen haben. Ziehen Sie den Wurm weiter durch.

Kinderlieb. Ich verſtumme ganz. Der Wurm ſcheint mir in der Vergrößerung 15 Zoll lang zu ſeyn. In jedem Zoll zähle ich über hundert Junge. Aber nur hundert. Das wären denn auf 1500 lebendige Junge in einem Würmchen, wie ein Haar. Das ſind wahre Wunder Gottes!

Vater. Und ſo iſt es mit den andern Würmern auch, die wir bey dem Froſche gefunden haben. Lotte! du hatteſt ja die Lungenwürmer gezählt.

Lottchen. Es waren aus der einen Lunge ein und zwanzig.

Albertine. In der andern auch ſo viel.

Kinderlieb. Wie viel macht das, Georg?

Georg. Das ſind zwey und vierzig.

Vater. Nun rechnet weiter. In jedem 1500 Junge. Wie viel zuſammen?

Georg. Das kann ich aus dem Kopfe nicht.

Kinderlieb. Komm doch her. Das wollen wir bald kriegen. Das ſind ja 42mal 1500. Und das zuſammen 63,000 Würmer, alte und junge, bloß in den Lungen. Außer was die andern mögen bey ſich gehabt haben.

Georg und die Uebrigen. Das geht über alles.

Vater. Hab' ich nun mein Wort gehalten, und euch Wunder Gottes in einem einzigen Froſche gezeigt? Und, du Georg! wirſt du künftig die Fröſche noch ſo traktiren?

Georg. O Vater —

Beſchluß von Lottchens Briefe.

Liebes Schweſterchen.

Ich muß doch mein Wort halten, und dir vollends ausſchreiben, wie das Papier gemacht wird. Erſt muß ich noch ſagen: daß mir das ſehr wunderbar vorkam, wie ſo viele Maſchinen in der Papiermühle durch ein Rad, durch eine Walze, und durch weniges Waſſer konnten regiert werden. Was doch die Menſchen alles erfunden haben!

Ich war zuletzt bey dem Breye in dem Keſſel ſtehen geblieben. Nun kömmt das eigentliche Papiermachen. Da kömmt denn einer, und hat eine Forme von Dratſtäben, die dicht an einander liegen, daß das Waſſer ablaufen kann, wie ein Bogen ſeyn ſoll. Damit ſchöpft er aus dem Breykeſſel ſo viel, als drauf liegen kann, und ſchlägts auf ein

grobes Tuch, das neben ihm unter einer gewaltigen Preſſe mit einer großen Schraube liegt. Wenns nun ein ganzer Stoß iſt, — es kömmt aber wieder auf jeden Bogen ein Tuch — ſo wird oben ein dickes Bret aufgelegt, und nun kommen wohl zehn Leute mit einem Hebebaum, den ſie durch die Schraube ſtecken und umdrehen. Da fließt denn das Waſſer wie ein Strom ab, und der Papierbrey kömmt dicht zuſammen. Die Preſſe ſteht wohl zwölf Stunden.

Dann werden die Bogen ausgenommen, auf dem Boden aufgehängt und getrocknet. Wenn ſie trocken ſind, werden ſie erſt mit dickem Leim geleimt, ausgepreßt, noch einmal mit dünnerem geleimt, wieder gepreßt, aufgehangen und getrocknet. Sind ſie trokken, ſo werden ſie zuſammengenommen, ausgeſucht, in Bücher getheilt, hernach in Rieße, und ordentlich gepreßt. Dann iſt das Papier zum Schreiben fertig.

Es kömmt dabey, wie ich hörte, viel auf das Waſſer, auf das Zeug, und auf die Luft an, wenn das Papier recht ſchön weiß werden ſoll.

Willſt du nun alles beſſer wiſſen, als ichs beſchrieben habe, ſo reiſe du ſelbſt hin. Wir beyde werden gewiß das Papier nicht verſchreiben, das ich da geſehen habe. Ich bleibe

Dein beſtes Lottchen.

XLII.

Der dumme Verſchwender.

Hütet euch ja, lieben Kinder! vor dem Laſter der Verſchwendung. Denn es thut nichts weher, als die Armuth, die man ſich ſelbſt gemacht hat, wenn man reich geweſen iſt, und das Seinige muthwillig weggewor-

geworfen hat. Laßt euch folgende lächerlich traurige Geſchichte erzählen.

Es war einmal ein armer einfältiger Barbierer auf dem Dorfe, der ſich kümmerlich mit den Seinigen ernährte. Er kam aber doch jährlich immer durch, war keinem was ſchuldig — war geſund, vergnügt und zufrieden. Wer das hat, der danke doch Gott, und trachte nicht nach hohen Dingen.

Dieſer Mann, den ich Gregorius nennen will, litt kein Noth. Des Winters hatte er ſein warmes Stübchen, ſein Bette, ein kleines gutes Häuschen, und hungern durfte er auch nicht. War der Mann nicht glücklich bey ſeinem wenigen Vermögen, und in ſeinem niedrigen Stande?

Mit einemmale ſtand in den Zeitungen, daß ſein Bruder in Oſtindien geſtorben, und dieſen ſeinen einzigen Bruder zum Univerſalerben ſeines ganzen Vermögens von mehr

als

als zweymal hundert tauſend Thalern einge-
ſetzt habe. Das Schiff mit den rareſten und
koſtbarſten Sachen ſey in Amſterdam ange-
kommen, und er würde hiermit dahin zitirt,
dieſes alles in Empfang zu nehmen, wo ihm
auch an die hunderttauſend Thaler in Duka-
ten ſollten ausgezahlt werden.

Kaum war es in dem Dorfe und in der
umliegenden Gegend bekannt geworden; ſo
war ſchon vom Morgen bis an den Abend
das Haus voll Leute. Der eine wünſchte
ihm Glück. Der andere empfohl ſich zu
Gnaden. Der dritte wollte Kutſcher oder
Vorreuter werden. Da kamen Kutſchen
vors Haus gefahren. Es wurden ihm
Kammerjungfern, Kammerdiener, Lakeyen,
u. ſ. w. angeboten. So drängte man ſich
nach des Barbiers Gewogenheit. Mehr als
zwanzig Advokaten wollten die Reiſe mit
nach Amſterdam machen, und ein Jeder ver-
ſprach,

ſprach, Ihro Gnaden aufs beſte gegen alles Unrecht zu ſchützen.

Weit und breit kamen Kaufleute und Weinhändler, ihre Waaren anzupreiſen. Die Juden aber ſtürmten beynahe das Haus. Da alles ſo in der größten Unruhe war, und man ſein eigen Wort nicht hören konnte, kam ein Courier und brachte dem reichgewordnen Barbier einen vornehmen Titel, nebſt einer Anweiſung, in der nächſten Stadt ein gewiſſes adeliches Schloß, als ſeine künftige Wohnung, zum Geſchenk anzunehmen. Das könnte er denn auch für ſein Geld nach ſeinem Gefallen zu rechte bauen laſſen, wie er wolle.

Dies alles machte den Barbier ſo verwirrt im Kopfe, daß er nicht mehr wußte, wo er war. Seine Ruhe und Glückſeligkeit war mit einemmale fort. Aber das glaubt ein ſolcher Menſch nicht. Tag und Nacht ſchwärmte es ihm im Kopfe herum, wie er

ſich

ſich nun von dem vielen Gelde recht viel zu Gute thun, und über andere erheben wollte. Und das war juſt der geradeſte Weg, wieder arm zu werden, wie es auch kam.

Das menſchliche Herz kann nichts weniger ertragen, als gar zu großes Glück. Selten wird ſich ein Menſch von niedrigem Stande darein zu finden wiſſen. Merkt euch das wohl, lieben Kinder! Seyd ja in der Welt zufrieden, wenn es euch mittelmäßig wohlgehet, und laßt euch durch dieſe Geſchichte warnen.

Das erſte, was Gregorius that, war, daß er ſich einen Adelbrief kaufte. Er hieß nun Herr von Gregorius. Sein Barbierzeug, das ihm bisher Brod gegeben hatte, warf er zum Fenſter heraus. So hatte ihn der Reichthum ſchon geblendet, daß er ſeinen erſten Stand ſpöttiſch verachtete. Es waren ihm ſchon einige Fäſſer Wein vors Haus

gefahren, und man ſchätzte ſichs für eine große Gnade, ſie anzunehmen. Mit dem Gelde hätte es keine Eil. Da wurde nun gleich ein Faß angeſteckt, und alles traktirt, was gelaufen kam. Die Juden brachten Manſcheſter, Tücher, Treſſen, Hüthe, Uhren, Doſen, Schnallen, und zehn Schneider liefen ſich bald die Schwindſucht an den Hals, wer der erſte ſeyn würde, ſeine Dienſte anzubieten. Da wurden denn auch reiche Stoffe ausgenommen für die Frau von Gregorius.

Dieſe wußte gar nicht, wie ihr geſchehen war. Sie ſaß in einem Winkel mit ihrem Püffelrocke, bis ſie ein Schneider hervorholte, ihr das Maaß zu ſechs koſtbaren Kleidern zu nehmen. Da wachte ſie auf, wie aus einem Traum, und ſagte nur: Ach! was wird die Frau Paſtorinn ſagen? was wird die Frau Amtmänninn ſagen? Herr

Jemi-

Jemine! wo ſoll ich denn hin? Wenn mich nur der König nicht heyrathen will?

Das Beſte war, daß dieſe Leute keine Kinder hatten. Sonſt wäre es auch um dieſe armen Geſchöpfe geſchehen geweſen.

XLIII.
Dorchen an Lottchen.

Liebſtes Lottchen.

Weißt du etwas recht Neues? Wem ſollt' ichs lieber ſagen, als dir, da du dich immer ſo mit freueſt, wenn ich mich freue? Ich habe dir ein Paar Lachtäubchen geſchenkt bekommen. Ein Paar ganz allerliebſte Vögelchen. Was mir die für Freude machen, kann ich dir kaum beſchreiben. Ganze Stunden ſitze ich da, und ſehe zu, was ſie machen. Sie ſind ſo kirre, ſo zahm, daß ſie mir aus der Hand freſſen. Wenn ich rufe,

kommen ſie gleich geflattert. Mein gróßtes Vergnůgen iſt, ſie zu fůttern.

O wie ſie dir ſo zårtlich, ſo liebreich mit einander umgehen! Keins ſtóßt das andere. Keins nimmt dem andern das Futter weg. Sie vertragen ſich ſo gut mit einander. Sie beneiden ſich nicht. Sie kónnen nicht lange von einander bleiben. Sitzt das eine etwan unter dem Stuhle, und das andere hat es verloren: o wie ruft es, wie girrt es ſo traurig, bis das andre antwortet, daß es noch da iſt! Da fangen ſie denn beyde an vor Freuden zu lachen, ſo niedlich zu lachen, daß man dåchte, es håtte ein Menſch gelacht. Sie gehen gar zu vertraut und friedſam mit einander um.

Ich habe viel von den Vógelchen gelernt. Sie beſchåmen uns Kinder manchmal, wenn wir ſo neidiſch, zånkiſch, und beißig unter einander ſind. Ich glaube, unſer Heiland

land hat dieſe Täubchen gemeynt, wenn er ſagt: Seyd ohne falſch, wie die Tauben.

Aber weißt du, wie ich dazu gekommen bin? Es hatte ſie eine gute Freundinn von uns. Ihr Sohn war weggekommen. Da hatt' ich dir große Luſt zu den Dingern. Es hieß aber: ich ſollte ein Briefchen an die Freundinn ſchreiben, und darum bitten. Das that ich. Gleich hatt' ich ſie weg. Iſt es nicht gut, liebes Lottchen! daß wir ſchreiben gelernt haben?

Ich dächte, du kämeſt bald einmal zu mir, und beſuchteſt meine Täubchen. Das eine ſitzt ſchon auf dem Neſte. Ich weiß, du freueſt dich, liebes Lottchen! Denn dein Herz iſt auch ſo gut, ſo unſchuldig, als dieſe Täubchen ſind. Ich habe ein Paar Verschen davon. Vielleicht haſt du ſie ſchon geleſen. Vielleicht auch nicht. Sie gefallen mir gar

zu wohl, und ich kanns nicht ändern. Ich muß meinen Brief damit beſchließen.

Ich habe da zwey Täubchen,
Die ſeh' ich öfters an:
Das Männchen und das Weibchen
Sind mir ſo zugethan:
Sie thun mir nichts zuwider,
Sind immer ſtill und fromm,
Und flattern gleich hernieder,
So bald ich ſage: Komm!

Das hab' ich vor der Thüre
Recht oft beſchämt geſehn.
Es ſind nur arme Thiere,
Und machens doch ſo ſchön.
Ich bin wohl ſechsmal größer,
Und weiß, was Unrecht iſt,
Und mach es doch nicht beſſer —
O wie man ſich vergißt!

Ihr lieben Täubchen beyde,
Ich bitt' euch, beſſert mich.
O lebet mir zur Freude!
Ich folg' euch williglich.
Gehorſam laß mich werden,
Wie mirs die Täubchen ſind!
O Gott, mach mich auf Erden
Zum guten frommen Kind!

XLIV.
Fortſetzung des zweyundvierzigſten Stücks.

Des andern Tages kamen Kutſche und Pferde an. Es wurden Bediente angenommen, koſtbare Möblen angeſchafft, und Bauleute beſtellt, die das geſchenkte Schloß verbeſſern ſollten. Nun aber wurde mit Ernſt an die Reiſe nach Amſterdam gedacht, die groſze Erbſchaft in Empfang zu nehmen.

Ehe Herr von Gregorius abreiſte, trug ſich eine ganz poßierliche Sache zu. Der Nachbar Schmidt, der ſonſt ſein guter Freund geweſen war, und ihn faſt alle Abende beſucht hatte, kam noch einmal zu guter Letzt herüber, und wollte Abſchied nehmen. Ein kluger, verſtändiger, grundehrlicher Mann! der wohl wußte, wie es in der Welt zu gehen pflegte, und der kein Blatt vors Maul nahm, wenn die Wahrheit ſollte geſagt werden.

„Gevatter! ſagte der Schmidt, in ſeiner ehrlichen, gutmeynenden Sprache, er iſt nun groß und reich geworden. Ich bitte ihn gar zu ſehr, laſſe er ſich durch den Böſen nicht blenden. Vergeſſe er ja ſeinen erſten Stand nicht. Hat er viel, ſo kann er auch viel alle machen, wenn ers ſo, wie zeither, anfängt. Ueberhebe er ſich nicht. Hochmuth kömmt vor dem Fall. Kein Scheermeſſer ſchärfer ſchiert, als wenn der

Bauer ein Edelmann wird. Ich meyne es gut mit ihm, wie ich immer gethan habe.“

Was meynt ihr, Kinder! was der gute Mann für eine Antwort kriegte? „Will der grobe Kerl zum Hauſe heraus? hieß es. Weiß er nicht, mit wem er ſpricht? wer ich jetzt bin? Unterſteht er ſich noch, mich Gevatter zu ſchelten? Konrad, Moritz, wo ſeyd ihr? Bringt den Kerl zum Hauſe heraus. Er denkt, ich bin ſeines gleichen.“

Nur ſachte, ſachte, Gevatter! ſagte der Schmidt. Ich' will den Weg doch wohl finden. Lachend gieng er zum Hauſe heraus, und ſprach zu dem Volke vor der Thür: Nur Geduld, in ein Paar Jahren wollen wir uns wieder ſprechen. Schmecke gut, und währe lange. Ich bin nun bald ſechzig Jahre alt, und habe dergleichen Vögelchen bald ausſingen gehört. Er ging in ſeine Schmiede, und Pink de Pank, fieng er ſeine Arbeit vergnügt wieder an.

Herr von Gregorius reißte nun mit Extrapoſt, einigen Bedienten, und zwey Advokaten nach Amſterdam. Als er ankam, wurde ihm das Schiff mit den koſtbarſten Sachen übergeben, die mehr als hunderttauſend Thaler werth waren. Dieſe verkaufte er für ein wahres Spottgeld: ich glaube für zwanzig- oder dreyßigtauſend Thaler. Und dieſe blieben beynahe in Holland. So ließ er drauf gehen. Die hunderttauſend Thaler in Dukaten wurden ihm auch ausgezahlt. Als er damit nach Hauſe kam, mußte er ſchon auf zwanzigtauſend Thaler Schulden bezahlen, theils für alle, vor ſeiner Reiſe genommene Sachen, theils für Baukoſten und andere kleine Ausgaben, die ſeine Frau Gemahlin Zeit ſeiner Abweſenheit gemacht hatte. Alſo hatte er noch etwa ein achtzig- bis neunzigtauſend Thaler. Ein ſchönes Geld! Wie artig hätte er davon leben können? Allein

Allein er bezog ſein Schloß, und fieng eine ſonderbare Lebensart an. Kränklich war er ſchon von Amſterdam zurückgekommen, und hatte einen ſchlimmen Huſten mitgebracht. Maaß und Ziel wußte er in keiner Sache zu halten. Durch Unmäßigkeit in Eſſen und Trinken, beſonders in ſtarken und hitzigen Weinen, hatte er ſeiner Geſundheit ſchon einen Stoß gegeben.

Seht, Kinder! wie der dumme Verſchwender handelt. Er weiß mit dem Gelde nicht umzugehen. Er denkt, was er bezahlen kann, ſchadet ihm nicht. Er denkt nicht an die Zukunft, und glaubt, ſein Geld könne nicht alle werden. Hört nur, wie es weiter kam, und wie er ſich von gottloſen Betrügern vollends arm machen ließ.

XLV.

Lottchen an Dorchen.

Beſtes Mädchen.

Ueber deine Lachtäubchen haſt du meinen letztern Brief ganz vergeſſen — auf das, was ich dir von der Papiermühle geſchrieben, nicht ein Wörtchen geantwortet. Du kleiner Flattergeiſt! Iſt dir denn das gar nicht angenehm? Willſt du denn weiter nichts wiſſen, als Segelvogel, Goldfliege, Maulwurfsgrille, Lachtäubchen?

Doch warte. Ich muß dir nur bekennen, daß du mich durch deine Liebe zur Natur ſchon völlig angeſteckt haſt. Ich gehe jetzt noch einmal ſo gern ſpatzieren, krieche in allen Hecken herum — kann ein Vogelneſt ganze Stunden betrachten, freue mich über alles, was vorkömmt. So iſt dirs wohl

recht? Bin nun wohl erſt dein rechtes Schweſterchen? Nicht wahr?

Nun ſo muß ich dir denn doch auch wohl etwas erzählen, was ich geſehen habe. Da war ich geſtern in einem großen ſchönen Garten, wo alles von Vögeln und Inſekten lebte. Das Nachtigallweibchen flog mir immer vor den Füßen herum, und führte ſeine Jungen — that ſo ängſtlich, als ob ich ihm ein Junges nehmen würde; rief in eins weg: Ki — kur! Ki, ki — kur! O! ſagte ich, liebes Vögelchen, ſey ja ruhig, fürchte dich nicht vor mir. Ich nehme dir kein Junges. Das Männchen ſchlug noch, nicht weit davon, aber ſchon ſehr matt und kläglich. Seine Zeit war vorbey. Es iſt auch recht gut, daß es nicht länger ſchlägt. Es würde uns denn ſein ſchöner Geſang ſo angenehm nicht mehr ſeyn. Wir würden es zu gewohnt werden.

Aber

Aber laß dir erzählen, liebes Dorchen! was ich dir da noch für eine Freude hatte. Ich ſpatzierte an einer dicken Hecke herunter. In der Hecke gieng es immer: Zirr, zirr, zirr! Ich wußte nicht, was das vorſtellen ſollte, und ſtand ſtille. Mit einemmale kam eine ganze Familie Zaunkönige heraus: die Mutter mit ſieben Jungen, die ſie eben ausführte. Du weißt, wie klein ſchon die Mutter iſt. O wie klein waren die Jungen, wie die Knipkeilchen! Und doch ſo munter, — ſo luſtig. Die Flügelchen, das Körperchen, das Köpfchen, die Füßchen, erbärmlich klein. Das war nun ein Gezirre und Geſchwitſchere in der Hecke durch einander her, daß mans ohne Freude nicht anhören konnte. Das ging aus einer Hecke in die andere.

Du lieber Gott! dacht' ich, der du auch dieſe kleine Vögelchen ſo niedlich gebildet haſt, und ſo väterlich ernähreſt: du wirſt meiner auch nicht vergeſſen.

Siehſt

Siehſt du wohl, was ich ſchon für eine Naturforſcherinn werde? Liebe doch ſtets

Deine getreue Freundinn.

XLVI.
Fortſetzung des vierundvierzigſten Stücks.

Herr von Gregorius hatte in der Gotteswelt nichts gelernt, als barbieren. Leſen und ſchreiben konnt' er faſt gar nicht. Alſo wurde ihm bey ſeinem vielen Gelde doch die Zeit lang. Er mußte daher immer Geſellſchaft haben. Wenn er ſich nur brave vernünftige Leute ausgeſucht hätte, die ihm einen guten Rath geben konnten! So aber waren es lauter ſchlechte Leute, Schmarotzer und Tiſchfreunde, die ſichs bey ihm wohlſchmecken ließen, ihn zu allerley närriſchen Ausgaben verleiteten, und hinterher, wenn ſie

ſie wegwaren, den einfältigen Narren auslachten. Seine Bedienten merkten ſeine Dummheit gar bald, und beſtahlen ihn heimlich und öffentlich.

Laßt euch davon, lieben Kinder! ein Paar lächerliche Hiſtorien erzählen.

Es waren einmal fünf Schweine geſchlachtet. Eins davon hatte das Geſinde geſtohlen, aber den Kopf vergeſſen mitzunehmen. Herr von Gregorius gieng über den Hof nach dem Pferdeſtalle. Da fiel es ihm doch auf, daß er fragte: wie viel Schweine habt ihr geſchlachtet? Viere, war die Antwort. Hum! brummte er vor ſich hin: vier Schweine, und fünf Köpfe? Das konnte er nicht begreifen, und dabey bliebs.

Noch ein weit lächerlicherer Spaß trug ſich zu. Weil die Juden täglich bey ihm waren, und ihm allerley ſchlechtes Zeug für vieles Geld anſchmierten, ſo nahmen ſie ſich ein-

einmal vor, daß ſie ihm eine Stutzuhr verkaufen wollten, die er theuer genug bezahlen ſollte. Das machten denn die liſtigen Vögel ſo. Sie kriegten einen Kerl her, der gut Maulwerk hatte, gaben ihm Kleider und Geld, verſprachen ihm auch noch mehr, wenn er das Stückchen gut ausführen würde. Dieſer mußte die Uhr, welche ſie entſetzlich feſt eingepackt hatten, auf einen Wagen nehmen, und damit unter dem Schloſſe einkehren. Er mußte ſich für einen Uhrmacher aus London ausgeben, der dieſe Uhr, welche tauſend Thaler koſtete, an einen vornehmen Hof bringen ſollte. Sie hätte ihres gleichen nicht in der Welt, und wäre ſo eingerichtet, daß ſie alle Morgen um neun Uhr vernehmliche Worte ſprechen könnte.

Das Gerede kam bald vor den Herrn von Gregorius. Er ließ den Mann holen, und

ſagte zu ihm: Kann ich die Uhr nicht zu ſehen kriegen, die da ſprechen ſoll?

„Nein, Ihro Gnaden! ſie iſt viel zu feſt eingepackt.“

Wo geht ſie denn hin?

„Weit, weit von hier: an einen vornehmen Hof. Sie iſt ſchon vor ſechs Jahren beſtellt, und ich habe ſie wohl ſechsmal umarbeiten müſſen, ehe es mir gelungen iſt, daß ſie ſprechen kann. Das hat noch keiner erfunden. Ich muß ſie ſelbſt überbringen und die Reiſekoſten werden apart bezahlt.“

Was ſoll denn die Uhr koſten?

„Für tauſend Thaler iſt ſie beſtellt. Sie möchte aber wohl zwölfhundert Thaler ohne die Reiſekoſten kommen.“

Iſts denn nicht möglich, lieber Mann! daß ich ſie nur einmal ſprechen könnte hören?

„Nein

„Nein! das geht gar nicht an, weil ich über einen Tag zubringe, ſie aus- und einzupacken, und darüber leicht etwas zu Schaden gehen könnte, daß ich unterwegs nicht wieder repariren kann.“

Aber höre er einmal. Wenn ich ihm nun die ganze Uhr abkaufte?

„Der Mann zuckte die Achſeln, und ſagte: Wie wollte ich da zurechte kommen. Ich habe es ſchon an den Hof gemeldet, daß ich von London abgegangen bin.“

Hör' er! Ich gebe ihm funfzehnhundert Thaler.

„Nein! mein Herr, das kann ich nicht. Wo blieben die Reiſekoſten von London her? Und wie wollt' ichs an dem Hofe entſchuldigen?“

Kann ja ſchreiben: er wäre unterweges unglücklich geweſen, und habe umgeworfen. Wie lange braucht er denn dazu, eine neue zu machen?

„Ey? unter Jahr und Tag geht es nicht.“

Nun, ſo kann er ja ſchreiben: er wolle binnen einem Jahre eine neue machen. Will er die 1500 Thaler, ſo hole er die Uhr herauf.

XLVII
Fortſetzung des ſechsundvierzigſten Stücks.

Der Betrüger ſtand, und beſann ſich lange. O! ſagt' er: Ihro Gnaden ſollten ſie nur erſt ſprechen hören. Sie ſpricht gar zu vernehmlich: ganz ſcharmant.

Was ſpricht ſie denn?

„Vieles,

„Vieles, vieles. Unter andern: Memento mori!“

Was heißt denn das?

„Das heißt: Trink aus dein Gläschen. Ferner: Vivat der König! und noch mehr Artiges.“

Das alles ſpricht ſie?

„Ja! Ihro Gnaden! Aber dafür kann ich ſie nicht laſſen. Wollen ſie mir noch 200 Thaler Reiſegeld geben, ſo mags drum ſeyn; ſo muß ich ſehen, wie ich diesmal mit Lügen durchkomme, und muß über Hals und Kopf nach Hauſe reiſen, um eine neue anzufangen.“

So ſcher dich hin, Kerl, und hole die Uhr. Sollſts haben. Ja! ſagte der Schelm: Ihro Gnaden müſſen mir etwas auf die Hand geben. Er gab ihm dreyßig Thaler, und nun gieng der Kerl hin, die Uhr auszupacken. Es vergiengen darüber wohl ſechs

 Stun-

Stunden. Endlich kam er damit des Abends, als es ſchon ziemlich finſter war. Es war eine ordinäre Stutzuhr, die etwa dreyßig Thaler werth ſeyn mochte; aber auch nicht einen Pfennig mehr. Sie wurde hingeſetzt. Laß er ſie doch ſprechen, rief Herr von Gregorius. „Nein! jetzt kann ſie das nicht; aber morgen um neune ſpricht ſie alles. Darnach iſt ſie eingerichtet. Wollen mir aber Ihro Gnaden nun die 1500 Thaler und die 200 Thaler Reiſegeld geben, ſo will ich mich gleich auf den Rückweg machen. Denn ich muß Tag und Nacht eilen, daß ich wieder nach London komme, um eine neue anzufangen. Sonſt packe ich die Uhr gleich wieder ein.“

Wer war froher, als Herr von Gregorius? Er zahlte das Geld, vergaß aber die 30 Thaler Handgeld abzuziehen. Der Kerl machte, daß er fortkam. Auf der

Gränze warteten die Juden ſeiner, und da theilten ſie das Geld.

Des andern Morgens um neune ſetzte er ſich vor die Uhr, und wartete mit Schmerzen, daß ſie ſprechen ſollte. Es ſchlug zehn, eilfe, zwölfe, und ſie ſprach nicht. Da fielen ihm erſt die 30 Thaler ein, die er vergeſſen hatte. Und nun ſchickte er nach dem Kerl, der ſchon über alle Berge war.

Bey ſeiner Lebensart, die er führte, konnte er auch nicht lange geſund bleiben. Des Morgens trank er Thee, Koffee und Schokolate. Dann Madera und Malaga. Ueber der Tafel Rheinwein und Burgunder. Des Abends aber gieng er mit Champagner wohl berauſcht zu Bette. So trieb ers alle Tage.

Nach Verlauf von drey Jahren hörte man ſchon ſagen: daß er nicht mehr bezahlen könnte. Im vierten kriegte er die Schwind-

ſucht und das Blutſpeyen, und mußte elendiglich ſterben. Als nach ſeinem Tode die Schuldleute zutraten, blieb auch nicht ſo viel übrig, daß die Frau ihre Kleider behielt. Sie mußte vom Schloſſe, und lief wieder nach dem Dörfchen. Ach wie bat ſie die Leute, die in ihrem erſten Häuschen wohnten, daß ſie ihr doch um Gottes willen ein Plätzchen darinn geben möchten! Da mußte ſie Wolle ſpinnen.

Das war nun das Ende der Geſchichte. Als der ehrliche Schmidt das ſah, ſagte er: das dacht' ich wohl, daß es ſo kommen würde. O! wäret ihr Leute doch nie reich geworden; ſo wüßtet ihr nun nicht, was Armuth wäre.

Was denkt ihr aber dabey, lieben Kinder? War das nicht ein recht dummer Verſchwender?

XLVIII.

Von den Kindern zu Bethlehem.

Vater.

Was ſitzeſt du denn ſo in Gedanken, Dorchen? Das bin ich ja ſonſt an dir nicht gewohnt?

Fritze. Es kann die Kinder zu Bethlehem nicht vergeſſen.

Vater. Wie kömmſt du denn darauf? Dauern dich etwa die armen Kinder, daß ſie ſo jämmerlich ums Leben gekommen ſind?

Dorchen. Ach Vater! das können ſie leicht denken. Da las ich geſtern in der Schule das Evangelium von der Flucht Chriſti in Egypten. Der jüdiſche König, Herodes, hatte alle Kinder zu Bethlehem umbringen laſſen. Das war mir ſo erſchrecklich, daß ich die Nacht nicht davor ſchlafen

konnte. Es kam mir immer im Schlafe vor. Du lieber Gott! was hatten denn die armen Kinder gethan?

Vater. O! das iſt für Kinder eine ſehr lehrreiche Geſchichte! Inſonderheit das alles, was ſich da mit Chriſto zugetragen hat, da er noch ein Kind war.

Karoline. Wenn du uns doch etwas davon erzählteſt, lieber Vater! Ach die armen Kinder! Ich ſehe ſie noch immer in ihrem Blute liegen.

Fritze. Ich hab' es auch in der Schule leſen müſſen. Als ich auf die Kinder kam, mußt' ich weinen.

Vater. Ihr habt wohl recht, daß dieſe Kinder zu bedauren waren. Aber ſtellt euch einmal ihre Aeltern vor. Denkt einmal: es wäre noch ein ſo grauſamer Herodes in der Welt. Der ſchickte hier Leute in unſer Haus, und ließe euch alle drey hier vor meinen

Augen umbringen, daß ich und eure Mutter zuſehen müſſen, wie ihr da in eurem Blute läget.

Dorchen. O Vater! ſage das nicht. Das geſchieht doch Gott Lob jetzt nicht mehr. Sage uns doch, warum es damals geſchah? Es war ja gar zu grauſam.

Vater. Erſt will ich euch etwas von Chriſto ſagen, was euch recht lieb ſeyn wird. Den hatte Gott eben hier zu Bethlehem laſſen geboren werden, wie ers ſo lange vorher durch die Propheten verſprochen hatte, daß, wenn er groß würde, er ein Lehrer, Helfer und Führer der Menſchen zum Guten und zum Himmel werden ſollte.

Fritze. Der war es eben, den Herodes nicht leiden konnte, als er noch ein Kind war.

Vater. Merkt euch das wohl. Wenn Chriſtus den Menſchen helfen ſollte; ſo mußte er, von Kindheit an, alles, alles auch ſelbſt erfah-

erfahren, wie es den Menſchen in der Welt gienge, daß ſie bald Glück, bald Unglück, bald Freude, bald Traurigkeit hätten. Daher ſteht in der Bibel: er wollte uns Menſchen, ſeinen Brüdern, in allen Dingen gleich werden. Und darinn er verſucht iſt, und gelitten hat, kann er helfen denen, die verſucht werden.

Karoline. Das freuet mich gar zu ſehr, daß Chriſtus ein wahrer Menſch geweſen iſt.

Dorchen. Das noch mehr: daß er auch ein liebes Kind, ach ein Kind, geweſen iſt, gleich wie wir. Ich weiß es nicht; darum bin ich ihm gar zu gut. Ich kanns mir nicht ſo recht beſchreiben.

Vater. So iſts auch recht. Ihr müßt auch eben darum ein rechtes Zutrauen zu ihm haben, weil er eures gleichen geweſen iſt — weil er euch ſo gut iſt, und weil ihr ſo viel Gutes von ihm lernet.

Fritze.

Fritze. Das arme Kind mußte ja ſchon, da es noch ſo klein war, die Flucht nehmen, weil mans umbringen wollte. Und hatte doch keinem etwas zu Leide gethan.

XLIX.
Dorchen an Lottchen.

Liebſtes Lottchen.

Haſt nicht unrecht, liebes Mädchen! Ueber die Lachtäubchen hatte ich deinen letzten Brief ganz vergeſſen. Aber das kannſt du glauben, daß ich mich über die Beſchreibung der Papiermühle ausnehmend gefreuet habe. Denn du haſt es mir ſo deutlich gemacht, daß ich mir alles recht gut vorſtellen kann. Ich will aber doch Papa bitten, daß wir bald einmal hinreiſen. Sehen, ſelbſt ſehen, iſt doch anders, als leſen und hören. Ich habe dabey gedacht: Durch wie viele

Hände

Hände muß nicht erſt die Leinwand gehen, vom Leinſamen an bis zu der Bleiche, ehe wir davon ein Hemdchen kriegen! Und durch wie viele Hände muß dies wieder gehen, wenn es bis zum Lumpen abgetragen iſt, ehe das Stückchen Papier draus wird, worauf wir uns unſre Liebe und Freundſchaft verſichern können! Es iſt doch gar zu hübſch, wenn man ſo weiß, wie eine Sache in der Welt gemacht wird.

Was? Lottchen! in meinem Leben hätt' ich das nicht gedacht, daß du ſo bald eine Liebhaberinn der ſchönen Natur werden würdeſt? Ja! nun hab' ich dich noch einmal ſo lieb — biſt nun mein rechtes Schweſterchen — kann deſto vertraulicher mit dir reden, da ich weiß, daß dirs nicht unangenehm iſt.

Stelle dir vor. Geſtern Abend hatten wir hier ein entſetzliches Gewitter. Fürchteſt du dich noch ſo davor, wie ſonſt? Ich gar nicht mehr.

mehr. Ich verlaſſe mich ganz und gar auf den lieben Gott, der alles ſchon eingerichtet hat, wie es uns gut iſt. Es war uns doch recht nahe; ſchlug zweymal ein, aber es brannte nicht. Es iſt doch mit dem Blitze eine eigne Sache, wie ſonderbar ſein Gang und ſeine Wirkung iſt. Der erſte Schlag knatterte, als wenn ein Sack voll Steine ausgeſchüttet würde. Er ſchlug in einen alten Thurm in der Stadtmauer, und ſpaltete die Säule, wo der Knopf ſitzt, in die Länge herunter. Der andere fuhr in ein klein Häuschen an einem Garten. Und daran ſollten die Leute ſelbſt Schuld geweſen ſeyn.

Aus Aberglauben haben ſie Feuer in der Grubenkule angemacht, um dadurch das Gewitter abzuhalten, haben es aber, wie alle Verſtändige ſagen, eben dadurch angelockt. Der Strahl fährt in den Schornſtein, auf dem Dache herunter, in die Fen-

ſter,

ſter, ſchmelzt das Bley an, zerſplittert die Råhmen, die Hausthůr, und bohrt auch im Hauſe eine Såule an der Thůr von oben herunter ſo aus, als wåre es mit einem Hohlbohr ausgegraben. In der Såule war ein Aſt; daran war er ſåuberlich weggegangen und hatte ihn nicht berůhrt, weil das Harz iſt, wie mein Vater ſagte.

Die arme Frau, die in der Kůche geſtanden, war zu bedauern. Dieſe hatte der Strahl unter der linken Bruſt gerůhrt, und war am Leibe bis auf die Wade heruntergegangen, als wenn man ein rothes Band heruntergelegt håtte, ohne doch die Haut geſenget, oder verbrannt zu haben. Doch fůhlte ſie unten im Fuße eine Låhmung. Durch die Betåubung war ſie mit der linken Hand in die heiße Grube gefallen und hatte ſich zwey Finger verbrannt. Sonſt fehlte ihr nichts.

Da hab' ich dir denn auch etwas Merkwürdiges erzählt. Lebe wohl, liebes Lottchen, und denke oft an

Dein gutes Dorchen.

L.

Fortſetzung des achtundvierzigſten Stücks.

Vater.

Ja! darauf wollt ich eben kommen. Und das iſt für euch Kinder ſehr lehrreich. Hört alſo wohl zu.

Die Gelegenheit zur Verfolgung des Chriſtuskindes war dieſe. König Herodes hatte von den perſiſchen Gelehrten erfahren, daß ein König der Jüden geboren ſey, von dem große Dinge vorhergeſagt wären. Darüber erſchrack er gewaltig, und meynte; der würde ihn abſetzen, und ihm ſein Königreich

wegnehmen. Davor aber hätte er können ganz ſicher ſeyn. Chriſtus war kein weltlicher König; ſondern ein geiſtlicher König, der Wahrheit, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Liebe, Glück und Segen, Friede und Freude unter die Menſchen bringen wollte.

Dorchen. Alſo hatte ja Herodes ganz unrechte Gedanken von ihm.

Vater. Freylich hatte er die. Daher kam es eben, daß er ſo ſehr erſchrack. Es war aber ein liſtiger und grauſamer Menſch. Erſt wollte ers durch Liſt von den Weiſen aus Morgenland herausbringen, wo er anzutreffen wäre. Sie möchten ihm doch ja Nachricht bringen, wo das Kind wäre. Er wolle gleich kommen, und es verehren. Dieſe ehrlichen Leute hätten das auch wohl gethan; allein der liebe Gott warnte ſie durch einen Traum, daß ſie ja nicht ſollten zu Herodes zurückkehren: er habe im Sinn, ſie und das Kind umzubringen.

Fritze. Giebt einem denn der liebe Gott wohl etwas im Traume ein, daß man ſich in Acht nehmen könne? Das wäre ja ſchön.

Vater. Damals geſchah das noch wohl; jetzt aber nicht mehr, weil es nicht mehr nöthig iſt, und wir Gottes Wort haben, auch uns auf Gottes Beyſtand verlaſſen können. Wir ſollen alſo nichts mehr auf Träume halten. Sie treffen nicht ein, und wir Menſchen quälen uns ſonſt nur ohne Noth. Was Gott um Chriſti willen, und zu ſeiner Erhaltung that, das thut er um keines Menſchen willen mehr.

Dorchen. Aber der liebe Gott wußte doch alles, was der böſe Herodes vorhatte. Warum hat er ihn denn nicht gleich —

Vater. Klein Bißchen Geduld, mein Kind! Alles wußte Gott haarklein, was er in ſeinem Herzen beſchloſſen hatte. Die ehrlichen Weiſen ſahen nur das Aeußerliche, wie

er ſo freundlich that; aber ſo weit nicht, wie es in ſeinem Herzen ausſahe. Alle ſeine Gedanken aber, ſeine Anſchläge, ſeine Liſt, alles war Gott bekannt, wenn er ſich äußerlich noch ſo gut anſtellte. O Kinder! lernt daraus, daß Gott, der Allwiſſende, alle Gedanken und böſen Anſchläge der Menſchen noch weit genauer kennet, und vorher weiß, als ſie es ſelbſt einmal wiſſen, wie ihr an Herode ſehet. Er mochte alles noch ſo geheim halten. Gott wußte es doch, und richtete darnach alles ein, wie es kommen ſollte, und nicht, wie es dieſer böſe Menſch haben wollte.

Karoline. Ach Vater! ſo muß man ja nichts Böſes thun, noch weniger denken.

Vater. Das dächt' ich auch. So wie er das alles wußte, was in Herodis Herzen vorgieng, ſo weiß, und ſiehet er auch alles, was ihr in eurem Herzen denkt, es ſey gut

oder

oder böſe. Wenn ihr daher etwas Böſes denkt und vorhabt, und es auch euren Aeltern und Lehrern noch ſo ſehr verbergen könntet, daß ſie nichts, gar nichts davon erführen; ſo glaubt doch ja nicht, daß ihr es Gott verbergen könnet. Das Andenken an den allwiſſenden und allgegenwärtigen Gott bewahre euch daher ſtets vor allen böſen Gedanken und Anſchlägen.

Fritze. Ach! ich will mein Leben nichts Böſes denken.

Dorchen. Ich bete alle Morgen: Erforſche mich Gott, und erfahre mein Herz. Prüfe mich, wie ichs meyne, und ſiehe, ob ich auf böſen Wegen bin, und leite mich auf guten Wegen. Da iſt mir denn den ganzen Tag ſo wohl, ach ſo wohl! wenn ich lauter Gutes gedacht und gethan habe, daß ich mich vor dem lieben Gott nicht mehr fürchten darf.

Vater. Dabey bleib du, mein Kind! ſo wird dirs wohl gehen. Aber ich muß euch nun ſagen, wie es weiter mit Herode kam. Da er ſah, daß er betrogen war, und das Kind nicht auskundſchaften konnte, ſo wurde er ſehr böſe. An Gott dachte er nicht. Das wußte er, daß Chriſtus zu Bethlehem geboren war; aber er konnte nicht erfahren, welches Kind es eigentlich wäre. Was that er da, der grauſame Menſch? Er ließ alle Kinder zu Bethlehem umbringen, in der gewiſſen Meynung: er würde es mit getroffen haben. Was muß das für ein Jammer — für ein Wehklagen geweſen ſeyn!

LI.

Lottchens Antwort an Dorchen.

Liebes Dorchen.

Für deinen letzten Brief muß ich dir beſonders danken, darinn du mir wieder ſo viel Artiges vom Gewitter erzählet haſt. Wie machſt du es denn, liebes Mädchen! daß du dich nicht fürchteſt? Ach was hab' ich bey den letzten Gewittern ausgeſtanden! Ich hätte in ein Mauſeloch kriechen mögen. So angſt war ich.

Mein Vater aber hat mir vieles davon erklärt, wie es dabey ſo natürlich zugehe. Das hat ſchon viel geholfen. Und ich denke, es ſoll ſich mit meiner Furcht bald geben. Der Vater kann alles nachmachen, wie es bey dem Gewitter iſt. Das iſt mir eine ungemeine Freude geweſen, und meine Furcht hat ſich ſehr gelegt, ſeitdem ich das geſehen habe.

Du wirſt das zwar ſchon wiſſen, du kleine gelehrte Naturforſcherinn. Aber gönne mir das Vergnügen, es zu erzählen. Man nennt es die Elektricität. Und die Materie derſelben ſoll im Kleinen eben das ſeyn, was im Großen das Gewitter iſt.

Da war neulich ein Mann hier, der hatte einen ganzen Vorrath von Inſtrumenten, womit man das Gewitter nachmachen konnte. Lotte! ſagte der liebe Vater, wenn du dich künftig nicht mehr ſo vor dem Gewitter fürchten willſt, ſo will ich dir das alles kaufen. Ich verſprachs, und er kaufte es.

Da hab' ich dir Wunderdinge geſehen. Erſt hatte er eine runde Scheibe von Holz mit einem Rande. Die war auswendig mit Goldpapier überzogen, und inwendig mit Harz ausgegoſſen. Auf derſelben lag wieder eine runde Scheibe, über und über mit Goldpapier überzogen. Die konnte er an drey

blauen

blauen ſeidenen Schnüren aufheben. Und nun hatte er einen Fuchsſchwanz an einem Stiele. Damit peitſchte und prügelte er den Harzteller, daß es nur klappte. Ich dachte, ich ſollte mich krank lachen über den Fuchsſchwanz.

Aber wie erſtaunte ich, als er den oberſten Teller abnahm, und mir an die Hand hielt! Da ſprangen hellgrüne feurige Funken heraus, daß es knitterte und knackte — wohl einen Zoll lang, und ſie ſtachen ordentlich in die Hand.

Dann hatte er ein Glas halb mit Pech angefüllt. Darinn ſteckte ein meßingner Drath, oben mit einer Kugel. Das lud er voll elektriſche Materie, dadurch, daß er es unten andrückte, den Teller aufhob, und den Funken an die Kugel ſchlagen ließ. Das that er wohl funfzigmal. Und nun faßte er es mit der Hand, und ſchrieb mit der Kugel

etwas auf den Harzteller. Es war aber nichts zu ſehen. Was ſchreiben ſie denn da, fragte ich? Da nahm er ein Beutelchen mit ſehr fein geriebenem Samenſtaube vom Bärlapp, und ſtreuete es drauf. Was meynſt du, was da zum Vorſchein kam? Da war dies mein Name Lottchen, mit großen Buchſtaben, wie Frakturſchrift: jeder mit kleinen Flämmchen. Ich dachte, ich ſollte mich todtfreuen. Er wiſchte es ab, ſchrieb noch einmal mit dem Fuße des Glaſes, ſtreuete wieder etwas auf. Da war es wieder mein Name; aber die Buchſtaben wie lauter Perlen. Iſt das nicht beynahe Hexerey?

Was können doch jetzt die Leute alles machen! Aber mein Brief wird zu lang. Komm bald zu uns; ſo ſollſt du alles ſehen. Das Beſte werd' ich dir nächſtens ſchreiben. Was machen deine Inſekten? Ich bin

Dein getreues Lottchen.

LII.

Fortſetzung des funfzigſten Stücks.

Karoline.

Ach die armen unſchuldigen Kinder!

Fritze. Ach die armen Aeltern!

Dorchen. O! über den abſcheulich grauſamen Menſchen! Wo blieb denn das Chriſtuskind?

Vater. Das hatte der liebe Gott ſchon vorher in Sicherheit gebracht. Denn da er alles vorherwußte, was Herodes thun wollte, ſo kam er ihm bald zuvor, daß es ihm nicht gelang. Er befahl den Aeltern Chriſti ebenfalls im Traume, daß ſie mit ihrem Kinde ſo lange nach Egypten fliehen mußten, bis alles im jüdiſchen Lande wieder ſicher wäre.

Dorchen. Du lieber Gott! was hat doch das gute Kind ſchon ſo klein erfahren müſſen!

Vater. Ja freylich hat es das. Aber du ſieheſt daraus, wie nöthig es dem Menſchen ſey, wenn er künftig gut werden will, daß er von Kindheit an erfahre, wie abwechſelnd in der Welt Glück und Unglück, Freude und Leiden ſey, damit er der Sache gewohnt werde.

Karoline. Haſt wohl Recht, lieber Vater! Iſt es doch Chriſto nicht beſſer ergangen!

Vater. Macht alſo ja darauf keine gewiſſe Rechnung, daß ihrs jetzt bey euren Aeltern ſo gut habt. Es kann Krieg, Verfolgung, Feuer und Waſſer kommen, daß wir alles verlieren, arm werden, und mit euch die Flucht nehmen müſſen.

Fritze. Ja! ſo iſt es denn doch ſo gut in der Welt nicht, wie du immer ſagſt.

Vater. Das iſt es doch, weil das nicht von ohngefähr kömmt; ſondern das alles ſtehet unter der Regierung Gottes, und geſchiehet nicht eher, als bis ers ſo haben will, und es uns nützlich iſt.

Dorchen. Noch ein Wort, liebes Väterchen! Ich kann die armen Kinder zu Bethlehem nicht aus den Gedanken los werden. Warum mußten die ſo unſchuldig umkommen, da es doch der liebe Gott vorher wußte, was Herodes thun würde? Das hätte er doch nicht ſollen geſchehen laſſen. Es war ja gar zu grauſam.

Vater. Das dachte ich wohl, mein Kind! daß du darauf kommen würdeſt. Wenn ich ſo viel wüßte, als der liebe Gott, ſo würde ich dirs freylich beſſer ſagen können, warum er das nicht gehindert, ſondern zugelaſſen hat. Aber merke dir das auf dein ganzes künftiges Leben, daß der liebe Gott

in der Welt manches Böſe zuläßt, und nicht hindert.

Fritze. Er ſollte das Böſe gar nicht leiden.

Vater. Das denkſt du wohl ſo; aber das geht nicht an. Dabey würde die Welt und die menſchliche Geſellſchaft nicht lange beſtehen können. Denn der liebe Gott müßte doch dabey immer Gewalt brauchen. Nicht wahr?

Fritze. Freylich. Er iſt ja allmächtig genug.

Vater. Nun da würde es denn eine hübſche Wirthſchaft werden. Ihr habt z. E. etwas Böſes vor. Es hat euch einer von euren Kameraden beleidiget. Dem paßt ihr auf, und wollt ihm eins verſetzen. Nun müßte der liebe Gott dazwiſchen kommen, und es hindern. Den einen müßte er laſſen von der Treppe fallen, den andern lahm werden, dem dritten die Arme zerbrechen, u. ſ. w. Wie gefällt euch das?

Fritze.

Fritze. Das wäre nun freylich nichts.

Vater. Wie denn anders? Anders kann doch Gott das Böſe nicht hindern, als mit Gewalt. Denn der Menſch hat ſeine Freyheit. Wenn er alſo alles Böſe mit Gewalt hindern wollte; ſo müßte er beſtändig Wunder thun — und bald einen hier, bald dort einen andern todtſchlagen, der etwas Böſes thun wollte. Er muß alſo ſehr gute Urſachen haben, wenn er das Böſe zuläßt.

Fritze. Die möcht' ich denn wohl wiſſen.

(Die Fortſetzung im 57ſten Stück.)

LIII.

Lottchens zweyter Brief an Dorchen.

Liebes Dorchen.

Diesmal bin ich ein Bißchen böſe auf dich — Denke Wunder! wie gut ichs gemacht habe; aber wer mir antworten ſoll,

das

das iſt Dorchen. Wo ſteckſt du denn? Was machſt du? Oder was hindert dich, mir zu antworten? Gewiß kriechſt du wieder in allen Büſchen herum. Und wenn du denn nach Hauſe kömmſt, ſo haſt du genug zu thun, deine Inſekten aufzuſtecken. Wo bleibt da dein Lottchen? Ich glaube, du ſteckteſt mich auch mit auf, wenn ich ein Inſekt wäre. Billig ſollte ich dich ſtrafen, und auch nicht ſchreiben. Aber ich bin nicht rachgierig, und meine Seele kann nicht lange von dir bleiben, du kleine Zauberinn! Nun ſo mags denn drum ſeyn. Lauf diesmal ohne Strafe hin. Beſſere dich. Ich muß denn doch nur meinen vorigen Brief wieder anfangen und das vollends beſchreiben, was der Mann noch alle für Künſte machte.

Holla! ſagte er, nun ſoll das Gewitter in den Thurm einſchlagen, daß er über und über fällt. Wie angſt wurde mir da! Ich dachte,

dachte, er meynte unſren Kirchthurm. Der Mann lachte mich aus, und bauete einen kleinen Thurm von Pappe zuſammen. Oben ſteckte ein eiſerner Drath durch mit einem meſſingenen Knopfe, an dem inwendig eine kleine Kette hieng.

Nun hatte er einen blechernen Kaſten. Darinn ſteckte auf der einen Seite ein Drath heraus, der ganz mit Siegellack befeſtiget war. Der Drath, ſagte der Mann, muß inwendig nirgends anſtoßen. Auf der andern Seite war eine Blechröhre, die etwas vorſtand.

Nun dacht' ich, was wird da heraus kommen? Er nahm den Kaſten und füllte ihn halb voll mit Buchweizengrütze. Das kam mir poßierlich vor. Aber nun — gieb wohl Achtung — kömmt das Beſte. Da hatte er eine ordinäre Weinbouteille. Die, ſagte er, wäre mit zündbarer Luft angefüllt. Man

ſah aber nicht das geringſte drinnen. Er machte den Stöpſel auf, ſteckte den Blechkaſten mit der Röhre in den Hals der Bouteille, ſchüttelte die Grütze hinein, und ſtopfte die Röhre mit einem Kork geſchwind feſte zu. Die Bouteille auch wieder.

Was wird das werden, dacht' ich? Den Kaſten ſetzte er inwendig in den Thurm, und hieng die Kette über den Drath, darauf ſetzte er die eine noch offene Seite des Thurms mit Pappe zu. Und nun war alles richtig.

Geben ſie Achtung, rief er. Nun ſoll das Wetter einſchlagen. Wo denn? ſagt', ich. Wo denn? Ich ſehe ja keinen Bliz. „Er ſoll gleich kommen.“ Da nahm er den oberſten Teller an den Schnüren von dem Harzteller auf, und brachte ihn langſam an den meßingenen Knopf des Thurms, daß ein kleines Fünkchen herausfuhr.

Was meynſt du, Dorchen! was da geſchah? Da thats dir einen Knall, wie eine Piſtole, und Bauz! fiel der ganze Thurm über den Haufen. Ich erſchrack entſetzlich; aber hernach freuete ich mich deſto mehr.

Brannte es denn nicht? wirſt du fragen. Nein! das thats diesmal nicht. Aber wie gieng denn das zu? wirſt du weiter fragen. Gehorſame Dienerinn! Ein Bißchen muß ich dich doch ſtrafen. Das ſage ich dir nicht eher, als bis du mir geantwortet haſt. Es kömmt alſo auf dich an, ob du es bald wiſſen willſt.

Ich bin

Dein getreues Lottchen.

LIV.

Dorchens Antwort.

Liebſtes beſtes Lottchen.

Nein! das hätte ich nicht gedacht, daß du ſo grauſam gegen mich ſeyn würdeſt.

Da hab' ich nun einmal nicht gleich geantwortet. Gleich biſt du böſe, und ſtrafſt mich wirklich auf eine recht empfindliche Art, daß du mir erſt ſo ſchöne Sachen erzählſt, davon ich viel gehört, aber noch nichts geſehen habe — und nun da das Beſte kommen ſoll — brichſt du ab, und läßeſt mich ſitzen.

Warte, ich will dich wieder kriegen, loſes Mädchen! Ich weiß dir auch verſchiedene artige Kunſtſtücke, die dir gefallen werden. Ich kann dir mit der Scheere eine Glasſcheibe wie Papier zerſchneiden.

Wie geht das in aller Welt zu? hör' ich dich fragen. O das lehre mich doch. Gehorſame Dienerinn! So fragt man einem die Künſte ab. Schreib du mir erſt, wie das mit dem Thurme zugieng. Dann ſollſt du dies auch erfahren.

Indeſſen will ich nicht gar zu hart mit dir umgehen, und dir etwas Neues melden, was ich kürzlich in den Zeitungen geleſen habe.

In Italien, nicht weit von Montenero, hat man einen entſetzlich großen Fiſch gefangen. Die Einwohner nennen ihn Tremolante. Er ſoll ſehr ſelten aus dem großen Weltmeer in das mittelländiſche kommen. Diesmal iſt er auf dem Trocknen liegen geblieben — hats verſehen, daß er nicht wieder mit der Fluth abmarſchirt iſt. Und da hernach die Ebbe kam, hat er zu wenig Waſſer unter ſich gehabt, und hat müſſen liegen bleiben.

Nun ſtelle dir vor, was das für ein Ungeheuer geweſen iſt. Seine Leber hat 950 Pfund gewogen. Da hätten wir uns ſatt eſſen können. Die Lunge 50 Pfund; das Herz 15; die Eingeweide 270; der Kopf 600, und endlich alle Theile zuſammen 3750

Pfund gehabt. Er iſt 18 Klafter lang und 7 Klafter breit geweſen.

Das heiß ich denn doch einen Fiſch. Willſt du bald antworten, kleine tückiſche Seele? Im Ernſt, liebes Lottchen! thue es doch. Ich warte ſehnlich, und bin

Dein beſtes Dorchen.

LV.

Lottchens Antwort.

Liebſtes Dorchen.

Wer kann deinem Bitten widerſtehen, kleiner Plagegeiſt? Ich muß denn doch wohl antworten, ich mag wollen oder nicht.

Wie das mit dem Thurme zugieng? Das will ich dir nun ſagen, wie es der Mann erklärte. Das Fünkchen aus dem Teller fährt in den Knopf. Durch denſelben in dem

Drathe,

Drathe, in der Kette herunter, bis unten ans Ende deſſelben. Weil nun der Drath mit Lack verküttet iſt, daß er nirgends anrührt, ſo fährt das Fünkchen unten im Kaſten heraus. Dieſer iſt voll zündbarer Luft aus der Bouteille. Die ſteckt das Fünkchen an. Und dieſe ſtößt den Kork mit ſolcher Gewalt heraus, daß der ganze Thurm einfallen muß. So iſt es auch mit einem Gewitterſchlage, der nicht zündet. Und oben in den Wolken ſoll denn viel ſolcher zündbarer Luft ſeyn.

Er machte das Ding noch einmal, und ſagte: Nun ſolle der Blitz einſchlagen und brennen. Da hieng er nur einen Drath noch in dem Thurme an, der unten mit Baumwolle bewickelt war. Dieſe kehrte er vorher ſtark in geſtoßenem Kalfonium um, und hieng ſie juſt über die Röhre des Blechkaſtens, die aber nun nicht zugeſtopft wurde.

Als er mit dem Teller oben an den Knopf kam, da fuhr die entzündete Luft aus dem Kaſten an die Baumwolle, daß alles im Thurme lichterloh brennte. Das ſah ſcharmant aus.

Mit einer Kanone machte ers eben ſo, wie mit dem Kaſten, daß der Kork wohl dreyßig Schritt wegflog. Durch ein Spiel Karten konnte er mit einem Funken ein Loch durchſchlagen. Kurz, es war ein rechter Hexenmeiſter.

Und nun hab' ich dir alles, was dazu gehört, in einem niedlichen Glasſchränkchen. Vater hat mir alles geſchenkt. Wenn wir nun Beſuch haben, ſo wird kanonirt, geſchoſſen, eingeſchlagen, gezündet, daß es eine Herzensluſt iſt.

Weg iſt meine Furcht vor dem Gewitter, und ich kann dir dem Blitz ganz gelaſſen aus dem Fenſter zuſehen. Aber das Glasſchneiden

den mit der Scheere — Wirſt du mir das nicht bald entdecken, ſo ſchreib' ich dir gar nichts wieder.

Haſt du denn keine Luſt, einmal zu ſehen, wie wir das Gewitter ſo niedlich nachmachen können? Komm bald und umarme

Dein getreues Lottchen.

XLI.

Dorchens Antwort.

Beſtes Schweſterchen.

Habe doch recht vielen Dank, liebes Kind! daß du mir ſo bald geantwortet, und die ſchönen Sachen erklärt haſt. Ich bin ſo voll von deinem Briefe, daß ich ihn allen meinen Freundinnen gezeigt habe, und des Nachts von nichts, als von Kanoniren, Einſchlagen, Thurmumſchmeißen, träume. Das Ding muß ich ſehen. Halt alles pa-

rat. Vielleicht komme ich morgen, und bringe noch ein Paar arme Sünder mit, die ſich noch grauſam vor dem Gewitter fürchten. Da wollen wir doch ſehen, wie ſich die Mädchen anſtellen werden.

Nun muß ich dir doch denn auch wohl ſagen, wie das Zerſchneiden des Glaſes mit der Scheere zugeht? Du nimmſt eine Glasſcheibe in die linke, und eine Scheere in die rechte Hand, hältſt beydes unter das Waſſer, und ſchneideſt die Glasſcheibe wie Papier durch. Das iſt die ganze Sache; aber artig. Nicht wahr?

Ich habe dir viele ſchöne Inſekten gefangen. Die muß ich aufſtecken, und in meine Käſtchen bringen. Darum nimm es nicht übel, daß ich diesmal ſo kurz ſchreibe. Kanonire du indeſſen, was das Zeug halten will. Nur verſchone unſre Stadtthürme.

Ich bin mit dem beſten Herzen

Dein getreues Dorchen.

LVII.

Fortſetzung des zweyundfunfzigſten Stücks.

Vater.

Dieſe Urſachen, die Gott hat, das Böſe in der Welt zuzulaſſen, können wir freylich nicht alle wiſſen; aber das können wir wiſſen, daß er gute und heilige Urſachen haben müſſe; ſonſt würd' ers nicht thun. Er weiß aber auch das Böſe, das die Menſchen thun, wider ihre Abſicht und Willen, zum Guten zu lenken. Das merke dir wohl. Wenn Gott gleich manches Böſe zuläßt, ſo will ers darum nicht; ſo billigt ers darum nicht. Noch weniger will ers durch ſein Zulaſſen befördern helfen. Gott bleibt im-

mer

mer heilig und gut; auch wenn er das Böſe zuläßt. So war es auch bey dem grauſamen Herodes.

Dorchen. Aber das hätt' er doch wohl hindern können, daß die armen unſchuldigen Kinder nicht ſo elendiglich umgekommen wären? Sie dauern mich gar zu ſehr. Hätt' er denn die Aeltern dieſer Kinder nicht eben ſo warnen können, als die Aeltern Chriſti?

Vater. Das iſt freylich bald geſagt; aber Gott denkt ganz anders, als wir Menſchen. Er hätte das ſehr leicht thun können; da ers aber nicht gethan hat, ſo muß er andere gute Urſachen gehabt haben. Wenn ich der kleinen Mine den brennenden Wachsſtock laſſe, und nicht wegnehme, bis ſie ſich verbrennt; ſo iſt das Zulaſſung, und das Verbrennen etwas Uebles. Ich konnte es hindern. Ich durfte nur den Wachsſtock wegnehmen. Ich wollte aber nicht. Sie ſollte

ſich

ſich verbrennen, damit ſie mit Schaden klug würde, und ihn künftig von ſelbſt ſtehen ließe. Alſo hatte ich meine Urſachen, daß ichs zuließ, wenn ihr andern gleich das nicht begreifen konntet.

Dorchen. Aber die armen Kinder zu Bethlehem mußten doch das Leben hergeben, und hatten nichts gethan?

Vater. Dabey mußte der liebe Gott gewiß eben ſo gute Urſachen haben, daß ers geſchehen ließ, als ich bey dem Wachsſtocke mit Minchen. Und zwar ſowohl für die Aeltern als für die Kinder.

Dorchen. O! das ſage mir noch, beſter Vater!

Vater. Höre zu, mein Kind! wie du dir das vorſtellen mußt. Gott wußte doch alles vorher, was Herodes im Schilde führte. Er warnte die Weiſen. Er warnte die Aeltern Chriſti. Er beſchützte ſein Kind Chriſtum.

Das

Das that er aber nicht an den Aeltern der Kinder zu Bethlehem. Er ließ es geſchehen, daß ſie umgebracht wurden. Was denkſt du nun dabey?

Dorchen. Daß er dazu müſſe ſeine Urſachen gehabt haben. Aber die möcht' ich eben gerne wiſſen.

Vater. In dem erſten haſt du Recht; aber in dem zweyten nicht. Denn die können wir nicht alle wiſſen. Sonſt müßten wir das, was Gott iſt, ſeyn. So viel wiſſen wir, daß es Gott auch in ſolchen Fällen immer gut meyne, und auf unſer Beſtes ſehe. Für die Kinder war es kein Unglück. Lange gequält haben ſie ſich auch nicht. Manches Kind ſteht an den Pocken noch viel mehr aus, und muß doch ſterben. Sehr viele Kinder ſind es auch nicht geweſen. Wie viele Kinder ſterben in ihrer Kindheit, und kommen früh in den Himmel, oder ins beßre Leben. Wer

weiß,

weiß, was in der Folge aus dieſen Kindern würde geworden ſeyn? Vielleicht hätten ſie ihren Aeltern, durch ihre eigene Schuld, noch größeres Herzeleid gemacht. Das alles wußte Gott viel beſſer.

Dorchen. Bald, bald werd' ich die Sache verſtehen lernen.

Vater. Haſt du nicht auch im Evangelio geleſen, daß Herodes gleich nachher, nach dem Willen Gottes, geſtorben ſey?

Dorchen. Ja! das war es eben. Warum ließ denn Gott den grauſamen Menſchen nicht eher ſterben? So hätten die armen Kinder doch das Leben behalten.

Vater. Da ſiehſt du ja eben, daß ers nicht wollte. Gekonnt hätt' ers leicht. Da er nun den Herodes erſt nachher ſterben ließ, ſo mußte er dazu wieder ſeine guten Urſachen haben.

Dorchen. Ja! nun erkenn' ichs, Vater! daß der liebe Gott in allen Stücken Recht hat.

Vater. Mich freuts aber doch, daß du mit den armen Kindern ſo viel Mitleiden haſt. Vertraue du Gott und bleibe fromm; ſo wird er dich beſchützen. Das ſiehſt du an Chriſto. Da ihm Herodes auch nachher noch würde nach dem Leben geſtanden haben, ſo mußte er ſterben. So leicht iſt es Gott, auch den Tod der Menſchen als ein Mittel zu gebrauchen, ihr Böſes zu hindern, das ſie noch thun könnten. Denke du fleißig an Chriſtum, der ſchon in ſeiner Kindheit in ſo großer Lebensgefahr war, und lerne daraus: daß auch Gott, als ein Vater, über das Leben der Kinder wache.

LVIII.

LVIII.

Der Regenbogen.

Chriſtiane.

O! ſieh doch da, lieber Vater! den ſchönen Regenbogen. Schöner hab' ich doch noch nichts geſehen. In der Stadt iſts gar nichts gegen das freye Feld. Ich kann mich nicht ſatt ſehen an den ſchönen Farben. Warum ſteht er doch nicht immer da am Himmel? Der liebe Gott ſollte ihn beſtändig da ſtehen laſſen.

Vater. Nein! mein Kind, das geht nicht an. Das wird uns da unſer kleiner Naturforſcher, Karl, wohl ſagen können: warum das nicht angeht?

Karl. Da müßte es immer geregnet haben, und die Sonne vor dem Regen ſtehen?

Chriſtiane. Nun ſo mags ſeyn. Wenn er auch nicht immer da iſt, der liebe Regenbogen; ſo iſt er doch ſchön, gar zu ſchön.

Vater. Freylich ſind dagegen alle Farben deines ſchönſten Kleides nichts. Sieh nur einmal die Pracht der Farben recht an, die der Regenbogen hat. Er ſoll aber ſieben Hauptfarben haben. Wer kann die herausbringen?

Chriſtiane. Da ſeh' ich Roth, Gelb, Grün, Blau —

Vater. Das ſind erſt viere. Es müſſen ihrer ſieben ſeyn. Karl! wie ſtehts?

Karl. Noch drey dazu Das iſt Orange, Dunkelblau und Violet. Da ſind die ſieben.

Vater. Das macht ihn eben ſo ſchön, den Regenbogen, daß die Farben ſo dicht bey einander ſtehen, und ſo herrlich durch einander vermiſcht ſind.

Karl. Aber, lieber Vater! ich habe doch neulich auch einen Regenbogen auf unſrem Saale geſehen. Herr Klug konnte ihn machen. Ganz ſcharmant; aber ſo ſchön, ſo groß lange nicht, als der da.

Vater. Einen Regenbogen auf dem Saale? Wie macht' er denn den? Das iſt doch artig.

Karl. O Vater! als wenn du das nicht wüßteſt? Er nahm ein Glas mit Waſſer, und ſetzte es ins Fenſter, wo die Sonne hinſchien. Da war unten an der Erde der ſchönſte Regenbogen.

Vater. So war das! Giengs denn nicht auch in dem andern Fenſter, wo keine Sonne hinſchien?

Karl. Nein! die Sonne mußte dabey ſeyn. Sonſt giengs gar nicht.

Vater. Aber konnt' er ihn denn nicht auch mit einem Glaſe ohne Waſſer machen?

Karl. Nein! da giengs auch nicht. Das Artigſte war: wenn das Waſſer ſtille ſtand, ſo ſtand der Regenbogen auch ſtille. Wenn ſichs aber nur ein Bißchen bewegte, ſo bewegte er ſich auch. Da zitterte alles an der Erde ſo ſehr, daß ich nicht drauf ſehen konnte.

Vater. Das iſt doch beſonders. Wenn ich dir aber einen Regenbogen ohne Waſſer und Sonne zeige. Was ſagſt du dazu?

Karl. Ach lieber Vater! laß doch ſehen.

Vater. Sobald wir nach Hauſe kommen, ſollſt du ihn ſehen.

Chriſtiane. Sieh doch, Vater! ſieh doch, Karl! Noch ein Regenbogen; da! da! hinter dem erſten. Wo kömmt denn der her?

Karl. Ja! aber viel ſchwächer, als der erſte. Wie mag das zugehen?

Vater. Das iſt nichts, als der Wiederſchein von dem erſten in den Wolken. Aber, wer

wer weiß das aus der Bibel? Wenn hat der erſte Regenbogen am Himmel geſtanden?

Karl. Nach der Sündfluth.

Vater. Hört zu, lieben Kinder! Ich will euch nun alles ſagen, wie es mit dem Regenbogen iſt. Es iſt eins der ſchönſten und herrlichſten Werke Gottes.

Karl. Ja! man kann ihn aber doch auch nachmachen?

Vater. Aber lange nicht ſo, wie da am Himmel. Weil man das aber kann, ſo müſſen auch dazu ganz natürliche Urſachen daſeyn, wodurch er entſteht.

Karl. O ſag' uns doch das, lieber Vater!

LIX.

Fortſetzung des achtundfunfzigſten Stücks.

Vater.

Der Regenbogen iſt eine Erſcheinung, die aus ganz natürlichen Urſachen entſteht. Der liebe Gott macht ihn nicht unmittelbar, ſo wenig, als das Gewitter. Er hats auch nicht nöthig. Denn er hat dazu ſchon alle Urſachen und Mittel in die Natur gelegt. Weil wir aber daran gar zu viel Schönes und Prächtiges ſehen, ſo hat ihn der liebe Gott, wie ihr aus der Bibel wißt, nach der Sündfluth, zum Gnadenzeichen erwählt, daß er die Menſchen nicht wieder verderben wolle. So oft ihr alſo einen ſchönen Regenbogen ſeht, ſo denkt dabey, wie gnädig, wie herrlich muß der Gott ſeyn, der ihn gemacht und geſagt hat: Erinnert euch an meine

meine Gnade und Wohlthaten. Ich will die Menſchen ſegnen, und nicht verderben.

Karl. Ich dachte: der liebe Gott hätte ihn jetzt erſt gemacht, den Regenbogen. Sitzt er denn nicht da oben über den Wolken, daß man ihn nicht ſehen kann?

Vater. Nein! mein Sohn. Das ſind ganz falſche Gedanken von Gott. Er iſt an keinem Orte körperlich gegenwärtig; ſondern er iſt ein allmächtiger unſichtbarer Geiſt, der allenthalben wirken kann, wo er will. Das heißt: Er iſt im Himmel. Er ſitzt nicht da oben, und ſchauet auf die Erde herunter. So mußt du dir die Sache nicht vorſtellen.

Chriſtiane. Nun wie kömmt er denn zu Stande? Warum iſt er denn nicht immer da? Und wovon hat er denn ſo ſchöne Farben?

Karl. Das möcht' ich auch wohl wiſſen.

Vater. Gebt Achtung. Wo ſteht jetzt die Sonne, und wie ſiehts da vor euch aus?

Karl. Die Sonne iſt hinter uns, und da vor uns iſt es dicke, dicke ſchwarz. Da mags wohl brav regnen.

Vater. Das iſt recht. Alſo ſieheſt du, daß die Sonne da in das Schwarze vor uns ſcheinen muß, wenn der Regenbogen entſtehen ſoll. Der Regen beſteht aus vielen hundert tauſend Tropfen, die herunterfallen. Wenn nun da die Sonne hineinſcheint, ſo können die Stralen nicht durch, ſondern brechen ſich in allen den Tropfen, daß der Bogen und ſeine ſchönen Farben zum Vorſchein kommen. Denke nur an das Glas mit Waſſer, da die Sonne hineinſchien.

Karl. Das iſt doch ſonderbar.

Vater. Ja! ich will euch dabey noch mehr ſonderbare Dinge ſagen, die zwar wunderbar klingen, aber doch alle wahr ſind.

1) Wenn wir die Sonne nicht im Rücken haben, ſo können wir nie einen Regenbogen

ſehen. Daher wirſt du alle mein Tage keinen da im Mittage ſehen, wenn du auch dich mit dem Rücken nach Mitternacht kehreſt. Begreifſt du das wohl?

Karl. Nein, das verſtehe ich nicht.

Vater. Sagt' ich nicht: du müßteſt die Sonne im Rücken haben, wenn du vor dir den Regenbogen ſehen wollteſt? Haſt du aber wohl ſchon einmal die Sonne da in Mitternacht geſehen?

Karl. Nein! in meinem Leben noch nicht.

Vater. Weil ſie im Morgen aufgeht, im Mittag durchgeht, und im Abend untergeht, ſo kann ſie auch bey Tage da nicht zu ſtehen kommen. Aber die Erde drehet ſich alle 24 Stunden ſo, daß ſie doch wieder im Morgen aufgeht. Das wirſt du künftig verſtehen lernen.

Karl. Darauf freue ich mich recht ſehr. Vom Himmel mag ich gar zu gern etwas hören.

Vater. Jetzt ſag' ich dir das zweyte Wunderbare:

2) Daß jeder Menſch ſeinen eigenen Regenbogen ſiehet: ich meinen eignen; du deinen; und Chriſtiane ihren.

Karl. Wie möchte denn das wieder zugehen?

Vater. Weil einem jeden von uns von den Regentropfen andere Lichtſtralen ins Auge fallen. Noch ſonderbarer aber iſt es:

3) Daß man jeden Augenblick einen andern Regenbogen ſiehet. Was ſagſt du dazu?

Karl. Der da am Himmel ſteht ja immer feſt, an einem Orte. Wie kann ich denn einen andern ſehen? Das müßte man doch merken.

Vater. Nein! das merkt man nicht, weil alles viel zu geſchwinde zugeht. Die Regentropfen fallen doch alle Augenblicke herunter,

ter, ſo geſchwind, daß mans nicht zählen kann. So wie nun die erſten herunterfallen, ſo ſind auch die Farben weg, die in ihnen entſtanden. Gleich treten andere an ihre Stelle. Gleich iſt auch der Regenbogen wieder da. Huſch! iſt der wieder weg, und ſo gehts immer fort, bis es nicht mehr regnet. Daher wirſt du ſehen, wie der Regenbogen allmälig ſchwächer wird, je mehr der Regen abnimmt, und endlich gar vergehet.

Karl. Ja! nun kann ich mirs vorſtellen. Aber was war denn der doppelte Regenbogen, der vorher da ſtand?

Vater. Ich hab' es ja ſchon geſagt: der Wiederſchein des erſten, oder der Nebenbogen des Hauptbogens. Wenn dieſer leztere recht brennend da ſteht, ſo giebt er einen Wiederſchein. Oft zeigt ſich hinter dem noch einer. Kurios iſt es, daß in dem erſten Wiederſchein alle Farben umgekehrt ſtehen,

in dem zweyten aber wieder gerade zu ſtehen kommen.

Karl. So viel Schönes, Chriſtiane! haben wir lange nicht geſehen.

Vater. Kinder! ihr ſeht alſo, daß der Regenbogen nicht immer am Himmel ſteht, und ſtehen kann, weil die Urſachen dazu nicht immer da ſind, und es auch nicht immer ſo regnet, daß die Sonne dagegen ſcheint.

LX.

Dorchen an Lottchen.

Liebſtes Lottchen.

Ich habe lange nicht an dich geſchrieben. Die artigen Sachen, die ich neulich bey dir mit dem Elektriſiren geſehen habe, ſind mir nicht aus den Gedanken gekommen. Ich habe faſt immer mit dem Vater drüber geſprochen.

Weil

Weil du daran, ſagte der Vater, ſo groſſes Vergnügen haſt, ſo will ich dir ſagen, daß es ſogar elektriſche Thiere giebt. Was meynſt du dazu, Lottchen? Du ſchüttelſt den Kopf. Ich wills dir aber beweiſen. Der Vater gab mir ein Buch, darinn las ich Folgendes, was ich dir jetzt wieder erzählen will.

In Surinam in Amerika giebt es einen Fiſch, den die Einwohner den Zitteraal nennen, weil er einen, wenn man ihn anrührt, zumal mit einem Stabe von Eiſen, ſo erſchüttert, daß man zittern und beben möchte. Dieſer Fiſch iſt, ſo lange er lebt, ſehr elektriſch. Mit einer Stange Siegellack kann man ihn ſicher anrühren. Denke nur: in einer Weite von 15 Schuhen wird das Waſſer um ihn herum ſo elektriſch, daß es keiner ohne Erſchütterung anrühren darf. Fiſche, die mit ihm in einem Gefäße ſitzen, werden gleich getödtet. Aber

Aber nun kömmt etwas ganz Kurióſes. Legt man einen Magnet zu ihm ins Waſſer, ſo benimmt er ihm ſeine Kraft, und er wird krank. Der Fiſch hängt ſich gleich an den Magnet, geht wieder ab, aber ganz kraftlos, und erſchüttert nicht mehr. Funken ſoll er nicht von ſich geben.

Da willſt du nun wohl gleich wiſſen, wo ich das geleſen habe? Seht doch! Wer das hören will, der komme bald zu mir. Ich bin

Dein getreues Dorchen.

LXI.

Fortſetzung des neunundfunfzigſten Stücks.

Karl.

Ich muß noch eins fragen. Neulich Nachmittage giengen wir ſpatzieren, da ſtanden da linker Hand nur einige kurze Stücken von

von Regenbogen: ganz dahinten, als wenn ſie mit den Enden an der Erde ſtänden. Die Leute, die da pflügten, ſagten: es würde noch brav regnen; es wären Waſſergallen.

Vater. Das geht ſo zu. Wenn die Sonne noch ſehr hoch am Himmel ſteht, ſo iſt das Stück vom Regenbogen deſto kleiner, das man ſiehet. Und weil zu ſolcher Zeit gemeiniglich viele Regenſchauer ziehen, ſo zeigen ſie ſich öfter, und die Landleute haben ganz recht, daß es dann oft regnet. Aber laßt uns nun nach Hauſe gehen, ſonſt möchten wir auch noch naß werden.

Karl. Du wollteſt uns ja einen Regenbogen ohne Waſſer und Sonne zeigen.

Vater. Hole einmal das dreyeckigte Glas von meiner Stube. — Siehe hier herein.

Karl. O! eben die ſchönen Farben, wie draußen. Wie kommen die aber ins Glas?

Vater. Das kömmt wieder von dem Brechen der Lichtſtrahlen im Glaſe. Aber das verſtehſt du noch nicht. Warte; wir wollen einmal ein ander Spielchen machen. Chriſtiane! hole du einen Napf mit Waſſer, und ein Stückchen Seife. Rühre die Seife ſo lange im Waſſer herum, bis alles lauter Schaum iſt. Und nun nehme ich ein Stück Pfeifenſtiel, und blaſe in den Schaum; ſo giebts große und kleine Blaſen. Nun kommt ans Fenſter.

Chriſtiane. Was wirds nun werden?

Vater. Ich nehme eine ſolche Blaſe, die am Stiele hängt, und laſſe ſie draußen fliegen. Da fliegt ſie hin. Seht nach.

Karl. O! koſtbare ſchöne Farben.

Vater. Seht ihr wohl? Eben dieſelben, wie im Regenbogen. Stellt euch nun vor: die Blaſen wären die Regentropfen, worinn ſich die Lichtſtrahlen eben ſo brächen, als

hier

hier in den Seifenblaſen; ſo habt ihr den Regenbogen. Das alles aber ſind nur künſtliche Regenbogen, welche die Kunſt nachgemacht hat. Wenn ihr mir aber ein gut Wort gebt, ſo will ich euch noch auf eine andere Art die ſchönſten Regenbogen ſehen laſſen.

Christiane. O thue es doch, beſter Vater!

Vater. Nun ſo kommt her. Hier ſteht das Vergrößerungsglas. Und hier in dieſem Schieber, zwiſchen dieſen beyden Gläschen, liegt ein Ding. Was ſollte das wohl ſeyn?

Karl. Das kenn' ich recht gut. Der Flügel einer Fliege.

Vater. Sieh aber einmal oben herein; was du denn ſieheſt?

Karl. O ho! was iſt das? Adern, wie Bäume. Viel tauſend Haare drauf. O!

ſcharmante kleine Kügelchen, worinn die Haare ſtecken. Was mag das alles ſeyn?

Vater. Eben der Flügel, den du vorher ſo klein ſaheſt. Du haſt ganz recht geſehen. Oben auf der Haut des Flügels ſitzen die vielen tauſend Härchen. Darinn fängt ſich die Luft, und die Fliege fliegt dadurch deſto leichter.

Karl. Aber die Kügelchen?

Vater. Die ſind auch nicht vergeblich. Das will ich dir gleich zeigen. Merke dir jetzt aber bey den vielen tauſend tauſend Härchen, daß niemals eins derſelben fehlt, ſo oft eine Fliege zum Vorſchein kömmt. Muß das nicht ein großer Gott ſeyn, der ſie alle gezählt hat — Hat auch alle Haare auf deinem Haupte gezählt: wie viel mehr wird er für dein Leben und deine Glückſeeligkeit ſorgen! Lerne das von der Fliege.

Karl. Ich möchte wohl eine lebendige Fliege ſo vergrößert ſehen.

Vater. Fang eine.

Karl. Hier iſt ſie.

Vater. Da ſiehe, wie ſchön und künſtlich auch das verächtlichſte Thierchen gebildet iſt. Aber den Flügel und die Kügelchen müſſen wir nicht vergeſſen. Hier reiße ich einen Flügel ab. Das Ende, wo er abgeriſſen iſt, kleb' ich mit Wachs vorn an eine Nadel. Nun ſtecke ich ihn ſo unter das Vergrößerungsglas, daß er gegen das Licht ein Bißchen ſchief zu ſtehen kömmt. Unten mache ich alles finſter, indem ich den Kaſten des Vergrößerungsglaſes zuſetze. Siehe nun einmal herein.

Karl. O! Vater, was iſt das? Der ſchönſte Regenbogen.

Christiane. Laß mich auch. O welche Farben!

Vater. Das wollt' ich eben haben. Seht ihr wohl? die ſchöne Natur macht eine Sache im Kleinen ſo gut, als im Großen. Denkt nun wieder an die Kügelchen auf dem Flügel. Weil er ſchief ſteht, ſo brechen ſich die Lichtſtrahlen ſo, daß die Regenbogenfarben entſtehen, wie in den Regenkügelchen. Ich will ihn flach ſtellen. Was ſeht ihr nun?

Karl. Nichts, gar nichts von Farben.

Vater. Haſt du wohl geſehen, wenn die Fliegen in der Sonne ſitzen, daß ſie da allerhand Farben ſpielen? Das kömmt eben davon her.

Chriſtiane. Vater! Du machſt uns heute viel Freude.

Vater. Noch mehr Freude werdet ihr haben, wenn ihr dies alles als Werke Gottes erkennet, der euer Vater iſt, und für euch gewiß noch mehr ſorget, als für eine Fliege.

Fliege. Bedenkt einmal recht, wie groß Gott im Kleinen ſey, worüber ſo viele Menſchen wegſehen, und verachtet, oder quälet, oder verſtümmelt, und ſchändet kein Geſchöpf aus Muthwillen, wenn es auch eine Fliege wäre, weil ihr den Schöpfer dadurch ſelbſt verunehret.

LXII.
Geſchichte eines ſechsjährigen Kindes.

Die Geſchichte eines Kindes — was kann darinn Sonderliches ſeyn? Kinder ſind Kinder — So wird manches Kind bey dieſer Ueberſchrift denken. Leſet ſie aber erſt aus, gute Kinder! dieſe Geſchichte, und dann fragt euch, ob ihr nichts daraus gelernt habt. Vielleicht lernen manche Aeltern auch noch daraus.

Ich will mein Geſchichtchen anfangen. Weil die Mutter bey der Geburt dieſes kleinen Mädchens, wegen kränklicher Umſtände, nicht ſelbſt ſtillen konnte, ſo gerne ſie es auch gethan hätte, ſo mußte es eine Amme haben. Es bekam ſie; aber eine ärgerliche und zankſüchtige Perſon. Da es kaum ſechszehn Wochen alt war, äußerten ſich ſchon krampfhafte Zufälle, die doch eben nicht ſehr in die Augen fielen. Ein fremder durchreiſender Arzt ſah es und ſagte: Sehen ſie denn nicht, wie das Kind von Krämpfen ſtarrt? wie ihm die Augen ſo ſtarr ſtehen, daß ich ihm gerade den Finger vorhalten kann, ohne daß es pinkt? Gleich verſchrieb er ihm ein kleines Brechmittel, und es gab viele grüne Galle von ſich, die es von der gallichten Milch der Amme bekommen hatte. Dieſe wurde bald abgeſchafft; das Kind in der zwanzigſten Woche abgewöhnt, da ſichs denn zuſehends erholte.

Allein

Allein nachher zeigten ſich erſt die ſchlimmen Folgen der Ammenmilch. Durch die Anſpannung waren ſeine Nerven ſo reizbar geworden, daß es bey der geringſten unangenehmen Empfindung aufſchrie, und auch in demſelben Augenblick, wie man es zu nennen pflegt, ausblieb, oder nicht wieder zu Athem kommen konnte. Es wurde blau im Geſicht, und manchmal währte es ziemlich lange, ehe es ſich wieder erholen konnte.

Dies geſchah nicht nur, wenn es ſeinen Willen nicht haben ſollte, ſondern auch, wenn es ein Bißchen erſchrak. Und dies kam alle Augenblicke vor. Ferner, wenn es ſich mit der Nadel ritzte, oder wenn es nur etwas ſah, deſſen es nicht gewohnt war: z. E. wenn Fremde kamen, die es noch nicht geſehen hatte: Frauenzimmer mit etwas ungewöhnlicher hoher Kopftracht. Gleich blieb es aus.

Im Anfange bekam es darüber die Ruthe; allein dadurch wurde es nur ſchlimmer, weil es ein überaus weiches Gemüth und ſehr empfindliche Nerven hatte. Aeltern fehlen allezeit, wenn ſie bey weichen Gemüthern und zärtlichen Körpern eine gar zu ſtrenge Zucht gebrauchen. Der Nervenbau dieſes Kindes war anfänglich ſehr ſchwach und reizbar, daher man eine ganz beſondere Diät und Zucht mit ihm anſtellen mußte. Mit Anfange des dritten Jahres ließen die Zufälle des Ausbleibens etwas nach, und kamen ſeltener. Bey dieſem ſeltſamen Zufalle hab' ich zwey Anmerkungen gemacht.

Entweder kam derſelbe, wenn es plötzlich erſchrak, oder wenn es ſchnell aufſchreyen wollte, daß ihm etwas nicht nach Willen war. In beyden Fällen war der Stoß auf die Lungen ſo ſtark, daß ſie ſich auf einmal zu ſtark ausdehnten, und nicht gleich wieder

zuſam-

zuſammenzogen; ſondern gleichſam eine Zeit lang ſtehen blieben. Ich verſuchte es oft, durch ein Paar empfindliche Ruthenhiebe dem Kinde eine ſtärkere Empfindung beyzubringen, um es dadurch wieder in Athem zu ſetzen; allein vergeblich. Man mußte es ſtille liegen, oder auf dem Arme hangen laſſen, da es denn allmälig wieder zu ſich ſelber kam, und ſich anſtellte, als wäre es aus dem Schlaf gekommen; ſah aber den ganzen Tag über ſehr blaß aus.

Da ich merkte, daß ſich bey dieſem Zufalle Gewalt mit Gewalt nicht wollte vertreiben laſſen, weil allemal eine kleine Gemüthsbewegung, die bey andern Kindern nichts als ein Bißchen Schreyen würde verurſacht haben, zu ſtark auf die ſchwachen Nerven wirkte; ſo fieng ich die Sache von einer andern Seite an. Das Kind war nicht ohne Anlage eines guten natürlichen Verſtandes. Ich wählte

alſo das Zureden, und bequemte mich dabey nach ſeinen Begriffen, Vorſtellungen, Empfindungen: kurz, nach ſeiner ganzen Sinnlichkeit. Ich verſuchte, bald durch Verſprechungen, bald durch Drohungen, etwas bey ihm auszurichten.

Zuweilen kam der Zufall ſo plötzlich, daß man vorher faſt gar nichts merken konnte: z. E. mitten im Spiel, wenn es aufhören ſollte, und kurz vorher noch fröhlich geweſen war, und geſchäkert hatte; oder wenn ein Fremder in die Stube trat. Ich kann nicht leugnen, daß ich manchmal ganz bekümmert über die Sache war. Denn ich ſah es ein, daß ſich Leib und Seele allmälig zu dieſer Gewohnheit bequemte, und der Zufall nach und nach recht mechaniſch wurde. In der Zukunft beſorgte ich alſo nicht ohne Grund noch üblere Zufälle. Denn auf ſolche Art, glaub' ich immer, daß der

Jammer

Jammer oder die Epilepſie ihren Urſprung nimmt.

Mit Arzneymitteln war hier wenig aus-zurichten; ohnerachtet die Lebensart des Kindes in Eſſen und Trinken sorgfältig eingerichtet war. Alle ſchreckhafte Gegenſtände zu entfernen, war nicht möglich. Denn das Kind erſchrak über Dinge, worüber andere Kinder von gleichen Jahren lachten. Eigenſinn und Empfindlichkeit kam auch ſchon dazu, und vermehrte das Uebel.

Ich bin von je her ein Feind davon geweſen, Kindern etwas Falſches vorzuſagen, oder ſie durch Drohungen, die man nicht erfüllet, oft nicht erfüllen kann, zu fürchten zu machen. Endlich aber kam doch ein Vorfall, der mir ſehr günſtig war, und da ichs wider meinen Willen thun mußte.

LXIII.

Fleiß bringt unvermuthete Belohnung.

Es reiſte einmal ein Vater weit weg von ſeinem Orte, da er wohnte: wohl funfzig bis ſechzig Meilen weg. Unterweges, da er wohl ſchon vierzig Meilen weit gereiſt war, traf er hinter einem Dörfchen einen grünen Graſeplatz an, wo eine Mutter mit einem Kinde von vier Jahren, Gras abſchnitt, und in einen Korb eindrückte.

Es war eine erſtaunliche Hitze, und es wurde dieſen beyden guten Leuten recht ſauer. Der Schweiß floß ihnen übers Geſicht, und ſie waren von der Hitze ganz braun gebraten. Wie wird euch dabey zu Muthe, ihr weichlichen Kinder! die ihr kein Lüftchen, keinen Sonnenſtral vertragen könnt, und gleich eure

Schirme

Schirme vors Geſichte haltet, damit ja eure blaſſe Farbe nicht verloren gehe?

Der Fleiß, die Geſchäftigkeit, die Arbeitſamkeit des kleinen Mädchens von vier Jahren fiel ihm beſonders in die Augen. Was die Mutter von Graſe abgeſchnitten hatte, packte und drückte das Kind ſo treu, ſo ſorgfältig, ſo emſig in den Korb ein, daß es eine Luſt war, es anzuſehen. Es ſtrengte alle ſeine Kräfte an, recht viel in den Korb zu bringen. Es drückte, es ſtampfte, es klopfte alles mit ſeinen kleinen Armen ſo feſt ein, als es nur konnte, und ſah ſich nicht einmal nach der Kutſche um.

Halt! rief der Vater dem Poſtillion zu. Mit dem Kinde muß ich ſprechen. „Komm einmal her, kleines Mädchen! was machſt du da? Biſt du immer ſo fleißig?“

Das Kind ſah ſich hierauf erſchrocken um, und wollte nicht erſt an den Wagen.

So

So geh doch hin zu dem Herrn, rief die Mutter. Da kam es, und ſah ſo freundlich aus, wie die liebe Sonne. Kind! fragte der Reiſende abermal, biſt du immer ſo fleiſſig? Ja! ſonſt kreie ich keen Brod, war die Antwort. Die Mutter antwortete ſtatt ſeiner, und ſagte: ſie hätte ſieben Kinder, und ſchon ſehr große Söhne und Töchter; aber keines darunter wäre ſo fleißig, ſo unverdroſſen zur Arbeit, als dies kleine. Es thäte gerne mehr, hätte aber die Kräfte noch nicht. Der Wille wäre immer da.

Da wurde das kleine Mädchen ganz roth im Geſichte, über das Lob der Mutter. Der Reiſende aber ſagte: Werde nicht roth, liebes Mädchen! Schäme dich deines Fleißes nicht. Das iſt etwas Gutes. Der Faulheit muß man ſich ſchämen, denn die iſt etwas Böſes, und hat böſe Folgen. Und damit du ſieheſt, daß der Fleiß allen Menſchen angenehm

genehm iſt; da haſt du einen Gulden. Fahre fort, ſo fleißig zu ſeyn, und für deine Mutter zu arbeiten; ſo wird dirs wohlgehen. Wenn ich einmal wieder hier durchkomme, will ich dich wieder beſchenken.

Da hätte einer die Freude ſehen ſollen, mit der es nach der Mutter hinſprang. O Mutter! ein blanker, blanker Gulden. Nun ſo geh doch zu dem Herrn da, ſagte dieſe, und bedanke dich. Huſch aber war der Wagen fort.

Wer ſollte das gedacht haben, daß einer vierzig Meilen herkommen, und dieſes kleine Mädchen beſchenken würde? So unvermuthet kömmt oft die Belohnung für ein fleiſſiges Kind.

LXIV.

Fortſetzung des zweyundſechzigſten Stücks.

Das Kind hatte ein anderes Kind begraben geſehen. Das hatte ihm ein ſolches Grauen verurſacht, daß es ſeinen Zufall wieder kriegte, und eine geraume Zeit außer Athem blieb. Als es ſich wieder erholt hatte, ſagte ich zu ihm: Sobald du dich noch einmal ſo erboſeſt, oder erſchrickſt, oder aus Eigenſinn aufſchreyeſt, daß du ausbleibſt: gleich laß ich dich in den Sarg legen, und bey dem Kinde da begraben. Dies that eine ganz unerwartete Wirkung, und der Zufall kam nicht wieder. Regte er ſich zuweilen, ſo durfte man nur begraben ſagen. Gleich erholte es ſich.

Deſſen ohngeachtet zeigte ſich noch viele eigenſinnige Empfindlichkeit, und erboſendes

Schreyen, beſonders wenn Fremde kamen. Ich machte allerley Verſuche, ihm ſolches abzugewöhnen; aber es half nichts. Gar zu ſtrenge mit Schlägen wollte ich nicht gerne verfahren, aus Furcht, ſeinen Zufall wieder rege zu machen. Ich machte alſo einen andern Verſuch, der es nicht heftig und plötzlich erſchütterte, der aber zuletzt bloß durch Anhalten der Zeit empfindlich wurde.

Das nächſtemal, da es ſich wieder ungebärdig bezeigt hatte, als Fremde da geweſen waren, nahm ichs auf meine Stube, ſtellte es hinter den Ofen in einen Winkel, ſetzte ein Tiſchchen und ſo viele Stühle vor, daß ſichs nicht regen konnte, ſagte ihm aber, warum ich das thäte. Schlagen wollte ich mich nicht mit ihm; aber hier ſollte es ſo lange ſtehen, hungern und durſten, bis ſein Eigenſinn gebrochen wäre, und es ſeinen Aeltern auf ein Wort gehorſam würde. An ſein

Schreyen würde ich mich nicht kehren. Es ſollte nur ſeinen Stühlen und Tiſchen brav etwas vorſchreyen; ich aber würde herausgehen. Es würde des Schreyens am Ende wohl von ſelbſt müde werden. Von meinen Leuten durfte ſich keiner ſehen laſſen. Ich gieng heraus, und kam nicht eher wieder herein, bis es ziemlich aufgehört hatte, und nur noch ſchnuckte. Und ſo lange das währte, ſah ich mich gar nicht nach ihm um, ſprach auch nicht mit ihm.

Hier hat es das erſtemal über zwey Stunden geſtanden. Denn ich nahm mir mit einer männlichen Härte vor, dem Prozeſſe mit einemmale ein Ende zu machen, ohne dem Kinde zu ſchaden, und ohne gar zu gewaltſame Mittel zu gebrauchen. Zuletzt fieng es an zu ſchmeicheln und zu bitten. Auch daran kehrte ich mich nicht gleich, bis ich merkte, daß es ganz ſtille wurde, und,

als ich hinſah, umſinken wollte, und halb ohnmächtig war.

Dies wird manchen weichlichen Aeltern grauſam und übertrieben vorkommen. Es war es aber ſo wenig, als wenn man bey einer gefährlichen Wunde ein ſcharfes und beißendes Mittel gebrauchen muß, welches zwar dem Patienten kurze Zeit Schmerzen verurſacht, aber ihm das Leben erhält.

Nun änderte ich auch mein ganzes Verhalten. Ich ließ es heraus, gab ihm die Hand, nahm es zu mir, ſetzte es auf meinen Schooß, und ſagte ihm wehmüthig: wie ungern ich ſo mit ihm umgienge; wie ichs aber thun müſſe zu ſeinem eigenen Beſten; was es ſonſt für ein unleidliches und unglückliches Kind werden würde. Wenn es ſeinen Eigenſinn ablegen, und artig werden würde, ſo würde es künftig lauter Freude, und keine ſo unangenehme Strafſtunde wieder haben.

Denn ich bin der Meynung: man muß das Kind bey jeder Art von Strafe merken laſſen, daß man es auch dabey herzlich gut mit ihm meyne, und ſein Beſtes ſuche. Werden die Kinder aus bloßem Affekt geſtraft, oder wenn die Aeltern bey übler Laune ſind, ſo werden ſie hart, und verlieren das Vertrauen gegen ihre Aeltern. Ein großer Verluſt, wodurch bey der Kinderzucht ſehr viel Gutes gehindert wird. Die Regel des Apoſtels bleibt immer eine große Regel: Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, auf daß ſie nicht ſcheu werden: das iſt, das Vertrauen gegen euch verlieren.

Ich habe nachher nicht nöthig gehabt, dieſes Strafmittel zu wiederholen. Sein Eigenſinn war gebrochen, und es wurde in Geſellſchaft das artigſte und gefälligſte Kind, das man ſich wünſchen konnte. Kam ihm ja zuweilen die alte Laune wieder ein, ſo durfte

man

man nur ſagen: Willſt du wieder in die Ecke? Gleich war es ruhig. Und jetzt, im ſechsten Jahre, vexirt ſichs oft ſelbſt damit, daß es ſagt: Vater, weißt du noch wohl: ſonſt in der Ecke, da ich noch ſo unartig war?

Indeſſen hatte es doch noch immer den Fehler einer gar zu großen Empfindlichkeit und Schreckhaftigkeit an ſich. Dieſer Fehler gieng noch mit bis ins vierte Jahr über. Wenn es ein Bißchen fiel, ſich nur etwas geritzt hatte; wenn ein Meſſer vom Tiſche fiel; der Stöpſel aus der Bouteille flog, oder eine Thür ſtark zugeſchlagen wurde; fuhr es zuſammen, daß es zitterte und bebte.

Dieſen Fehler hab' ich ihm dadurch abgewöhnt, daß ich allen und jeden im Hauſe gebot, nicht darauf zu achten, am wenigſten es zu bedauren, wenn es gefallen war. War ich dabey, wenn ſo etwas paſſirte, worüber es erſchrak; ſo machte ich einen Spaß

daraus, lachte darüber, und erzählte ihm gleich ein luſtiges Hiſtörchen von einem gar zu weichlichen Kinde, das mit dem Vorfalle eine Aehnlichkeit hatte, daß es am Ende oft über ſich ſelbſt lachen mußte. In dem Hiſtörchen aber zeigte ich ihm, theils, wie es von andern Kindern ausgelacht würde, theils, was es in der Folge für ein unangenehmes Leben führen würde, wenn es über alle Kleinigkeiten erſchrecken wollte. Dadurch verlor ſich die Gewohnheit allmälig, daß es am Ende des dritten Jahres, wenn dergleichen Vorfall kam, gleich ſagte: Vater! ein Hiſtörchen. Der Eindruck war geſchwächt, und es wurde ruhig.

Nur mit drey fatalen Dingen hatte ich noch immer zu thun: daß es erſtlich nicht gern im Finſtern allein ſchlafen wollte, und daß es ſich noch vor dem Nachtwächter und Schornſteinfeger entſetzlich fürchtete. Daran

an aber war eine Magd Schuld, die deshalb gleich abgeſchafft wurde.

LXV.

Fortſetzung des vierundſechzigſten Stücks.

Anfänglich wurde es über ſeine Furcht vor dem Nachtwächter und Schornſteinfeger ausgelacht. Hernach aber gieng ich auf den Grund der Sache, und es mußte mir die Urſache ſeiner Furcht bekennen. Da kams denn heraus, daß man ihm vorgeſprochen hatte, daß dieſe Leute des Abends die Kinder, die nicht einſchlafen wollten, in einen Sack ſteckten und wegtrügen.

Ich ſagte ihm hierauf, daß das nur das Vorgeben der dummen Magd geweſen wäre, um ſeiner des Abends los zu werden. Es wiſſe ja ſelbſt, daß ich die Magd deshalb

gleich abgeſchafft habe. Hierauf ließ ich den Nachtwächter des Abends ins Haus und in die Stube kommen, tutete ſelbſt auf ſeinem Horne, und der Mann mußte ihm die Verſicherung geben, daß er ihm nichts zu Leide thäte. Das iſt der gute Mann, ſetzte ich hinzu, der es viel ſchlimmer hat, als du, und wir alle. Wenn wir ruhig des Winters und Sommers in unſern weichen Betten liegen, ſo muß er in Schnee, Wind und Regen, und, wenn es noch ſo entſetzlich blitzt und donnert, ſeine Stunden herumgehen, abrufen, dich, uns, und die Stadt bewachen. Da nahm es das Horn ſelbſt in die Hand, und that mit dem Mann ganz freundlich. Nun war auch alle Furcht weg.

Wie mögen es Aeltern verantworten können, wenn ſie es entweder geſtatten, oder ſolche Gelegenheiten ſelbſt gebrauchen, den Kindern einen Schreck einzujagen? Ich weiß

Exempel, daß der Nachtwächter heimlich hereingerufen wurde, mit einemmale mit ſeinem Pelze, Stange und Horn in die Stube treten, und mit einer fürchterlichen Stimme die Kinder anbrüllen mußte: Wollt ihr bald zu Bette, oder ich nehme euch mit. Gott! wie fuhren die armen Geſchöpfe zuſammen! Mit ſolchen Eindrücken mußten ſie denn einſchlafen. War das nicht grauſam? Ich weiß Exempel, daß Kinder davon auf der Stelle den Jammer gekriegt haben. Ja ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie lange bey mir dergleichen unangenehme Eindrücke von gemachter Furcht geblieben ſind.

Mit dem Schornſteinfeger machte ichs eben ſo. Erſt ſagte ich dem Kinde, warum er ſo ſchwarz ausſähe, gieng mit ihm in die Küche, und zeigte ihm den Ruß, den er auskehren müßte, weil der ſonſt leicht anbrennen, und ein Unglück entſtehen könnte. Nun

mußte es den Mann ſelbſt im Schornſteine hinaufſteigen ſehen. Hernach gab ich dem Manne die Hand, faßte ihn an, und es that mirs gleich nach. Das Geld mußte es ihm auch ſelber geben. Da war auf einmal alle Furcht weg, und es lachte hernach über andere Kinder, die ſich noch vor dem Schornſteinfeger fürchteten.

Wenn ſich Kinder vor einer Sache fürchten, ſo zeige man ihnen das Natürliche derſelben, den Ungrund ihrer Furcht, und komme ihnen zu Hülfe. Das hilft mehr, als wenn man ſie, ohne Erklärung, blos auslacht. Dieſes bringt ſie auf, wenn ſie nur ein Bißchen Ambition haben, und mindert das Vertrauen.

Im fünften Jahre konnte dies Kind ſchon recht gut leſen, es mochte gedruckt, oder etwas Geſchriebenes von der Hand ſeines Vaters ſeyn. Dieſen Zeitpunkt ſuchte ich

beſon-

beſonders zu nutzen. Ich fieng an, ihm allerhand Hiſtörchen vom Nickelmann, feurigen Drachen, Irrlichtern, Geſpenſtern, Weihnachtsaberglauben, Hexenmährchen und dergleichen vorzuſchreiben. Ich wählte dazu lauter ſolche Dinge des gemeinen Lebens, davon ich nicht verhüten konnte, daß es nicht von andern etwas dergleichen hören ſollte. Ich pflegte dieſelben aber, bald in Erzählungen, bald in Geſprächen, ſo einzurichten, daß ihm dabey das Lächerliche und Falſche ſelbſt in die Augen fallen mußte. Und dadurch erreichte ich bald den gewünſchten Zweck, es von aller Furcht, die der Aberglaube mit ſich führt, zu befreyen. Dabey ſagte ich ihm zugleich: es könne des Nachts nun ganz ruhig ſchlafen, wenn auch kein Licht brenne und wenn es ganz allein läge. Es ſähe ſolches ja an uns, ſeinen Aeltern, die ſich vor nichts fürchteten. Uns thäte keiner

etwas, Ihm auch nicht. Verſtändige Leute hätten keinen Aberglauben, und alſo auch keine Furcht; aber gemeine, einfältige, unwiſſende, und ſchlecht erzogene Leute wüßten es nicht beſſer. Die hätten den Kopf noch voll Aberglauben, fürchteten ſich vor allen Poſſen, vor ihrer eigenen Einbildung, vor einem Schatten, vor einem weißen Tuch, vor einem Perückenkopfe, u. ſ. w. wären elende beklagenswürdige Leute. Es ſollte ja Gott und ſeinen Aeltern deſto mehr für ſeine gute Erziehung danken, und ihnen ſolche durch ſeinen Gehorſam recht leicht machen.

LXVI.

Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn.

Was iſt das, Vater! fragte Fritze, was du da eben ſagſt: Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn?

Soll ich dir das noch erklären, du Ungetreuer? Ich dächte, du wärſt ſelbſt das Exempel zu dieſem Sprüchwort.

Vater! das verſtehe ich nicht, erwiederte Fritze.

So? das verſtehſt du nicht. Aber das verſteheſt du doch, wenn du den Kleinen da die Nüſſe und Aepfel austauſchen, und ihnen für gute ſchlechte, kleine und wurmſtichige unterſchieben kannſt? Iſt das nicht Untreue? Oder wenn du deinem Lehrer, der dich unterrichtet, und zu allem Guten anführet, allerley Tort erweiſeſt? Iſt das nicht Untreue?

Ach ja! lieber Vater, ſprach Fritze mit Thränen. Ich erkenne es, daß ich Unrecht gethan habe. Wills nicht wieder thun. Sage mir nur, was das heiße: Untreue ſchlägt ſeinen eignen Herrn.

Das will ich dir wohl ſagen. Wenn du groß wirſt, und ſo unredlich und ungetreu gegen andere handelſt, beſonders gegen deine Aeltern, Lehrer und Vorgeſetzten, denen du Gehorſam, Dank und Treue ſchuldig biſt; ſo wirds dir eben ſo wieder ergehen, und du wirſt durch deine eigene Untreue geſtraft werden.

Ich will dir davon ein Paar merkwürdige Hiſtörchen erzählen. Rufe die andern erſt zuſammen, damit ſie es auch hören.

Es waren einmal ein Paar Aeltern auf dem Lande, die hatten einen Sohn, der war nach Amerika gegangen, und ſie hatten in zwölf Jahren nichts von ihm gehört. Daher glaubten ſie, er wäre ſchon lange geſtorben.

Der Sohn kam zurück, und freute ſich, ſeinen alten Aeltern viel Geld mitbringen zu können. O du guter Sohn! wenn du nur gewußt hätteſt, was dir bevorſtünde! Als

er

er nahe an den Ort kam, begegnete ihm ein alter Bekannter. Dem gab er ſich zu erkennen, und ſagte: Ich will meinen Aeltern eine rechte Freude machen. Jetzt will ich hingehen, mich aber noch nicht nennen. Morgen früh kommt doch nach, und fragt nach ihrem Sohn. Dann will ich mich zu erkennen geben. Er kam hin, bat um eine Herberge, gab ihnen einen Gulden, und zeigte, daß er viel Geld bey ſich hatte. Des Nachts kamen die beyden Aeltern auf den abſcheulichen Gedanken, den Fremden zu ermorden, und ihm ſein Geld abzunehmen. Es geſchah. Als nun des andern Morgens der Bekannte kam, und nach dem Fremden fragte, ſagten die Leute: ſie hätten keinen geſehen. Wie, ſagte dieſer, keinen geſehen? Das war ja euer eigener Sohn, der aus Amerika wieder gekommen iſt. Da thaten ſie einen lauten Schrey, und fielen in Ohnmacht. Aber nun

war

war es zu ſpät. Ach! wie ſchlug da Untreue ihren eigenen Herrn!

Noch ein anderes Geſchichtchen will ich euch zum Beſten geben. Als die Römer vor Chriſti Geburt, unter dem Kamillus, die Stadt der Faliſzier, Faleris belagerten, ſo wollte ſich das ein treuloſer Schulmeiſter in der Stadt zu Nutze machen. Er hatte den größten Theil von den Kindern der Einwohner zum Unterricht. Da ſagte er: Kommt, Kinder! wir wollen ein Bißchen vors Thor gehen, da ſollt ihr recht ſchön ſpielen. Die Kinder giengen gerne mit hinaus. Und da führte er ſie durch verſchiedene Umwege gerade ins Lager der Feinde.

Hier, ſprach er zum Kamillus, überliefere ich dir die Stadt in den Kindern. Wollen die Aeltern ihre Kinder wieder haben, ſo werden ſie ſich wohl ergeben. Und nun verſprach er ſich große Belohnungen. Aber wie betrog er ſich!

Nein!

Nein! Verräther, antwortete der römiſche General. Wir kriegen nicht mit Kindern, ſondern mit Männern. Doch du mußt auch deine Belohnung haben. Gleich ließ er ihn halbnackend ausziehen. Und nun bekamen die Kinder Ruthen und mußten den Treuloſen bis in die Stadt zurückpeitſchen.

Da das die Einwohner ſahen, ergaben ſie ſich von ſelbſt an die rechtliebenden Römer. Verſtehſt du nun, Fritze! was es heißt: Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn?

LXVII.

Fortſetzung des fünfundſechzigſten Stücks.

Durch ſolche Erzählungen und Geſchichtchen brachte ichs ſo weit, daß das Kind des Abends hingieng, wohin ichs haben wollte. Polterte etwas draußen, ſo

war es das erſte, das hinausgieng, und zuſah. Ich hatte auf dem Saale allerhand Skelete: auch einen Todtenkopf. Mit dem letzten machte ichs ſo vertraut, daß es ihn in die Hand nahm, ſich davon allerley erzählen ließ, andern wieder erzählte, und die Leute auslachte, die ihn nicht angreifen konnten und ſich noch davor fürchteten. Der kann nicht ſpuken gehen, ſagte es oft; denn es iſt ja ein purer Knochen. Mit leichter Mühe brachte ichs auch durch mein Exempel dahin, daß es Ratten, Mäuſe, Käfer, Fröſche, Spinnen und dergleichen, ohne Furcht und Abſcheu, angreifen konnte. Nur geſtattete ich ihm ſchlechterdings nicht, mit lebendigen Vögeln oder andern Thieren zu ſpielen, und ſie zu quälen. Die Urſachen: warum nicht? begriff es bald, und wurde gerührt, wie es ſelber ſagte, wenn es ſah, wie grauſam andere Kinder oft mit den unſchuldigen Geſchöpfen

ſchöpfen umgiengen. Ich gewöhnte es auch allmälig, das Schießen anzuhören. Nur verhütete ich, daß es nicht plötzlich geſchah, ohne es dazu gehörig vorbereitet zu haben. Dies that ich durch die Erzählung von der Erfindung und Kraft des Schießpulvers, wodurch ich auch bald ſeine Furcht vor dem Gewitter minderte, und endlich ganz benahm.

Kurz, es hat jetzt vor nichts mehr eine abergläubiſche Furcht, und es iſt vor vielen Kindern, ſelbſt vor vielen Großen, ein recht glückliches Kind. Ich muß davon ein Exempel anführen.

Als neulich am Abend einige gute Freunde da waren, wollten wir die Probe machen. Ich ſchickte es im Finſtern heraus auf den großen Saal, den Todtenkopf zu holen, und es brachte ihn mit großer Freude. Der eine ſagte: wenn du herauskömmſt, ſo iſt jemand draußen. Ja, ſagte es, das bin ich ſelbſt,

weil es in leichten Räthſeln ſchon ziemlich geübt war. Wenn nun aber, ſagte der andere, noch wirklich jemand draußen wäre? Der würde mir nichts thun, antwortete es. Sonſt ſchickte mich mein Väterchen nicht hin. Dem glaube ich alles.

Nach Tiſche giengen wir über den großen Saal nach einer entlegenen Stubenkammer. Hier, ſagte ich, nimm deinen Todtenkopf in den Arm, gehe hin hinten in die Kammer; bleib da im Finſtern, bis wir dich abholen. Ich mache alle Thüren zu. Zeige nun dieſen Freunden und Freundinnen, daß dir die Geſpenſter lächerlich ſind, und du dich vor nichts fürchteſt.

Gleich gieng es mit einem ſehr heitern Geſichte hin, und ſtellte ſich in die finſterſte Ecke. Es war kurz vor Weihnachten, Abends gegen ſieben Uhr, in den kürzeſten Tagen. Wir giengen mit dem Lichte weg, und machten

ten alle Thüren zu. Ich legte die Uhr auf den Tiſch, bis eine Viertelſtunde um war. Die andern wollten immer hin, beſonders die Mütter. Ach das arme Kind! hieß es. Ich bat ſie aber ſehr, daß ſie aushalten möchten.

Als wir hinkamen, ſtand es noch eben ſo ruhig in ſeinem Winkel, als vorher, ſeinen Todtenkopf ſteif und feſt unter dem Arme: kam auch nicht auf uns zugelaufen, ſondern wartete, bis wir zu ihm traten. Die Geſellſchaft lobte es ſehr, und einige geſtanden mir heimlich, daß ſie es ſelbſt ohne Schaudern nicht würden haben thun können.

Ich fragte: Haſt du dich gefürchtet? Wovor? antwortete es. Hat nichts gepoltert? „Doch, hier neben an; aber das waren die Leute in dem andern Hauſe.“ Hat dir die Zeit lang gewährt? „Nein! ich habe gebetet.“ Doch nicht aus Furcht, und was denn?

O nein, war die Antwort. Ich war rech froh. Lieber Gott! ſagte ich, ich fürchte mich nicht. Du biſt ja bey mir. Du ſieheſt mich; ich aber ſehe dich nicht.

Den Begriff von Gott, als Vater der Menſchen, von ſeiner Macht, Liebe, und Allwiſſenheit, hab' ich ihm auf die leichteſte Art, aus der Natur und ihren ſchönen Werken, beyzubringen geſucht; aber nicht eher, als bis es ſelbſt, durch ſeine Sinne, und durch ſeinen Verſtand, auf die Spur kam. Und da hab' ichs immer ſo gemacht, daß ich aus der Natur bald etwas Kleines, bald etwas Großes nahm, und es ihm durch Fragen ſo nahe legte, daß es ſelbſt fühlen mußte, wie das Keiner nachmachen könnte. Z. E. wenn es ein Blümchen brachte, oder eine Fliege fieng, oder wenn ich mit ihm auf einem Berge war, und wir die Sonne untergehen ſahen; wenn wir den Vollmond,

und den geſtirnten Himmel betrachteten. Bey ſolcher Gelegenheit pflegte ich immer zu ſagen, wenn du ein Paar Gerſtenkörner in die Erde ſteckeſt, wird daraus wohl das Blümchen kommen? Wenn du aber den Saamen oder die Zwiebel einer ſchönen Tulpe in die Erde legſt; ſo wird die ſchöne Blume wieder hervorwachſen. Kann wohl einer den Saamen oder die Zwiebel einer ſolchen Blume machen, wenn er nicht da wäre? Siehſt du, das hat Gott gethan, und es in der Natur ſo eingerichtet, daß ſich alles beſaamet und fortpflanzt. Iſt das nicht ein guter Gott, der alles ſo gut erhält?

Bey dem Anblick eines fruchtbaren Feldes, eines blühenden Gartens, eines fiſchreichen Fluſſes, eines reichen Kirſchbaums, u. ſ. w. pflegte ich oft in ſeiner Gegenwart ſachte vor mich zu ſprechen: o Gott! wie groß biſt du! o Gott! wie gut biſt du! Gleich fragte

es: Vater! mit wem ſprichſt du denn? Ich antwortete: Mit dem unſichtbaren Gott, der doch durch ſeine Kraft und Güte, hier im Felde, dort am Himmel, in der Sonne, und im Monde, ſo herrlich wirkt, und für uns ſo viel Gutes bereitet. Da hatte ich denn immer die beſte Gelegenheit, ſeine kleine Seele mit Gott bekannt zu machen.

Von Chriſto wollte es auch immer gern etwas wiſſen. Sorgfältig hütete ich es immer noch, daß es nichts vom Teufel, von den Beſeſſenen, und dergleichen erfahren durfte, um keine furchtbaren und abergläubiſchen Begriffe ihm in den Kopf zu bringen, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung weiß. Was kann man auch einem Kinde in den Jahren davon ſagen, was ihm verſtändlich genug wäre? That es manchmal Fragen, die ich ihm nicht beantworten konnte; ſo ſagte ich, wie bey vielen andern Dingen:

Das

Das kannſt du noch nicht verſtehen; du wirſts aber künftig ſchon verſtehen lernen. Habe du nur Geduld. Indeſſen machte ich ihm durch kleine Erzählungen das ſchöne Leben Chriſti bekannt, und nahm dazu ſeine Kindheit, ſeine Jugend, ſeine Liebe zu den Kindern, ſeinen Gehorſam, ſeine Wohlthaten, und alles, was er die Kinder und alle Menſchen Gutes gelehrt hätte, welches ungemeinen Nutzen hatte.

Da es nun zu Ende des ſechſten Jahres völlig leſen, ſehr gut ſchreiben, auch etwas rechnen konnte; ſo wollte ich einmal verſuchen, ob es nachgerade ſeine Gedanken ordentlich ſagen und anzeigen könnte. Ich nahm 40 Karten. Auf jede ſchrieb ich ein Wort, das es mir ſelbſt ſagen mußte. Nun wurden die Karten unter vier Perſonen, wie Spielkarten, vertheilt, und Jeder mußte von ſeinen zehn Wörtern ein Hiſtörchen erzählen.

Da ſpannte es, und nun hieß es gleich: Vater! ich auch einmal.

Ich gab ihm drey Karten, mit den drey Worten: Garten, Blümchen, Schwamm. Es konnte die Zeit kaum erwarten, daß es anfangen durfte. Und hier iſt das Hiſtörchen, wie ichs, um es zu belohnen, gleich aus ſeinem Munde aufgeſchrieben habe.

„Lieber Vater! als ich aufſtand, und mich gewaſchen hatte, gieng ich in den Garten. Da ſtand ein kleines Blümchen: eine Primel: gar zu ſchön. Das rührte mich. Da brachte ichs meinem lieben Vater, und ſagte: daß es der liebe Gott den Winter durch erhalten hätte, und mich auch. Aber der Schwamm da iſt doch lange ſo ſchön nicht, als dies Blümchen.“

Iſt es nicht Glück, iſt es nicht Freude, ein ſolches Kind zu haben?

Allen Aeltern zur Nachricht, und allen Kindern zum Exempel.

LXVIII.

Traurige Folgen des Aberglaubens.

Wenn ihr euch vor einer Sache in der Welt zu hüten habt, lieben Kinder! ſo iſt es der Aberglaube. Was der tödtlichſte Gift dem Leben und der Geſundheit des Menſchen iſt, das iſt der Aberglaube der Seele. Ihr glaubt es kaum, ihr guten Kinder! was daraus unter den Menſchen für traurige Folgen entſtehen. Sollte ihr euch wohl vorſtellen, daß die abergläubiſchen Menſchen durch den Aberglauben zu wahren Mördern an ihrem Nächſten werden könnten?

Wie verſtehſt du das, lieber Vater! fragte Ferdinand? Ich bin dem Aberglauben herzlich feind; aber nun haſſe ich ihn noch mehr.

Das

Das will ich dir gleich erklären, erwiederte der Vater. Wenn ein Menſch in Lebensgefahr kömmt, und der andere könnte ihn mit leichter Mühe retten, er unterläßt es aber aus purem dummen Aberglauben: was iſt er denn?

Ach ein Mörder — ein Mörder! ſchrie Ferdinand. Haſt Recht, beſter Vater!

Ich will euch davon eine Geſchichte erzählen, fuhr der Vater fort, die ich ſelbſt erlebt habe, und bey der ich vor Jammer, Mitleiden und Unwillen über den Aberglauben hätte vergehen mögen.

Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo die Saale fließt. Da war ein Knabe von etwa 12 Jahren auf dem Felde hinter die Schmetterlinge hergelaufen. Er verfolgt einen bis an das Ufer der Saale. Da ſetzt er ſich an ein Pflänzchen. Der Knabe beugt ſich mit ſeinem Fangeiſen zu weit herunter. Der Kopf wird zu ſchwer, und das niedliche

Jün-

Jüngelchen ſtürzt hinein. Das Kindermädchen und die Schweſter vermiſſen ihn, weil er zu weit von ihnen weggelaufen war. Sie laufen an die Saale. Da reicht er noch einmal die Hand aus dem Waſſer, und nun iſt er weg.

Der Vater iſt juſt auf der Leipziger Meſſe. Die Schweſter macht Lärm. Ein Arzt reitet geſchwind heraus, und bietet den Halloren und Fiſchern hundert Thaler, daß ſie doch den Knaben herausholen möchten. Er wolle ihn dann durch ſeine Verſuche ſchon wieder zum Leben bringen. Denn es war noch nicht lange, daß er hineingefallen war, und er konnte auch nicht gar zu weit im Waſſer liegen.

Aber nun kömmt das Traurigſte, was ſich nur denken läßt. Dieſe Leute kochen das Salz in den Salzkothen, können ſehr gut ſchwimmen, und lange unter dem Waſſer blei-

bleiben, ohne zu ertrinken. Ihr ſolltet einmal ſehen, wie die kleinen Hallorenjungen von 7 und 8 Jahren an den Ketten der Brücke herauf klettern, und oben von dem Schlagbaume, Thurms hoch, für einen Sechſer, in die Saale ſpringen, daß ihnen das Waſſer über den Kopf zuſammenſchlägt. Da denkt man denn: ſie erſaufen. Aber wohl zwanzig Schritte von der Brücke kömmt ein ſchwarzer Kopf hervor, ſieht ſich munter um, und, huſch! iſt er wieder unter das Waſſer. Endlich kommen ſie wieder vor, und haben das Geld unten auf dem Boden gefunden, das man hineingeworfen hat. Das ſieht poßierlich aus.

Was meynt ihr, warum nun dieſe Leute, die ſo gut ſchwimmen konnten, den ertrunkenen Knaben nicht herausholen wollten? Aus purem dummen Aberglauben.

„Nå! ſagten ſie. Vor Untergang der Sonne nicht. Sonſt han wir bey der Fiſcherey keine Nahrung. Der Nix will auch was han.“

Dadurch verſtehen ſie den Nickelmann, der alle Jahr ein Paar Menſchen haben müßte, wenn ihr Fiſchgang glücklich von Statten gehen ſollte. Könnt ihrs euch vorſtellen? Kurz, der Arzt mochte bitten und flehen, er mochte ihnen noch ſo viel bieten. Nein! ſie thatens nicht. Die Obrigkeit kann ſie auch nicht zwingen. Denn wenn ſie auch bey Strafe hinein müſſen, ſo holen ſie den Todten doch nicht heraus, wenn er ihnen auch vor den Füßen liegt, und geben vor: ſie können ihn nicht finden.

Nach Untergang der Sonne holten ſie den Knaben heraus, der kaum 6 Schritte davon lag. Aber nun wars zu ſpät. Der Arzt konnte ihn nicht wieder zum Leben bringen.

Konnte

Konnte der Knabe nicht gerettet werden, wenn es der Aberglaube nicht gehindert hätte? Iſt er alſo nicht ein Menſchenmörder? Und die traurigen Folgen will ich nicht einmal beſchreiben, als der Vater von der Meſſe kam *).

LXIX.

Lottchen an Dorchen.

Liebſtes Dorchen.

Wie viel habe ich dir zu erzählen! Denke nur: ich bin dir neun Meilen weit mit Vater und Mutter verreiſt geweſen. Ins Hildesheimiſche zu einem guten Freunde meines Vaters. Da nahmen ſie mich auf, wie einen

*) Leſet davon, lieben Kinder! die ſchöne Schrift des Herrn Prof. Niemeyer in Halle: Ueber den Aberglauben bey Ertrunkenen, an die Halloren und Fiſcher. Ihr werdet daraus viel Gutes lernen.

einen Engel, und machten mir alle Freude. Was ich dir da alles geſehen habe, kann ich dir nicht verſchweigen. Dazu hab' ich dich zu lieb. O wie kann ichs meinen guten Aeltern verdanken, daß ſie mich mitgenommen haben!

Es war dir eine erſtaunliche Hitze, als wir wegfuhren, und wir mußten beynahe im Staube erſticken. Der Nebel, der, wie du weißt, ſchon bald ſechs Wochen geſtanden hat, ſtand noch über der Erde, daß wir nicht weit um uns ſehen konnten. Allerwegen, wo wir durchkamen, waren die Leute wegen des Nebels, wegen der roth untergehenden Sonne, wegen der Röthe des Mondes in Furcht und Schrecken. Dazu kamen allerley dumme Prophezeyungen, denn die Leute glaubten: daß dies Vorbedeutungen großer Erdbeben, vom Untergange der Welt, und vom jüngſten Tage wären.

Mein Vater beſprach ſich mit einigen alten Schäfern, und ich hörte fleißig zu. Die ſagten: daß ſie dergleichen Nebel ſchon erlebt hätten. Es ſey nichts anders, als eine Folge von großer Dürre und Trockniß, wie auch eintraf. Denn es hatte in ſechs Wochen nicht geregnet. Da erklärte ihnen denn der Vater, daß der Schein der rothen Sonne und des Mondes ganz natürlich zugienge, und von den trocknen Dünſten herrühre. Bey feuchten Nebeln wäre es ſo nicht. Das gefiel den Leuten, und mir auch.

Gebt Achtung, ihr guten Leute! ſagte der Vater, wenn wir nur erſt ein Paar tüchtige Gewitter kriegen, und ein braver Landregen erfolgt, ſo wird ſichs mit dem Nebel bald geben, wie auch noch in derſelben Woche geſchah. Da war dir der Nebel mit einemmale weg, daraus ſich der Aberglaube ſo viel Unglück prophezeyete. Ihr dauert mich, ihr guten

guten Leute! ſagte der Vater, daß ihr euch über Erſcheinungen der Natur ſo vergeblich ängſtiget. Das will der liebe Gott nicht haben, der ausdrücklich ſagt: Fürchtet euch nicht vor den Zeichen des Himmels. Das thäten die Heyden, aber keine Chriſten. Stellt euch doch Gott nicht ſo vor, als ob er die Menſchen durch ſolche Zeichen und Vorbedeutungen quälen wolle. Wenn wir Menſchen unſre künftigen Schickſale alle vorherwüßten; ſo würde kein Menſch mehr etwas arbeiten oder vornehmen. In einem Jahre ſtände die Welt ſtille, und das menſchliche Geſchlecht würde untergehen. Wenn ihr vorherwüßtet, fragte er den einen Schäfer, daß euer Sohn im 20ſten Jahre gewiß ſterben würde, würdet ihr wohl etwas an ihn wenden, oder ihn heyrathen laſſen? Alſo ſeht ihr, was es für eine große Wohlthat von Gott ſey; daß wir unſre künftigen

Schickſale nicht vorherwiſſen ſollten. Fürchtet euch doch nicht vor ſolchen Prophezeyungen, die aus Aberglauben, Bosheit und Geldſchneiderey herumgetragen werden, um die Einfältigen zu betrügen. Da wurden dir die Leute ganz ruhig, und ich freuete mich nicht wenig, daß ich das mit angehört hatte.

Als wir durch ein kleines Städtchen durchfuhren, hieng vor dem Rathskeller ein groſſes Bild aus, auf welchem eine Frauensperſon abgemalt war, die keine Arme hatte, und mit den Füßen ſehr geſchickt ſchreiben konnte. Mein Vater gieng mit mir hin, und ich ſah dies traurige Wunder der Natur mit innigſtem Mitleiden meiner Seele.

Sie ſaß auf einem Tiſche, und hatte ein blaues Mäntelchen um, womit ſie die Stumpelarme bedeckte, die ich bloß geſehen habe. Gleich oben, wo der Wirbel des Schulter-

knochens

knochens ſitzt, liefen ſie, wie ein ſpitzer Kegel, zu. Das arme Geſchöpf!

Die Füße waren unten bloß, und über den Zehen hatte ſie einen ledernen Gürtel. Zwiſchen die beyden Vorderzehen des linken Fußes nahm ſie eine Spuhle, und zwiſchen die beyden Vorderzehen des rechten das Federmeſſer. Damit ſchnitt ſie mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit die Feder ſo weit zu rechte, daß nur noch das Abkappen des Schnabels fehlte. Dies machte ſie ſo. Sie legte die Feder mit dem Schnabel auf den Tiſch, nahm ein anderes Federmeſſer mit einer Säbelklinge, die vorne rund iſt, zwiſchen die Zehen, und kappte die Spitze des Schnabels ab. Da war die Feder fertig.

Ich ſchicke dir hierbey, liebes Lottchen! eine ſolche Feder zum Andenken.

Nun aber das Schreiben. Sie nahm die Feder zwiſchen die Zehen des linken Fußes, legte das Blatt Papier nicht gerade, ſondern ſo vor ſich, daß die Breite deſſelben nach dem Körper zu ſtehen kam. Denn ſo mußte es auch zu liegen kommen, wenn ſie gerade, und mit dem linken Fuße etwas darauf ſchreiben wollte, als wenn ich einen Bogen zur Queere lege. Da ſchrieb ſie denn ſehr geſchwind und leſerlich erſt Folgendes:

Was unſer Gott geſchaffen hat, das will er auch erhalten.

Johanna Sophia Liebſchern
den 16ten Julius 1783.

und machte das Oktavblatt mit den Füßen ſehr künſtlich zu, wie ein kleines Briefchen.

Hernach, da ſie der Vater bat, noch etwas zu ſchreiben, ſchrieb ſie dieſes:

Daß ich, ſo wie ich bin, ſeyn ſollte,
Wer war es, der es haben wollte?

Gott

Gott ſchuf mich ſo. Verſpottet mein —
Was Gott thut, muß wohl herrlich ſeyn.

Johanna Sophia Liebſchern
aus Claußnitz bey Freyberg in Sachſen.

Sie machte außerdem mit dem linken Fuße noch andere Künſte. Sie konnte mit Meſſer und Gabel ſelbſt eſſen; ein Glas Wein austrinken; nähen, zeichnen, Flachs an der Spindel ſpinnen, eine Piſtole laden und losſchießen. Sie iſt in Kupfer geſtochen, und ich habe dir auch davon hier ein Exemplar beygelegt.

Wie ſehr wünſchte ich, daß du das mit mir geſehen hätteſt! Ich kann dir die Empfindungen nicht beſchreiben, die ich dabey hatte, daß ein ſo unglückliches Geſchöpf im Lande herumziehen, und ſich durch Vorzeigung ſeines verſtümmelten Körpers, und der durch Noth erlernten Geſchicklichkeiten ernähren, oder ſich für Geld ſehen laſſen mußte.

Ach Gott! dacht' ich bey mir ſelbſt, wie kann ich dir genugſam für meine geſunden Glieder danken? So wirſt du gewiß auch denken, liebſtes Dorchen! wenn du dies lieſeſt. Laß uns ja der Wohlthat nicht vergeſſen, geſunde Arme und Hände zu haben.

Die arme Perſon fühlte ihr Elend ſelbſt lebhaft genug. Alles, was ſie machte, that ſie mit einem ſo verſchämten und traurigen Blick, daß man ihr es recht anſehen konnte, wie wehe es ihr that, ſo fürs Geld handeln zu müſſen. Das gefiel mir beſonders wohl, daß ſie bey ihrem Elende nicht ſo frech war, wie andere von dergleichen Art, die ſich für Geld ſehen laſſen.

Ich konnte den Anblick den ganzen Abend nicht vergeſſen, und dankte Gott, daß ich mich mit geſunden Armen und Füßen niederlegen konnte.

Ich bin

Dein getreues Lottchen.

LXX.

LXX.

Dorchens Antwort an Lottchen.

Liebes Kind!

Das muß ich geſtehen: du haſt auf deiner Reiſe ſchöne, ſcharmante Sachen geſehen. Ich bin auch verreiſt geweſen, und habe dir ganze Schächtelchen voll der niedlichſten Inſekten mitgebracht.

Das dacht' ich wohl, wirſt du ſagen: wenn du nur Inſekten jagen kannſt; ſo fragſt du weiter nach nichts. Nein! liebes Lottchen, du irrſt dich. Alles iſt mir angenehm, was mir neu iſt, und was ich noch nicht geſehen und gehört habe; was ich alſo zulernen kann.

Bey meiner Reiſe hab' ich das zuerſt angemerkt: wie gut es ſey, wenn Kinder ſo gewöhnt werden, daß ſie rückwärts und

vorwärts fahren; auch auf der Reiſe Staub, Sonne, ein Bißchen Regen ausſtehen können, und ſich dabey nicht gleich anſtellen, als wollten ſie aus der Haut fahren. Wie müſſen doch die armen Poſtillions und andere Leute thun, die öfters Tag und Nacht, auf einem offenen Wagen, einige ſechszig Meilen reiſen?

Wie gut iſts, daß wir fahren können, wie es einer haben will! Wir würden ſonſt ſchöne müſſen zu Hauſe bleiben, und manche Freude entbehren. Da iſt dir Kaplans Friderike, die du wohl kennen wirſt. Wenn das Mädchen einmal mit um die Stadt nach einem Garten fahren ſoll: Himmel! was werden da für Anſtalten gemacht! Eine ganze kleine Apotheke von Lavendelwaſſer und andern Sachen werden in die Kutſche geſetzt. Drey, vier Küſſen werden in den Rücken gelegt. Daß auch der Wagen ja in

Riemen

Riemen hängt. Todtenblaß ſetzt ſie ſich vorwärts, und Papa muß rückwärts ſitzen. Haſt du auch blau Zuckerpapier vorgeſchnürt? fragt die Mama. Kaum gehts fort, ſo riechts nach Theer. Ach da fährt der Wagen durch eine Goſſe. Zehnmal wird ſie übel; zehnmal muß der Wagen ſtille halten, ehe ſie nach dem Garten kommen. Draußen ſtäubts zu ſtark. Die Sonne ſticht ihr auf den Kopf. Und was der Pämmeleyen mehr ſind. Wer wollte ſich doch ſo zierig gewöhnen? Denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß man ſich dergleichen nicht abgewöhnen könnte, wenn mans ſo mit ihr, wie unſre Aeltern mit uns, gemacht hätte. Das arme Mädchen iſt zu bedauren. Heyſa! wir können fahren über Stock und Block. Davor haben wir auch hundert Freuden mehr.

Wir kamen an einen Ort, wo es viele Seen und Teiche gab. Der eine Teich

wurde gefiſcht, und ein großes Netz von einigen Leuten am Ufer ſo gezogen, daß der Sack deſſelben unten durchgieng. Als ſie ans Ende kamen, wurde das Netz immer enger zuſammengezogen, bis der Sack deſſelben bis ans Trockne kam. Da hätteſt du das Geplatſchere von Fiſchen, das Gehucke von Fröſchen, das Gewimmel von Käfern und andern Waſſerinſekten ſehen ſollen. Da kriegte ich dir herrliche Waſſerkäfer: große ſchwarze, und etwas kleinere grünliche mit einem gelben Saum am Körper herum. Die Männchen haben an den Vorderfüßen artige Schüſſelchen, womit ſie ſich feſt anſaugen können. Da waren dir große ſechsfüßige häßliche Läuſe, wohl einen halben Finger lang. Die krochen in dem ſchwarzen Moder herum. Fi! wirſt du ſagen, Lottchen! was ſammelſt du doch für garſtiges Zeug! Geduld, meine Liebe! Du haſt doch bey mir die allerliebſten

Waſſer-

Waſſerjüngferchen mit den ſchönen grünlich blauen Flügeln geſehen, die in der Sonne die prächtigſten Farben ſpielen. Und eben dieſe kommen aus den häßlichen Läuſen. Da ſtecken ſie drinnen. Und dies ſind nur ihre Larven. Dieſe platzen oben auf dem Rücken, und das ſchöne Inſekt kriecht heraus, trocknet ſich die Flügel, und da fliegt es hin. Hätteſt du dir das vorſtellen können?

Unter den Fiſchen waren Karauſchen, welche die Pocken hatten. Viele blutrothe Flecke am ganzen Körper herum. Das nannten die Fiſcher die Pocken. Aber der Vater zeigte uns einige funfzig länglichrunde grünliche Würmer, die unter den Schuppen ſaßen, ſich da feſt eingeſogen hatten, und die rothen Flecke verurſachten. Die Würmer ſollteſt du ſehen. Sie haben oben am Kopfe vier Hörner, wie die Schnecken, womit ſie erſtaunlich feſt im Fleiſche ſitzen. Ich glaube,

der

der Vater nannte ſie Lernäen. Nur die Karauſchen hatten ſie. Ich habe welche mitgebracht. Wer Luſt hat, ſie zu ſehen, der komme bald.

Was doch für eine Menge von Kreaturen in einem Teiche iſt! Da heißts wohl recht: Aller Augen warten auf dich, und du giebſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit. Viel, recht viel hat auf dieſer Reiſe gelernt

Dein getreues Dorchen.

LXXI.

Allerley aus der Natur.

Es gieng einmal ein Vater mit ſeinen Kindern im Walde ſpatzieren. Da baten ihn die Kinder: Vater! erzähle uns doch etwas von den Thieren im Walde.

Das will ich wohl thun, antwortete der Vater. Thut mir nur ſelbſt Vorſchläge,

wovon

wovon ihr gerne etwas hören möchtet. Ey! rief Karl, ſo etwas von Allerley, was uns vorkömmt. Alleweile da, Vater! ſieh doch, da kriecht dir ein Molch über den Weg. Gleich davon erzähle uns etwas.

Ja! Karl, wenn ich das ſoll, erwiederte der Vater, ſo marſchiere du gleich hin, und hole den Molch. Ich, Vater? ſchrie der, und verzog das ganze Geſicht. Ich — den Molch holen? Das entſetzlich giftige Thier? So wäre es um mein junges Leben geſchehen. Sieh doch nur die gelben Giftflecke.

Freylich, ſprach der Vater, wäre es doch um dein junges Leben Schade. Ich bin älter. An meinem Leben iſt ſo viel nicht gelegen. So will ich denn hingehen, und den Molch holen.

Ach Vater — riefen alle Kinder. Was willſt du machen? Lieber Vater! um des Himmels willen nicht. Das giftige Thier.

Wir

Wir laufen alle davon. Der Vater kehrte ſich an nichts, ſondern gieng hin, hob den Molch auf, und brachte ihn auf der Hand getragen.

Sieh doch da, rief Karl zu Ferdinanden, der Vater hat ihn auf der Hand. Er muß doch ſo giftig nicht ſeyn. Gieb her, Vater! gieb her: nun will ich ihn auch nehmen.

So, junger Herr! nun auch nehmen? Weil er ſieht, daß ich nicht ſterbe, denkt er: er wird auch ſein junges Leben behalten. Ha! ha! ha!

Kommt denn alle her, und ſeht das ſcharmante Thierchen. Seht nur einmal die ſchwarzen und gelben Flecke, wie ſie ſo ſchön gegen einander abſtechen! Die Augen, wie ein paar Brillanten. Wie michs ſo freundlich anſieht, als wollte es ſagen: Thue mir doch nichts. Ich bin ja unſchuldig; ich will dir auch nichts thun.

Nun

Nun von dieſem Thierchen will ich euch zuerſt etwas erzählen. Da kam es über den Fahrweg gekrochen, queerüber, und wollte da wieder in den Buſch. Gebt Achtung: es werden bald noch ein Paar kommen.

Ach da oben kriecht ſchon wieder einer, rief Karl. Warum mögen ſie das thun?

Das iſt ſo ihre Art, antwortete der Vater. Wenns regnen will, ſo pflegen ſie das zu thun. In dem dicken Gebüſche kann ſie der Regen nicht ſo treffen. Daher kriechen ſie über den Fahrweg, und laſſen ſich gerne beregnen. Das kützelt ſie, und iſt ihnen angenehm. Seht, es fängt ſchon an, ein Bißchen zu regnen. Du kleiner Regenprophet hier auf meiner Hand, haſt wahrgeſagt.

Aber, Vater! fragte Karl, ſind denn die Molche nicht ſo giftig, als die Leute ſagen?

Nichts weniger, erwiederte der Vater, als das. Sie ſind gar nicht giftig. Die Leute

nennen ſie Molche, weil ſie ſo dick und quapplicht ſind. Kleine, dicke quapplichte Kreaturen heißen gemeiniglich Molche. Eigentlich ſind es kleine Eidexen, die im Walde leben, und ſich von Ameiſen, Käfern, und andern kleinen Inſekten nähren.

Daß ſie ſo bunt ausſehen, gelb und ſchwarz, iſt kein Zeichen, daß ſie giftig ſind. Sonſt würde ich dieſen nicht ſo lange auf der Hand haben. Es ſind die unſchuldigſten Thierchen von der Welt. Wenn die Bauern Waſen zur Stadt bringen, ſo kommen öfters einige mit. Da iſt denn ein Lärm, wenn ein ſolches Thierchen herumkriecht, als ob ein Haus brennte. Da laufen die muthwilligen und grauſamen Knaben herzu, nehmen Ruthen, und hauen den Molch in hundert tauſend Stücken, daß michs ordentlich jammert. Thut das ja nicht, lieben Kinder! Fürchtet euch nicht

mehr davor. Das Thierchen iſt nicht giftig.

Da, liebes Thierchen! du haſt mir nichts gethan. So will ich dir auch Freyheit und Leben wieder ſchenken. Nun waren die Kinder dreiſt. Ein jedes nahm es in die Hand. Und darauf ſetzten ſie es wieder an die Erde. Da kroch es langſam und dankbar ins Gebůſche.

Das war ein niedlich Stůckchen, Vater! ſagte Karl. Aber nun weiter. Noch ſo etwas.

Ich dåchte, erwiederte der Vater, ihr erzåhltet mir auch nun einmal etwas: z. E. aus Raffs Naturgeſchichte. Die habt ihr ja oft genug geleſen.

Das kånnten wir leicht, ſagte Ferdinand; aber es iſt doch nur aus einem Buche. Es iſt alles ſo todt. Hier aber iſt alles Leben. Da laufen, da fliegen, da kriechen die

Thiere vor unſern Augen herum. Und da begreifen wir alles noch einmal ſo leicht.

Du haſt recht, Ferdinand! wir wollen heute ſelbſt einmal in dem großen ſchönen Buche der Natur ſtudiren.

LXXII.
Fortſetzung des einundſiebzigſten Stücks.

He da! was ſpringt da durch die Hecken? rief Karl mit einemmale. Stille, ſtille, Kinder! ſagte der Vater. Ein herrlicher Hirſch. Er wird hier vorbeykommen. Seht einmal, wie majeſtätiſch er ſein Geweihe trägt; wie munter er ſich umſieht; wie er über die Büſche wegſetzt! Da kömmt er. Stille! ſtille! O zählt doch die Zacken ſeines Geweihes.

Karl. Hä! hä! hä! wie er auszieht!

Weg iſt er. Mir deucht, er hatte acht Zacken an jedem Geweihe.

Vater. Aufs Jahr hat er neune, ſagt der Förſter.

Karl. Neune? Wie geht denn das zu?

Vater. Alle Jahr wirft der Hirſch ſein ganzes Geweihe ab, und alle Jahr bekömmt er an dem neuen Geweihe einen Zacken mehr, ſagt man. Alſo iſt dieſer Hirſch jetzt acht Jahr, und künftiges Jahr neune alt. An ſeinen Zacken kann man ſeine Jahre zählen, wie an den Zirkeln eines Stamms die Jahre eines Baums. Es iſt aber ſehr ungewiß, und man kann ſich nicht darauf verlaſſen. Es trügt, und mancher Hirſch hat weit mehr Zacken, als Jahre.

Erneſtine. Höre doch, Vater! Was pickt denn da oben an der Eiche? Pik, pik, pik, geht es.

Vater. Schaut auf. Jetzt iſt es ſtille. Warte, warte, du ſollſt bald wieder picken. Seht, hier nehme ich meinen Schlüſſel, und klopfe auf meinen Stock. Horcht, was paſſiren wird!

Ferdinand. Nun pickts wieder da oben. Was muß das ſeyn?

Karl. Ach es ſchreyet gar: Käk! käk! käk geht es. Es iſt ein Vogel. Ein großer Vogel, ganz grün. Eben hab' ich ihn geſehen. Da lief er oben um die Eiche herum.

Vater. Das iſt ein Grünſpecht. Ein ſchöner Vogel. Der klopft da oben ſo mit ſeinem Schnabel. Eben kommt der Jäger. Guten Abend, Herr Flinte! Iſt das nicht ein Specht da oben? O thue er mir doch den Gefallen, und ſchieße er ihn herunter. Ich wollte ihn gern meinen Kindern zeigen.

Jäger. Der Baum iſt nur ſo dicke. Ich

kann

kann ihn nicht gut ſehen. Warten ſie aber. Ich will ihn auf dieſen Baum locken.

Vater. Tretet hier her, Kinder! Horcht, wie der Jäger die Stimme dieſes Vogels ſo natürlich nachmachen kann. Da fliegt er ſchon hin nach dem Baume. Du wirſt ankommen. Paßt auf! Bauz! da liegt er.

Die Kinder alle in einem Sprunge nach dem Baume, und holen den Vogel.

Vater. O ſeht einmal die prächtigen Federn. Seine kurzen Füße. Damit kann er an der Borke der Bäume ſo leicht herumklettern. Und ſein Schnabel, wie ſtark, wie hart! Damit pickt und pocht er an die Borke, wie mit einem Hammer, daß mans weit im Walde hören kann.

Ferdinand. Warum mag er das wohl thun?

Vater. Wenn er nicht ſo pickte und klopfte, ſo kämen die Ameiſen, die Käfer, die

Spinnen nicht hervor, die unter der Borke ſtecken. Damit macht er ſie zu fürchten. Die merken das gleich, daß ihr Feind da iſt, kommen hervor und wollen davon laufen. Huſch hat er ſie weg, und ſpeiſt ſie nach Herzensluſt. Denn das iſt ſeine Nahrung.

Erneſtine. Warum mögen die dummen Dinger nicht ſitzen bleiben? Ich würde mich an ſein Klopfen nicht kehren.

Vater. Das würde ihnen nichts helfen. Er kann ſie doch kriegen.

Karl. O ſieh doch, Vater. Da faſſe ich an die Zunge. Da wird ſie ſo lang, ſo erſchrecklich lang, länger als der ganze Vogel.

Vater. Siehſt du wohl, Erneſtine, die lange Zunge? Die hat ihm der liebe Gott nicht vergeblich gegeben. Damit kann er ſo lang zwiſchen der Borke herunterfahren und die Ameiſen hervorholen.

Karl. Au weh! ich ſteche mich vorne mit der Zunge. Die iſt ja verwegen ſpitz, wie eine Sule.

Vater. O ſeht doch, Kinder! die niedliche Zunge. Erſtlich ſo ſpitz, wie eine Nadel, damit er die kleinen Thierchen aufſpieſſen kann.

Ferdinand. Da ſitzen ja auf beyden Seiten noch kleine Spitzen, wie eine Säge. O wie ſcharf!

Vater. Das ſind kleine Knochenſpitzen. Damit faßt und hält er die kleinen Thierchen. Hat er nun dieſe Spitze der Zunge recht voll geſpießt, ſo zieht er ſie zurück in den Hals, ſtreicht ſie ab und verſchluckt ſie. Iſt das nicht wieder artig? So viel habt ihr lange nicht auf einmal gelernt.

Nun aber laßt uns gehen. Es ſcheint, als ob es regnen wollte. Denkt an den Molch.

LXXIII.

Fortſetzung des zweyundſiebzigſten Stücks.

Der Schneidervogel.

Ferdinand.

Was hatteſt du denn geſtern Abend für ein großes Buch mit gemalten Thieren und Vögeln, da du noch zur Mutter ſagteſt: ſie ſollte hier ein Exempel der allermütterlichſten Treue eines Vögelchens gegen ſeine Jungen ſehen?

Vater. O das iſt gut, daß du mich eben jetzt daran erinnerſt. So haben wir unterweges noch etwas zu ſprechen. Das iſt dir ein allerliebſtes Vögelchen. Sollts alle ſehen, wenn wir nach Hauſe kommen. Hier zu Lande nicht; aber in Indien. Nicht größer, als eine Bachſtelze, oder ein Ackermännchen.

Karl.

Karl. Iſt denn das Vögelchen ſo treu gegen ſeine Jungen?

Vater. Das könnt ihr euch gar nicht vorſtellen, wie gut es das Vögelchen mit ſeinen Jungen meynt, und wie künſtlich es ihnen zum Beſten ſein Neſt bauet. Man ſollte denken: es hätte Menſchenverſtand. Und wer weiß, ob es der klügſte Menſch wohl beſſer machen könnte?

Erneſtine. O Väterchen! ſag doch. Dergleichen mag ich überaus gerne hören.

Vater. In Indien ſind faſt auf allen Bäumen ſehr viele Thiere: Schlangen, Spinnen, Eidexen, u. ſ. w. die den jungen Vögeln nachſtellen. Wie wollteſt du es wohl anfangen, Erneſtine! wenn du auf einem ſolchen Baume ein Vogelneſt recht ſicher bauen wollteſt, daß die andern Thiere nicht dazu kommen könnten?

Erneſtine. Ich würde es in die oberſte Spitze zwiſchen die Blätter machen, daß es keiner ſehen könnte.

Ferdinand. Gefehlt, gefehlt, liebes Schweſterchen! als ob die Schlangen und Spinnen nicht dahin kommen könnten?

Vater. Wie wollteſt du es denn beſſer machen, Ferdinand?

Ferdinand. Ich wollte — ich wollte — ja ich wollte einen hohlen Baum ausſuchen, und es inwendig hineinmachen. Da ſollten es die Schlangen und Spinnen gewiß nicht finden.

Erneſtine. Gefehlt, gefehlt, liebes Brüderchen! Wenn der Baum hohl iſt, ſo hat er doch ein Loch. Und da können ja die Schlangen und Spinnen auch hineinkriechen. Nicht wahr, Vater?

Vater. Ganz recht. Habts beyde nicht getroffen.

Erne=

Erneſtine. Nun ſo ſag doch, Väterchen.

Vater. Wir müſſen erſt Karln noch hören, wie ders wohl machen würde. Er ſieht ja ſo gelehrt aus, als wenn ers ausſtudirt hätte.

Karl. Ja ich wollte das Ding wohl anders machen. Ich wollte, wenn ich wie der Alte wäre, das Neſt frey hinmachen, aber Tag und Nacht nicht davon gehen. Wenn mir dann eine Schlange oder Spinne käme; ſo wollte ich ſie mit meinem Schnabel brav wegbeißen.

Vater. Ja das war brav. Aber da würde der Alte bald mit den Jungen verhungern müſſen, oder die Schlangen würden Alt und Jung bald auffreſſen.

Karl. Nun ſo weiß ichs nicht. Väterchen! ſag es uns doch.

Vater. Das liebe Vögelchen weiß es ganz anders zu machen. Es ſucht ſich da

einen Zweig aus, der recht weit vom Stamme abſtehet, und ſo dünne iſt, daß er nichts, faſt gar nichts tragen kann. Die indianiſchen Bäume haben zum Theil ſehr große Blätter. Wenn nun an einem ſo ſchlanken Zweige, ganz am Ende, ein ſo großes Blatt herunterhängt; ſo kann an daſſelbe nicht leicht eine Schlange oder anderes Thier hinkommen, ohne herunter zu fallen. Es kann ſich nicht halten.

Aber hört weiter. Wie machts nun wohl das Vögelchen, an ein ſo herunterhangendes Blatt ſein Neſtchen anzubauen? Ganz ſonderbar, worauf kein Menſch leicht fallen würde. Merkt wohl, was es nun thut. Es ſucht ſich ein welkes Blatt, und allerley kleine Fäſerchen. Wenn es das alles zuſammen hat, ſo wird unſer Vögelchen ein Schneider. Ob das wohl einer von euch errathen kann, wie es dabey zu Werke geht?

Erne-

Erneſtine. Es wird doch nicht gar die Blätter zuſammennähen?

Vater. Ganz gewiß thut es das. Es legt das welke Blatt an das grüne an, bohrt durch die Rände von beyden mit ſeinem ſpitzen Schnabel, wie mit einer Nähnadel, Löcher, und nun ſteckt es die Fäſerchen, vermuthlich mit den Füßen, Loch vor Loch, ſo künſtlich durch, daß die Blätter ſo feſt zuſammenhalten, als wenn ſie an einander genähet wären. Davon heißt er eben der Schneidervogel.

Natürlicher Weiſe iſt es nun zwiſchen dieſen beyden Blättern hohl. Unten hat ſie das Vögelchen zugenähet; oben aber offen gelaſſen. Und in dieſe Höhlung der beyden zuſammengenäheten Blätter macht es ſein Neſt, daß die Jungen oft ganz unten an der Spitze des großen Blatts hervorkucken, und Luft haben. Habt ihr das, in eurem Leben ſchon gehört?

Fer-

Ferdinand. O das iſt doch ganz ſonderbar. Ich bin dem niedlichen Vögelchen recht gut.

Erneſtine. Schade, daß es nicht hier zu Lande iſt. Ich wollte ihm mein ganzes Nähekäſtchen mit Zwirn und allen Sachen hinſetzen, daß es ſich etwas herausholen könnte.

Vater. Das würde es ſchöne bleiben laſſen. Es würde doch lieber mit ſeinen Grashälmchen nähen, als mit deinem Zwirn.

Karl. Der Zwirn würde ihm zu weich ſeyn. Die Grashälmchen ſind ſteifer. Damit kann es beſſer fertig werden.

Vater. Ja freylich kann es das. Aber bey dem Künſtlichen dieſer Sache, lieben Kinder! müßt ihr nicht allein ſtehen bleiben. Ihr müßt weiter denken, weil ihr Vernunft habt. Das Vögelchen thut das alles ohne Vernunft, aus einem bloß natürlichen

Triebe, und aus bloßer Liebe zu ſeinen Jungen, um ihnen ein ſicheres Neſtchen zu verſchaffen, daß ſie nicht aufgefreſſen werden. Wer mag es das aber gelehrt haben, daß es ſein Neſtchen juſt ſo, und nicht anders, macht? Iſt das nicht eine recht mütterliche Fürſorge für die Erhaltung ſeiner Jungen? Ein jeder Vogel, auch hier zu Lande, hat ſeine eigene Art, ſein Neſt zu bauen, und für ſeine Jungen zu ſorgen. Daher iſt das Rabenneſt anders, als das Finkenneſt. Iſt das wohl alles ſo von ohngefähr, oder muß es ſeinen Grund, ſeine Urſache haben? Was meynt ihr dazu?

Ferdinand. Nicht von ohngefähr. Das hat der liebe Gott ſo eingerichtet, und dem Vögelchen den Trieb dazu eingepflanzt.

Vater. Was rührt euch denn dabey wohl am meiſten?

Erneſtine. Daß es ſo treu für ſeine Jungen ſorgt, ehe ſie einmal da ſind.

Vater. Woran erinnert euch das wohl?

Karl. Daß Sie auch ſo treulich für uns ſorgen: Sie, lieben Aeltern! und der liebe Gott durch Sie.

Vater. Wie gut iſt Gott!

Kinder. Wie gut iſt Gott!

Vater. Was lehrt euch alſo das Vögelchen?

Kinder. Wie gut iſt Gott! Wie gut iſt Gott!

LXXIV.

Der Maulwurf.

Was macht ihr denn da, Kinderchen! ſagte Herr Freundlich. Ich glaube gar, ihr wollt einen begraben.

Ja! rief Eberhard, einen rechten Gartendieb wollen wir begraben. Der hat uns Tort genug in unſren Beeten gethan. Sehen ſie nur einmal, wie es darinnen ausſieht, als wenn einer gepflügt hätte. Endlich haben wir ihn doch gekriegt. Chriſtoph hat aufgelauert, und hat ihn mit dem Spaden ausgehoben, eben da er aufwarf. Wir mußten aber dort, ganz weit von hier, ſtehen bleiben, und mäuschenſtille ſeyn.

Sag doch aber, mein guter Chriſtoph, fragte Eberhard weiter den Gärtnerpurſchen: warum durften wir denn nicht ſo nahe hinkommen, als du? „Ja! da würden wir ihn ſchöne nicht gekriegt haben. Ich habe wohl ſchon acht Tage aufgelauert, und wenn ich ihn denn auf dem Zuge hatte, ſo kam mein Eberhardchen, oder Lottchen in den Garten. Huſch war er fort.“

Nun! warum haſt du ihn denn heute gekriegt? „Weil Sie weit genug davon waren, daß er Sie nicht riechen konnte.“ Nicht riechen konnte? ſagte Eberhard. Als wenn der Maulwurf da unter der Erde von uns etwas wüßte, oder uns riechen könnte. Ha! ha! ha! Sprich doch nicht ſo wunderlich, Chriſtoph!

„Ja! ja! Eberhardchen, das hat ſeine Richtigkeit. Er kann beſſer riechen, als wir. Drum muß ich ganz ſtille ſtehen, hinter dem Haufen, gegen den Wind, daß er den ja nicht von mir in die Naſe kriegt. Sonſt iſts gleich vorbey. Sie nennen es die Witterung. Gleich iſt er weg. Des Morgens gegen fünfe, des Mittags gegen zwölfe, und des Abends nach vieren, wirft er gemeiniglich auf. Da muß man denn gegen den Wind treten, und aufpaſſen — und, ſo wie er aufwirft, mit dem Spaden zufahren, und ihn herauswerfen.“

Da

Da hätten ſie die Luſt ſehen ſollen, Herr Freundlich! ſagte Lottchen: wie er ſich wieder in die Erde paddeln wollte. Chriſtoph nahm ihn auf. Da ſtarb er in der Hand. Er muß die Luft nicht vertragen können. Da nahm ich ihn auch. O ſein Fell iſt wie der ſchönſte Sammt: ſo weich, ach ſo weich, wie Seide. Ueber die Füße habe ich mich nicht genug wundern können. Recht, wie Menſchenhände. Da kann er denn freylich graben, wie ein Gärtner.

Obs denn wohl wahr iſt, Chriſtoph! fragte Eberhard: wie die Leute ſagen, daß die Maulwürfe blind wären und keine Augen hätten, weil ſie immer in der Erde ſteckten? Das weiß ich nicht, antwortete Chriſtoph.

Glaub das ja nicht, ſprach Freundlich. Der Maulwurf iſt nicht blind. Er kann recht gut ſehen, ſo viel er zu ſeinen Abſichten in der Erde zu ſehen hat. Aber die Augen

ſind ſo klein, und liegen ſo tief in den Haaren im Kopfe, daß man ſie ſelbſt kaum ſehen kann. Da kommt her — Ich will nur die Haare ein Bißchen aus einander machen. Da ſind ſie — dieſe kleinen ſchwarzen hellen Pünktchen.

Ey! daß dich doch, rief Eberhard — über die kleinen Aeugelchen. Wie ſie blinken! Nun ſage mir einer, daß der Maulwurf blind wäre. Aber nun wollen wir ihn auch ehrlich begraben; den kleinen Gartendieb.

Indem kam Karl zum Garten hereingeſtürzt. Was? Wo iſt er, der Dieb? Habt ihr ihn? Das iſt ſchön. O Schade! daß er ſchon todt iſt. Dich hätt' ich für dein Wühlen in meinem Beete recht quälen wollen.

Fi! ſagte Freundlich, ein ſchlechter Vorſatz. Ich weiß doch nun, Karl, wie dein

Herz

Herz iſt. Das Thier that, wie es klug war, und wühlte in deinem Beete ſo gut, wie draußen auf der Wieſe. Denn es wußte viel davon, ob da drinnen deine Blumen ſtanden. Hatte nun der arme Maulwurf wohl verdient, daß du ihn dafür gemartert hätteſt? Das will der liebe Gott nicht haben, daß wir die Kreaturen quälen ſollen. Thut ein Thier Schaden, wenn es ſeiner Nahrung nachgeht; ſo fange man es weg, und ſchlage es todt, ohne es viel zu martern. Sonſt ſeufzt die Kreatur wider den Menſchen, wie die Bibel ſagt. Das heißt: die Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, die du an einem unſchuldigen Thiere begeheſt, bleibt Gott nicht verborgen.

Ich dächte: du hätteſt dich ſeit der letzten Geſchichte, da du die jungen Sperlinge kahl rupfteſt, gebeſſert. Wie gefiel dirs, da dir zur Strafe einige Haare aus dem

Kopfe geriſſen wurden? Aber du haſt, wie ich ſehe, noch immer das grauſame Herz. Dafür ſollſt du nun auch die Luſt nicht haben, die ich den andern Kindern mit dem todten Maulwurf machen will. Fort in die Stube.

O lieber Herr Freundlich! laſſen ſie mich doch hier. Sie ſollen ſehen, daß ich kein Thier wieder quälen will. Ich dachte nur: weil mir der Dieb ſo vielen Schaden gethan hätte; ſo könnte es nicht ſchaden, wenn ich ihm wieder etwas gäbe.

Nun, ſagte Freundlich, ich werde ſehen. Jetzt aber, Kinder! wollt ihr doch den Maulwurf begraben? Nicht wahr? Aber ich will ganz andere Todtengräber aus der Luft beſtellen, die ſollen ihn noch beſſer begraben. Was meynt ihr dazu? und was gebt ihr mir, wenn ich euch dieſe Luſt mache?

LXXV.

LXXV.

Vom Begräbniß eines Maulwurfs.

Todtengräber aus der Luft? ſagte Eberhard, die den Maulwurf begraben ſollen — Die wollen ſie beſtellen? Ha! die möcht' ich ſehen! Können ſie denn Geiſter citiren?

Das brauchts nicht. Genug! auf mein Wort ſollen Todtengräber aus der Luft kommen, und den Maulwurf ordentlich begraben.

Wie wollen ſie denn das anfangen? rieſen die Kinder, und hüpften immer um ihn herum. O machen ſie doch, daß wirs bald ſehen! Chriſtoph horchte hoch auf. Die Kinder ſahen immer in die Luft.

Ja! ſprach der Hofmeiſter. Das geht ſo geſchwind nicht. Ich muß ſie erſt beſtel-

len, daß ſie dieſe Nacht kommen. Denn am Tage thuns meine Todtengräber nicht. Sie laſſen ſich ihre Künſte nicht abſehen.

Ey! da ſollte einem doch ordentlich grauen, ſagte Lottchen. Ueber Nacht ſollen ſie erſt kommen. Müſſen wir denn etwa aufbleiben?

Nein! gutes Lottchen, fürchte dich nur nicht vor dieſen Todtengräbern. Sie ſollen dir nichts thun, und um deinen Schlaf ſollſt du auch nicht kommen. Indeſſen müſſen wir doch Anſtalt zum Begräbniß machen, damit meine Todtengräber alles hübſch parat finden, wenn ſie kommen. Sonſt werden ſie verdrüßlich, und gehen wieder weg.

Nun, ſprach Karl, das ſoll mich doch ewig wundern, was das für Dinger ſeyn werden, ihre Todtengräber? Haben ſie denn auch ſchwarz an? Bringen ſie auch Schippen und Spaden mit?

Das

Das dächt ich, daß ſie ſchwarz anhaben. Schippen und Spaden haben ſie auch bey ſich, und machen ein Loch, wie unſer beſter Todtengräber kaum machen kann.

Können wir ſie denn nicht ſehen? ſagte Eberhard. Das müſſen doch ſonderbare Dinger ſeyn.

Freylich könnt ihr ſie — ſollt ihr ſie ſehen, und euch recht freuen. Aber wenn ihr nichts thun wollt, als ſchwatzen; ſo werdet ihr ſie ſchwerlich zu ſehen kriegen.

O! ſagen ſie doch nur, was wir thun ſollen? rief Karl.

Hole einmal, ſprach Freundlich, eine Hohlziegel. Hier unter dieſe lege ich den Maulwurf auf die platte Erde. Auf beyden Seiten ſetzen wir ein Paar Steine vor, daß keine Katze dazu kann, und hier wollen wir nur ein kleines Loch offen laſſen.

Das

Das müſſen ja herzlich kleine Todtengräber ſeyn, wenn ſie durch dies Loch kriechen ſollen, ſagte Lottchen.

Sie mögen klein oder groß ſeyn, hieß es; genug, ſie ſollen den Maulwurf begraben. Nun kommt, und gehe mir heute keiner wieder dabey. Ich wette: Morgen früh iſt der Maulwurf begraben. Dieſe Nacht beſtelle ich meine Todtengräber.

Wie lang währte den Kindern der Abend! Sie quälten den Hofmeiſter ſehr: er ſollte es ihnen doch ſagen. Das könnt' ich leicht; aber ich will bey der Gelegenheit eure Geduld prüfen, ob ihr wohl ſo lange warten könnt.

Da wurde nun den ganzen Abend von nichts anders als den Todtengräbern geſprochen. Der eine rieth auf dies, der andere auf das. Eberhard ſagte: es werden wohl Katzen ſeyn. Karl fiel auf die Fle-

dermäuſe. Lottchen meynte: es könnten es wohl ſelbſt andere Maulwürfe thun.

Herr Freundlich ſchwieg immer ſtille. Als ſie ſich zu Bette legten, trat er ins Fenſter, und rief in die Luft: Nun ihr Herren Todtengräber da oben in der Luft! Ich ſage euch, daß ihr herunterkommt, und dieſe Nacht den todten Maulwurf im Garten begrabt.

Da krochen die Kinder unter die Decke, kicherten brav, und wurden immer begieriger, es zu wiſſen.

Kaum war die Sonne aufgegangen, ſo waren ſie auch ſchon bey der Hand. Daß mir keiner eher herunterläuft, rief Freundlich, als bis ich mitgehe.

Als ſie alle angezogen waren, giengs in vollem Trabe nach dem Garten zu. Da wollte ein Jeder nun der erſte ſeyn. Nicht ange-

angerührt, rief Freundlich. Hier tretet zuſammen her.

Die Ziegel war noch eben ſo, wie geſtern. Nun Karl! hebe die Ziegel auf. Weg war der Maulwurf.

O! dacht ichs nicht, ſchrie Karl, den haben die Katzen geholt. Aber da unten regt ſich ja etwas in der Erde. Achtung gegeben! Hier will ich die Erde ein Bißchen aufkratzen. O ſeht, ſeht, Kinder! Da ſind meine Todtengräber.

Da kamen vier bis ſechs ſchwarzgelbe, und ganz große ſchwarze dickköpfige Käfer hervor.

Das ſind ihre Todtengräber, Herr Freundlich! rief Eberhard. Ha! ha! ha! Nun das iſt doch poßierlich. Euch Herren kenne ich recht gut. Die kleinen hab' ich ſchon in meinem Käſtchen; aber ihr ſchwarzen Großköpfe da, ſeyd mir willkommen. Nur das

wußt'

wußt' ich noch nicht, daß ſie Todtengräber hießen, weil ſie die todten Maulwürfe zu begraben pflegen.

LXXVI.

Geſpräch über das Vorige.

Freundlich.

Hab' ich nicht mein Wort gehalten? Sind die Todtengräber nicht gehorſam geweſen, und gekommen?

Lottchen. Sagen Sie mir nur in der Welt, wie ſie das machen, daß ſie die aus der Luft ſogleich beſtellt haben?

Karl. Lotte, du wirſt doch nicht glauben, daß ſie Herr Freundlich ordentlich beſtellt und gerufen hat? Verſtehſt du denn keinen Spaß?

Freund-

Freundlich. Sie ſind aber gekommen, wie ichs vorher geſagt habe. Alſo muß ich ſie doch beſtellt haben?

Eberhard. Wie können ſie doch das ſagen? Laſſen ſie einmal dieſe Nacht wieder welche kommen, und legen nichts hin. Sie werden ſchöne ausbleiben.

Freundlich. So iſt das. Der Eberhard iſt mir zu ſchlau. Der merkt den Schnupfen. Hätt' ich keinen todten Maulwurf hingelegt: ſie würden nicht gekommen ſeyn. Sie riechen das weit, und hoch in der Luft, wenn ſie des Nachts herumfliegen. Darum ſagte ich: ich wollte ſie aus der Luft beſtellen.

Eberhard. Aber wenn ſie nun etwas anders hinlegen: kämen ſie denn auch?

Freundlich. Wenns kein Aas iſt, das ſie riechen, ſo thun ſie es nicht. Es darf aber auch eine todte Maus, oder ein Vogel

ſeyn,

ſeyn, ſo ſtellen ſie ſich gewiß ein. Darum heißen ſie Aaskäfer.

Karl. Aber begraben — den Maulwurf begraben — warum mögen ſie das wohl thun? Und warum freſſen ſie ihn nicht lieber auf?

Freundlich. Das will ich euch nun erzählen. Wie ſie ihn begraben haben, könnt ihr hier noch ſehen. Hier liegt der Maulwurf mit Erde bedeckt. Da haben ſie nun alle mit vereinigten Kräften die Erde weggeſcharrt, und ein Loch gemacht, daß er akkurat hineingefallen iſt. Sagt' ich nicht, daß ſie Schippen und Spaden mitbrächten? Das ſind ihre ſtarken Füße, damit ſie ordentlich ſcharren und graben können.

Lottchen. Sie haben auch ſchwarz an, und ſehen recht aus, wie Todtengräber.

Karl. Es iſt doch aber erſtaunlich, daß dieſe Käfer einen ſo ſtarken Geruch haben.

Freundlich. Meilenweit können ſie das todte Aas riechen, und wenn es auch nur kleine Thierchen, als ein Maulwurf oder eine Maus, ſind. Sie gehen dem Geruch nach, und ſind hier durch das kleine Loch unter die Ziegel gekrochen. Deine großen Schmetterlinge, Eberhard! die Nachtſchwärmer, z. E. der Windigvogel mit dem langen Saugrüſſel, der Wolfsmilchſchwärmer, haben eben eine ſo ſtarke Witterung, und riechen es gleich des Abends, wo Jelängerjelieber blüht.

Warum aber dieſe Käfer den Maulwurf begraben, das wird uns Eberhard wohl ſagen können, der ſo fleißig Inſekten fängt.

Eberhard. Ich denke immer: ſie wollen ſich den Maulwurf aufheben, und hernach verzehren.

Freundlich. Das könnten ſie ſo gut über der Erde, als unter der Erde thun, und dürf-

dürften ihn nicht erſt begraben. Daß ſie aber graben können, dazu hat ihnen die Natur ſo ſtarke Füße mit ſo breiten Schenkeln gegeben. Laßt uns einmal den Maulwurf vorkriegen. Da ſeht ihr nichts, das angefreſſen wäre. Wären wir auch erſt morgen oder übermorgen dazu gekommen; ſo würden wir doch den Maulwurf unangefreſſen, und vielleicht noch mehr Käfer darunter gefunden haben.

Eberhard. Nun dann weiß ichs nicht.

Freundlich. Bloß darum begraben ſie ihn, damit ſie unter der Erde ihre Eyer hineinlegen können. Sobald ſie das gethan haben, kriechen ſie alle wieder vor, und fliegen davon. Wenn denn nun die kleinen Maden aus den Eyern auskommen; ſo finden ſie gleich Nahrung, freſſen hier ſo lange, bis ſie groß werden, ſich verwandeln, und wieder Käfer werden.

Das hätten wir mein Tage nicht gedacht, riefen die Kinder, und klatſchten in die Hände.

Chriſtoph hatte bisher mit offenem Maule zugehört, ſchüttelte den Kopf, nahm ſeinen Spaden, und brummte in ſich ſelbſt: was doch Herr Freundlich grauſam gelehrt iſt!

Seht ihr nun wohl, lieben Kinder! ſagte Freundlich, daß das über der Erde nicht angieng? Da würden bald Fliegen gekommen ſeyn, und ihre Eyer an den Maulwurf gelegt haben. In 24 Stunden war er verzehrt.

So weiſe hat der liebe Gott die Lebensart dieſer verächtlichen Käfer eingerichtet, und ihnen den Trieb beygelegt, daß ſie das finden können, wo ſie ihre Eyer hinlegen müſſen, und wo ihre junge Brut Nahrung hat, auch unter der Erde ganz ruhig und ſicher leben kann.

Und

Und der Gott ſollte nicht für uns Menſchen ſorgen?

LXXVII.

Von dem ſtarken Geruch der Aaskäfer.

Eberhard wollte nun ſeine Rekruten zum Regiment bringen, und ſie zu den andern in ſein Käſtchen thun. Er mußte ſie auf Nadeln anſtecken, und da hätte einer ſehen ſollen, wie ſie ſich wehrten, und wie ſie im Stande waren, ſich mit der Nadel auszuheben, wenn ſie auch noch ſo feſt angeſteckt waren, ſobald ſie nur mit einem Fuße das Bret erreichen konnten.

Das kann ich nicht anſehen, ſagte Lottchen. Die armen Thiere! Sie müſſen wohl einige Tage zappeln und ſich quälen, ehe ſie ſter-

ſterben. Es dauert mich ſelbſt agte Eberhard. Wenn ichs nur wüßte, wie ichs machen ſollte. Ich will Herr Freundlichen fragen. Dieſer ſagte: wirf ſie nur in Branntewein; ſo ſterben ſie gleich. Und dann kannſt du ſie aufſtecken, wenn du willſt.

Aber die Käfer, ſagte Lottchen, haben ja einen ganz fatalen Geruch: ſo ſüßlich, wie Bieſam, und zugleich ſo widrig, daß einem ganz übel wird.

Ey! rief Karl, das kann wohl nicht anders ſeyn. Es ſind ja Aaskäfer, die im todten Aaſe und in der Erde herumwühlen. Die können freylich ſo ſchön nicht riechen, als dein Riechgläschen. Dein Näschen iſt auch gar zu zärtlich. Sie riechen doch lange ſo arg noch nicht, als die Bettwanzen.

Wo mag doch der Geruch der Käfer wohl eigentlich herkommen? fragte Eberhard.

Es kann wohl ſeyn, ſagte Freundlich, daß die Lebensart dieſer Käfer im Aaſe und in der Erde etwas dazu beyträgt, daß ſie ſo ſtark riechen; aber ich glaube noch immer, daß die Urſache davon in ihnen ſelbſt ſtecke, und ſie aus ihrem Körper dieſe ſtarken Ausdünſtungen von ſich geben.

Hört einmal zu: ich will euch von dem ſtarken Geruch dieſer Käfer etwas ganz Sonderbares erzählen. Ich war einmal bey einem berühmten Naturforſcher, der hatte ein koſtbares Inſektenkabinet. Das hätteſt du ſehen ſollen, Eberhard! er hatte über zwanzig Jahre drauf geſammlet. Da wies er mir ein Schächtelchen, worinn ein ſolcher gelb- und ſchwarzgeſtreifter Aaskäfer lag, wie ihr heute gefangen habt.

Dieſen Käfer, ſagte der Mann, hab ich vor zwanzig Jahren gewogen, ehe ich ihn

in die Schachtel that. Hier iſt der Zettel, wie viel er an Gewichte hatte.

Daß er noch riecht, und die Schachtel auch, können ſie ſelbſt empfinden, und zwar ſehr ſtark.

Aber nun denken ſie einmal, in den zwanzig Jahren hat er unaufhörlich, Tag und Nacht, jeden Augenblick, ob er gleich todt iſt, die Theilchen von ſich gegeben, die wir riechen, oder durch die Naſe empfinden. Wie viele ſolcher Geruchstheilchen müſſen in den zwanzig Jahren von ihm ausgegangen ſeyn!

Aber nun kömmt erſt das rechte Wunderbare. Der Käfer hat in den zwanzig Jahren nichts, gar nichts von ſeinem Gewicht verloren. Er wiegt noch eben ſo ſchwer, als damals, da ich ihn in die Schachtel that. Iſt das nicht erſtaunlich? Wie klein müſſen die Theilchen ſeyn, die er ſo lange

von

von ſich gegeben hat, und die er noch von ſich giebt! Die kann man auch durch kein Vergrößerungsglas zu ſehen kriegen. Und doch ſind ſie körperlich, weil wir ſie durch die Naſe empfinden. Können Sie das begreifen?

Eberhard, was ſagſt du dazu? Mit einem Stückchen Ambra, ſo groß, als eine Linſe, kann mans auch probiren. Das riecht nach vielen Jahren noch eben ſo ſtark, und verliert doch nichts am Gewicht.

O! nun bin ich den Käfern noch einmal ſo gut, ſagte Eberhard. Gleich will ichs in mein Buch einſchreiben. Und heute Abend werd' ich dem Papa recht viel Artiges erzählen können.

LXXVIII.

Vom Aberglauben, daß einer ſterben muß, wenn ihrer dreyzehn zu Tiſche ſind.

Heute kam Herr Paſtor Vernunft zu uns, und ſagte: Wie glücklich ſind Sie doch mit ihrer Familie, daß Sie daraus allen Aberglauben verbannen! Wie ſo? ſagte der Vater, wie kommen ſie denn darauf? O erzählen ſie doch, bat die Mutter. Da wird gewiß wieder etwas vorgefallen ſeyn, wobey die geſunde Vernunft nach Lappland verreiſt iſt.

Ja freylich, erwiederte der Geiſtliche, war ſie das. Geſtern hab' ich in einer Geſellſchaft Dinge erlebt, wobey ich mich immer fragen mußte: Träumſt du auch nicht? Iſt's auch wahr, was du ſieheſt und höreſt?

Dinge, bey denen ich kaum wußte, ob ich mehr lachen oder weinen ſollte — und ob ich noch unter vernünftigen Menſchen war.

O! machen ſie doch, riefen die Kinder. Wir ſind ſehr begierig, die Wundergeſchichte zu hören.

Als wir uns eben zu Tiſche ſetzen wollten, fieng der Geiſtliche an, ſo wußte ich gar nicht, was das zu bedeuten hatte, daß einige Perſonen ſo ängſtlich thaten. Man flüſterte unter einander. Einige giengen zur Wirthinn, und redeten, dem Scheine nach, ſehr bedenklich mit ihr. Das Eſſen war aufgetragen, und Niemand wollte ſich ſetzen. Ich ſtand ganz allein am Fenſter, und ſah der Komödie zu. Endlich wurde mir ſelbſt bange. Die Wirthinn lief ängſtlich heraus, kam wieder — flüſterte einigen ins Ohr — gieng wieder weg, und ſo unruhig waren die Gäſte auch.

Aha!

Aha! ich merke ſchon etwas, ſagte die Mutter. Ganz gewiß ſind ihrer dreyzehn da beyſammen geweſen, die ſich nicht haben ſetzen wollen. Dergleichen luſtigen Auftritt hab' ich auch einmal erfahren.

Warum haben ſich denn darum die Leutchen nicht ſetzen wollen, weil es ihrer dreyzehn waren? fragte Karoline. Meinetwegen möchtens vierzehn, oder zwanzig geweſen ſeyn.

Ja! mein Kind, antwortete die Mutter. Das weißt du auch noch nicht, wie gefährlich das iſt. Dann muß einer aus der Geſellſchaft in dem Jahre ſterben.

Was? rief Gottlieb, ſterben — weils dreyzehn geweſen ſind? Toller hätte ich doch mein Tage noch nichts gehört. Hoho! dreyzehn — darum muß einer ſterben?

Freylich kömmt euch das ſonderbar vor, verſetzte die Mutter, weil ihr von keinem

Aber-

Aberglauben wiſst. Da könnt ihr ſehen, durch was für ungereimte Dinge der Aberglaube die Menſchen quält. Laſst aber Herr Vernunften weiter erzählen. Es divertirt mich.

Ganz richtig, Madam! war es das, fuhr der Geiſtliche fort. Da ich wirklich beſorgte, es möchte ein Unglück vorgefallen ſeyn, ſo fragte ich: was denn vor wäre? Es hätte nichts zu bedeuten, hieß es: man wartete nur noch auf eine Perſon. Doch dieſe Perſon wollte nicht erſcheinen. Die Wirthinn trat mit ängſtlichem Geſicht ins Zimmer, und erklärte der ganzen Geſellſchaft: ſie könne diesmal keinen Rath ſchaffen. Sie wolle aber gern vom Tiſche bleiben.

Warum denn das? fragte ich die arme Frau, die gar zu peinlich that. Sie zog mich bey Seite, und ſagte: Mein Gott! ich habe daran nicht gedacht, daß unſere Geſell-

ſchaft

ſchaft heute juſt aus dreyzehn Perſonen be-ſteht. Was iſt denn daran gelegen? fragte ich. „Ach! es muß ja denn einer davon in dieſem Jahre ſterben, wenn wir uns in dieſer Zahl zu Tiſche ſetzen.“

Dies ſagte ſie ganz ſachte, und ſetzte hin-zu: Laſſen Sie ſich aber nichts merken. Man wills nicht gerne geſagt haben, weil Sie ein Geiſtlicher ſind.

Nun konnte ich mich nicht länger halten. Ich ſchlug ein lautes Gelächter auf. Man ſchloß daraus, daß das Geheimniß verra-then ſey.

Lachen Sie nur nicht ſo ſehr, rief die bleiche Simplizia. Sie wiſſen es wohl, daß die Herren Geiſtlichen dergleichen nicht ſta-tuiren. Sie glauben es ſowohl als wir; allein ſie dürfen es Amts halber nur nicht ſagen. Genug es iſt wahr, daß dreyzehn zu Tiſche, allemal bedenklich ſey.

Ja

Ja wohl iſt es das, fiel ein dicker Kaufmann ein, der vorher wie ein Türke gegen die Ruſſen gefochten hatte, und vielleicht erſt noch in dieſem Jahre eine gute Portion Auſtern genießen wollte, ehe er Luſt hatte, dem Knochenmanne, der nichts mehr eſſen kann, zu folgen: man hat Exempel genug, daß von dreyzehn zu Tiſche, einer das Jahr geſtorben ſey.

LXXIX.
Fortſetzung des achtundſiebzigſten Stücks.

Aber lachten Sie ſich denn nicht halbkrank? fragte die Mutter. Lachen, Madam? Nein, wirklich lachen konnt' ich nicht mehr, erwiederte der Geiſtliche. Mein Lachen verwandelte ſich vielmehr in Betrüb-

niß und Mitleiden. Ich beklagte die armen Leute in meinem Herzen, daß ſie ſich von dem allerdümmſten Aberglauben, der nur ſeyn konnte, ſo entſetzlich quälen ließen, und, um ihn zu entſchuldigen, ſagen konnten: wir Geiſtlichen müßten die Vorurtheile und den Aberglauben nur Amts halber beſtreiten; im Grunde aber glaubten wir eben daſſelbe. So einfältig dies Vorgeben war; ſo gereicht es doch unſerm Amte zur Ehre, daß es ein Amt ſey, die Menſchen vernünftig und fromm zu machen.

Sie haben wohl recht, beſter Mann! antwortete die Mutter; aber wie kam es denn weiter mit der ſaubern Geſellſchaft?

Mit Gründen der Vernunft den ungereimten Aberglauben dieſer Leute zu beſtreiten, fuhr der Geiſtliche fort, war Thorheit. Denn der Aberglaube hört nach keinen Gründen. Er iſt ſein eigener Herr, und

dabey bleibts. Ich antwortete damals nicht weiter, als daß ich mich wunderte, warum man jetzt eben Bedenken trüge, ſich mit dreyzehn zu Tiſche zu ſetzen, da doch vorher eben ſo viel in der Stube beyſammen geweſen wären.

Ja! hieß es: das iſt wohl wahr, aber ſie haben doch nicht an einem Tiſche beyſammen geſeſſen, und, worauf es hauptſächlich ankömmt: ſie haben nicht zuſammen gegeſſen.

Sagen Sie mir doch aber, um des Himmels willen, fuhr ich fort: warum das Zuſammenſitzen, und das Zuſammeneſſen von dreyzehn, dem Tode ein Recht gebe, ganz gewiß einen davon zu holen?

Da fragen Sie uns zu viel, hieß es. Wer kann von allen Dingen Red' und Antwort geben? Genug, es iſt wahr. Sonſt würden wirs nicht glauben.

Nun hatt' ich genug. Es half alles nichts. Man wollte ſich nicht zum Sitzen bequemen. Ich erbot mich, alle Gefahr des Todes auf mich und meine Perſon allein zu nehmen. Das nannte man Vorwitz. Nun ſagte ich, ſo will ich weggehen, damit es zwölfe bleiben. Die Hausfrau wollte vom Tiſche bleiben. Alles vergeblich. Und es würde nichts aus der Mahlzeit geworden ſeyn, wenn nicht zum Glück der kleine Superſtitioſus abgerufen worden wäre. Nun ſetzte man ſich getroſt nieder. Aber eine elendere Geſellſchaft hab' ich kaum geſehen. Es wurde faſt kein Wort geſprochen. Und ich war vielleicht der einzige, der die Urſache davon errieth. Man ſchämte ſich des Aberglaubens, ohne ihn ablegen zu wollen.

Nein, iſt es in der Welt möglich, ſo dummes Zeug zu glauben? ſagte die Mutter. Wie quälen ſich doch die armen Leute!

O!

O! man hat mehr Arten ſolches unvernünftigen Aberglaubens, antwortete der Geiſtliche. Mir iſt ein Exempel bekannt, daß Leute ihr Geſinde beſtraft haben, wenn Hobelſpäne vom Tiſchler zum Feueranmachen geholt waren. Sie mußten ſogleich wieder aus dem Hauſe geſchafft werden, aus Furcht, ſie möchten von Sargbretern genommen, und alſo der Tod mit ins Haus geſchlichen ſeyn.

Wohl in den Hobelſpänen, Herr Vernunft? ſagte Gottlieb. Ha! ha! ha! Den Tod möcht' ich doch ſehen, der in den Hobelſpänen ſäße!

Je unvernünftiger, lieber Gottlieb! ſagte der Geiſtliche, deſto beſſer für den Aberglauben.

Gottlieb. Aber ſagen ſie mir doch, wie können ſich denn die Leute vor einer Zahl fürchten? Was hat denn die Zahl 13 mit

dem Tode zu thun? Ich dächte: der liebe Gott wüßte es allein, und hätte es beſchloſſen, wenn wir ſterben ſollen.

Geiſtliche. Ja! ſo denken vernünftige Leute und Chriſten, die das Wort verſtehen: Meine Zeit ſtehet in deinen Händen; aber der Aberglaube fürchtet ſich nicht vor Gott; nicht vor Unmäßigkeit in Eſſen und Trinken; nicht vor andern Dingen, die uns den Tod zuziehen könnten; ſondern vor der Zahl 13.

Gottlieb. Nun das verſtehe ich nicht. Was muß doch dazu wohl Gelegenheit gegeben haben?

Geiſtliche. Ich habe darüber viel nachgedacht, nachgefragt und nachgeleſen; aber nichts Gewiſſes erfahren können. Alt iſt dieſer Aberglaube, und leider noch ſehr allgemein: ſelbſt bey Leuten, von denen mans kaum glauben ſollte. So viel ich habe aufſpüren

ſpüren können; ſo kömmt der Aberglaube von der Zahl 13 her, da Chriſtus mit ſeinen 12 Jüngern zu Tiſche ſaß, und einer davon, der Judas, ein unglückliches Ende nahm.

Gottlieb. Ja! das war ſehr natürlich, daß der ſo ſtarb. Das war ein Böſewicht. Aber was hat denn die Zahl 13 damit zu thun?

Geiſtliche. Daß weiß ich eben ſo wenig. Es kann ſeyn, daß einmal von dreyzehn einer geſtorben iſt. Da haben denn die einfältigen Leute gleich ſo etwas daraus gemacht.

Gottlieb. Von zwölfen kann ja eben ſo wohl einer ſterben; iſt denn die Zahl Schuld daran?

Geiſtliche. Wenn die Leute ſo vernünftig erzogen wären, als du, ſo würden ſie auch vernünftiger denken. Es iſt alſo für

die Vernunft eine wahre Ehre, daß jetzt viele Kinder weit vernünftiger ſind, als die Alten.

Gottlieb. Ich möchte nur gar zu gerne wiſſen, wie die Leute juſt auf 13 gekommen ſind?

Geiſtliche. Wer kann dir das ſagen, lieber Gottlieb? Worauf kömmt nicht der Aberglaube? Bey ihm ſteht der Stock im Winkel, darum muß es regnen. Ihm iſt es genug, daß es Vater und Großvater geſagt haben. Ihm iſt es genug, daß einmal von 13 einer geſtorben iſt. Nun muß es allemal ſo ſeyn.

Gottlieb. So iſt auch der Aberglaube gar nicht zu bekehren.

Geiſtliche. Schwerlich, ſchwerlich. Ich ſtelle mir die Sache ohngefähr ſo vor. Die Zahl 13 iſt eine ungerade Zahl, und die wird, wie die beyden 7 in der Zahl 77,

von den Abergläubiſchen für eine unglück-liche Zahl gehalten. Wenn alſo 13 zu Ti-ſche ſitzen, ſo muß einer davon ſterben.

Gottlieb. Aber, du lieber Gott! muß — muß — wie folgt denn das?

Geiſtliche. Bey uns freylich nicht. Aber bey dem Aberglauben folgt das. Ich ſagte zuletzt beym Weggehen nur noch dieſes zu den Leuten: ſie möchten mir doch zeigen, wie und wodurch denn der Tod eines Men-ſchen an die Zahl 13 gebunden ſey, oder in wiefern die Zahl 13 am Tode eines Men-ſchen Schuld ſeyn könne? Ja! hieß es: es wäre doch der und der geſtorben, der auch mit 13 zu Tiſche geſeſſen hätte. Gut! ſo möchten ſie mir doch ſagen, daß der und der unter keinerley andern Umſtänden hätte ſter-ben können, ſondern nothwendig deswegen habe ſterben müſſen, weil er mit 13 zu Ti-ſche geſeſſen hätte.

Gottlieb. Was ſagten ſie denn da?

Geiſtliche. Nichts, als ich würde es ſchon einmal erfahren.

Gottlieb. Nun ſo hab' ich mich doch über keinen Aberglauben ſo ſehr geärgert, als über dieſen. Er iſt gar zu dumm. Das kann ein Kind begreifen.

LXXX.

Ein Traum von fünf Hexen *).

Im Traum zog ich in Niederland,
Die Wege waren mir unbekannt,

Durch

*) Aus Hans Sachſens Gedichten für Kinder etwas verſtändlicher. Gebt einmal Achtung, lieben Kinder! wie dieſer vernünftige Mann in den finſterſten Zeiten ſchon über den Aberglauben ſpöttet! Erſt ſtellet er alles ſo vor,

Durch einen dicken wilden Wald.
Zu einer Wegſcheid kam ich bald.
Erſt wußt' ich nicht, wo ein, noch aus,
War alles ſo wunderlich und kraus.
Da ſah ich nun in meinem Traum
Fünf Weiber unter einem Baum:
Alt, runzlicht, wild und ungeheuer —
Die redten ſeltſam Abentheuer.

Die erſte Hexe.

Hört, ihr Geſpielen! hört einmal,
Was ich kann machen überall.

vor, wie ſichs die einfältigen Leute, die damals nichts als Hexen, Zauberer und Teufel im Kopfe hatten, vorzuſtellen pflegten; und hernach zeigt er das Lächerliche des Aberglaubens. Er war eines Schneiders Sohn zu Nürnberg, und 1494 geboren, und wurde 1516 ein Schuhmacher: reiſte viel, lernte Menſchen kennen — ſchrieb über 6000 Gedichte, und ſeine Werke hat man noch in fünf Folianten.

Wir haben einander hieher beſtellt,
Daß unſere Kunſt ſich hier geſellt,
Wer unter uns zu dieſer Friſt
In ſeiner Kunſt der Meiſter iſt.
So wißt, daß ich mit meiner Kunſt
Bezwingen kann der Könige Gunſt.
Mit Zauberliſt ich ihnen thu,
Daß ſie ohn mich haben keine Ruh,
Und thun müſſen, was ich haben will,
Solls ſeyn in ihrem Reiche ſtill.

Die andere Hexe.

Die andere ſprach: Du kannſt nicht viel.
Mein Kunſt ich auch erzählen will.
Ich kann was unter die Schwelle graben,
Daß einer Tollheit gleich muß haben.
Die Tollheit kann ich ſegn'n und heilen,
Und melken Milch aus Thürenſäulen;
Die Nattern bannen; Würmer hexen,

Frö-

Fröſche, Kröten, und Eidexen.
Und wo beſchriene Kinder liegen*),
Rühr ich nur mit ein'm Finger die Wiegen.
Mach alles im Augenblick geſund.
Mein Kunſt im ganzen Land iſt kund.

Die dritte Hexe.

Die dritte ſprach: Mich ſollt ihr hören:
Den Teufel kann ich gar beſchwören
Mit meiner Kunſt in einen Kreis:

Daß

*) Beſchrieene oder berufene Kinder ſind nach der Sprache derer, die Hexereyen glauben, ſolche, die behext ſind, oder denen die Hexen etwas angethan haben, daß ſie zwar entſetzlich eſſen, aber nicht gedeyen, ſondern immer klein bleiben, grauſames Reiſſen im Leibe haben, und nicht wachſen können. Die armen Hexen! die armen Kinder! Beyde ſind unſchuldig. Aber andere haben Schuld. Die Kinder ſind verfüttert, und haben Würmer und Krämpfe.

Daß er verborgne Schätze weiſ'.
Die kann ich graben, wenn ich will.
In der Kryſtall, und in der Brill'
Kann ich auch ſehen viel Geſicht,
Was über Meilenweit geſchicht;
Den Leuten alles wieder ſagen,
Was Diebe habn davon getragen.

Die vierte Hexe.

Die vierte ſprach: Sehr ſchlecht gelehrt.
Mir iſt allein die Kunſt beſcheert.
Durchn Teufel ich nun alles kann:
Ich, ſeine Frau, und er, mein Mann.
Derſelbe hilft mir Wetter machen,
Daß die Kornjuden wacker lachen,
Wenns Korn ich in die Erde ſchlage,
Mit Hagel, Sturm; die Leute plage
Mit Donner, Blitz — und die Geſpenſter
Schick ich ſogleich durch alle Fenſter.
So mach ich auch das wüthende Heer,

Daß

Daß die Leute ſich ſegnen Kreuz und
Queer *).

Die fünfte Hexe.

Die fünfte ſprach: Weit über alle
Geht meine Kunſt. In jedem Falle
Verwandl' ich mich in eine Katz,
Auch, wenn ihr wollt, in eine Ratz.
Kann reuten ſchnell auf einem Bock;
Fahr über Feld, und Stein und Stock,
Wo ich hin will, durch Berg und Thäler,
In Küchen, Schornſtein, Kammer und
Keller,
Und hol die beſten Sachen und Wein,
Wurſt, Hühner, Gänſe, groß und klein.
Damit erfreu ich meine Gäſt.
Mein Kunſt iſt doch die allerbeſt.

Beſchluß.

*) Ein Kreuz, auch wohl drey Kreuze vor ſich machen, um dadurch die Hexen abzuhalten.

Beſchluß.

Indem ein Vogel auf dem Baum
Laut ſchrie, erwacht ich aus dem Traum.
Da ward es heller lichter Tag,
Als ich noch in dem Bette lag.
Da dacht ich denn ſo allerley:
Es wär ein Traum und Fantaſey:
Ja nichts als lauter Lug und Trug
Mit dieſer Weiber Flug und Zug.

Der Teufel läßt ein Weib ſich zwingen?
Und muß ihm, was er will, nur bringen?
Auch wo ein Schatz ſich finden ſoll?
Den gräbt man ohne Teufel wohl.
So iſt auch das Kryſtallgeſicht
Des Teufels falſches Lügengedicht.

Ihr Wahrſagen, wo iſt das wohl her?
Trifft bloß nur ein von ohngefähr.
Das Wettermachn ſie auch bethört,
Gott hats den Teufel nie gelehrt.
Beym Bockfahren ſie zu Hauſe bleiben,

Weil ſie durch Einbildung ſich betäuben.
Sie liegen bloß in einem Traum:
Meynen, ſie fahren im großen Raum,
Oder könnten, wenn ſie wolln handeln,
In Katz und Ratzen ſich verwandeln.
Iſt alles heydniſch, und ein Spott
Bey denen, die nicht glaubn an Gott.
So du im Glauben Gott erkennſt;
So kann dir ſchaden kein Geſpenſt.

LXXXI.

Sankt Peter mit der Geis *).

Als Chriſtus noch auf Erden gieng, wanderte er einmal mit Petrus aus einem Dorfe.

*) Mit der Ziege. Aus Hans Sachſens Gedichten, in Proſe gebracht. Bey dieſer Fabel, lieben Kinder! müßt ihr euch an die Erdich-

Dorfe. Da ſie nun an einen Scheideweg kamen, ſprach Petrus:

„Lieber Meiſter! ich kann mich über deine Güte nicht genug wundern. Du biſt ſo allmächtig — kannſt alles, was du willſt — und läßt es doch gehen in der Welt, wie es will. Frevel und Gewalt geht vor Recht. Der Gottloſe unterdrückt mit Schalkheit und Liſt den Frommen, daß er kein Recht kriegen kann. Die Lehrer verfolgen ſich unter einander, wie die Fiſche im Meer, daß einer den andern nur verſchlinge. Und ſo gehts in allen Ständen, bey Hohen und Niedrigen.“

„Sage

Erdichtung von Chriſto und Petro nicht ſtoßen. Denn damals machte man auch aus der bibliſchen Geſchichte Fabeln. Das Aeußerliche der Fabel iſt Erdichtung; aber die darunter verborgene Lehre iſt ganz vortrefflich, und die Art, wie der Menſch Gottes Regierung tadelt, ſehr gut geſagt.

„Sage doch, in aller Welt, wie kannſt du dazu ſo ſtille ſchweigen? Du könnteſt ja leicht dem Unweſen ſteuren. So aber thuſt du, als gieng es dich nicht an, und bekümmerſt dich nicht drum. Ich ſollte nur einmal ein Jahr Herr Gott ſeyn, und ſolche Gewalt haben. Ich wollte anders drein ſchlagen, und ein viel beſſer Regiment halten. Ich wollte dem Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand bald ein Ende machen, und ein weit ruhiger Leben einführen.“

So meynſt du das? ſprach der Herr. Du wollteſt alſo beſſer regieren — die Dinge auf Erden durch die Gewalt beſſer machen — die Gottloſen vertilgen — die Frommen beſchützen — Nicht wahr? So meynſt du doch, lieber Peter?

„Ja! ja! ſo meyn' ich. Beſſer müßt' es in der Welt ſtehen — eine andere Ordnung ſeyn, und nicht alles ſo bunt und kraus

durch einander laufen, daß man nicht mehr weiß, wer Herr oder Knecht, wer Koch oder Kellner iſt, ob Gott, oder der Menſch die Welt regiere.“

Nun gut, lieber Peter! ſprach der Herr: ſollſt einmal meine ganze Herrſchaft verwalten. Von heut an, ſollſt du Herr Gott ſeyn. Schaffe und gebeut, wie du willſt. Sey hart, ſtrenge, gütig und mild. Gieb Fluch oder Segen. Gieb Wind und Wetter, Regen und Sonnenſchein. Du magſt ſtrafen und belohnen; ſchützen oder ſtürzen — In Summa: mein ganz Regiment geb' ich heut in deine Hände. Da haſt du meinen Stab — Regiere.

Da war Petrus recht wohlgemuth, und wollte nun gleich mit Blitz und Donner drein ſchlagen.

Gemach! gemach! lieber Peter, ſprach der Herr: nicht ſo hitzig — Mußt erſt eine Probe machen, wies geht.

Indem

Indem kam daher über den Weg ein armes Mütterchen, und trieb ihr Zickelchen vor ſich her nach der Weide. Als es an den Scheideweg kam, ſprach das Mütterchen:

„Geh nun hin in Gottes Namen. Der liebe Gott behüte dich, und beſchütze dich heut den ganzen Tag, daß dir kein Uebel widerfahre von Wölfen und Ungewitter. Denn ich kann nicht mit dir gehn — muß arbeiten um Tagelohn — habe ſonſt nichts zu eſſen daheime mit meinen kleinen Kinderchen. Nun gehe hin, gutes Thierchen! wo du Weide findeſt. Gott behüte dich mit ſeiner Hand.“

Hierauf kehrte die Frau um, und gieng ihrer Straße.

Haſt gehört, Peter! fragte der Herr, den Wunſch und das Gebet dieſer Armen? Du mußt dich nun ihrer annehmen. Weil du

heut dieſen Tag Herr Gott biſt, ſo ſteht es dir auch billig zu, die Ziege zu behüten, daß ſie dieſen Abend ohne Schaden zurückkomme, und den armen Leuten Milch bringe. Geh nun hin und mache deine Sache gut.

Peter mit der Ziege fort, und trieb ſie immer vor ſich her. Dies war ein jung, munter Thier, blieb gar nicht auf dem Wege — lief hin und her, Berg auf, Berg nieder — durch alle Sträucher und Gebüſche, daß der arme Peter immer mit mußte, und ganz aus dem Athem war. Das gieng ſo den ganzen Tag in der Hitze fort, bis an den Abend, daß er endlich, kraftlos und elend, mit vieler Noth und Mühe, die Ziege heimbrachte.

Da ſah der Herr Petrum an, und ſprach: Nun wie ſtehts? Willſt du noch länger mein Regiment haben?

„Ach

„Ach lieber Herr! ſagte Peter: nimm ja wieder hin deinen Stab — ich begehre dein Amt nicht långer auszurichten. Ich merke, daß meine Weisheit kaum taugt, eine Ziege zu regieren, geſchweige den Lauf der ganzen Welt. Vergieb mir meine Thorheit. Ich will fort, weil ich lebe, nicht wieder in deine Regierung einreden.“

Da ſprach der Herr: Siehſt du wohl, lieber Peter! daß das ein ganz ander Ding iſt, die Welt zu regieren, als du meynſt? Laß du nur das allmåchtige Regiment in meinen Hånden. Mit Gewalt allein iſts nicht ausgemacht; ſondern es gehört Verſtand dazu.

Dieſe Fabel ſoll euch lehren, lieben Kinder! wie thöricht der Menſch handelt, wenn er die Regierung Gottes tadelt, und denkt: er könne es beſſer machen.

LXXXII.

Der Fleißige muß oft in der Welt dem Faulen durchhelfen.

Sey doch nicht ſo erſchrecklich faul, ſagte der Vater zu Moritzen. Was will doch noch aus dir werden?

Moritz war ein fauler Knabe. Er that den ganzen Tag nichts Ordentliches. Alle ſeine Lektionen machte er mit Verdruß, und ſchlief öfters gar drüber ein.

Darüber hatte er nun vielen Unwillen, und wurde wegen ſeiner Faulheit ſehr verachtet. Er würde noch weit mehr Verdruß gehabt haben, wenn ſich nicht ſein fleißiger Bruder, Karl, und ſeine treue Schweſter, Charlotte, öfter über ihn erbarmt, und ihm durchgeholfen hätten.

Dieſer ſaß oft bis in die Nacht, und

machte ihm ſeine Lektion, wenn Moritz lange lag und ſchnarchte. Und die Schweſter kramte ihm ſeine Wäſche, Kleider und Bücher weg, die er aus Faulheit immer liegen ließ.

Wie giengs aber, da Moritz größer wurde, und unter andere Leute kam? Da vermißte er den treuen Beyſtand ſeines fleißigen Bruders und ſeiner ordentlichen Schweſter ſehr. Da war Niemand, der ſich ſeiner annahm, und es gieng ihm kläglich. Er hätte beynahe noch betteln müſſen.

Denn wenn gleich oft der Fleiß manchmal dem Faulen in der Welt durchhilft, ſo verlaſſe ſich doch der Faule ja nicht darauf. Der fleißige Freund kann von ihm wegkommen, oder ſterben, der ſeine Hand, ſein Fuß, ſein Broderwerber, ſein Verſorger geweſen war. Und dann gehts ihm kläg-

lich, weil er ſelbſt ſeine Hände zu gebrauchen und zu arbeiten nicht gelernt hat.

Ich will euch davon wieder eine artige Fabel aus dem alten Hans Sachſe erzählen, der euch ſo wohlgefällt *).

Als Chriſtus mit Petro einmal an einen Scheideweg kam, und den Weg nach Jericho nicht finden konnte, lag ein fauler Kerl unter einem Birnbaum. Den fragten ſie, wo der Weg hingienge. Der Kerl hatte vor Faulheit nicht die Luſt zu antworten, hob ein Bein in die Höhe, und wies damit nach einem kleinen Häuschen hin, das mitten im Felde ſtand.

Darauf

*) Wieder in Proſe gebracht. Es gilt hierbey eben die Erinnerung, als bey der vorigen, daß ſich Kinder an einigen Ausdrücken von Chriſto, und der Vorſtellung: daß er ſich mit Petro vom Wege verirrt habe, nicht ſtoßen wollen. Denn das iſt Fabel.

Darauf ſtreckte er ſich wieder aus, deckte den Huth übers Geſicht, und fieng an zu ſchnarchen.

Sie giengen fort, und wurden wieder irre. Da kamen ſie vor einem Dorfe auf einen Acker, wo ein wackeres flinkes Bauermädchen ſo fleißig arbeitete, daß ihr der Schweiß immer übers Geſicht floß.

Der Herr redete es freundlich an: wo doch der Weg nach Jericho hingienge?

Sie, nicht lange faul, legte die Sichel hin, lief mit ihnen ein Paar Feldweges fort, und brachte ſie wieder auf den rechten Weg — kehrte dann gleich wieder um, und da giengs von neuem friſch über das Korn her.

O! ſagte Petrus, das iſt ein gutes, fleiſſiges Mädchen. Dem könnteſt du auch

 wohl,

wohl, lieber Herr! einen hübſchen und endelichen *) Mann beſcheeren.

Da antwortete der Herr: Was meynſt du, lieber Peter! den faulen Kerl da, unter dem Baume, der uns keiner Antwort würdigte: den wird dies fleißige gute Mädchen zum Manne bekommen. Ja! ja! ſo iſts im Rathe des Höchſten beſchloſſen.

O! das wolle doch Gott nicht, rief Petrus ganz erſchrocken. Das wäre doch Jammerſchade um das hübſche Mädchen. Ich bitte dich, beſcheer ihr einen beſſern Mann. Das hat ſie wohl an uns verdient.

Was ſprichſt du doch immer? ſagte der Herr. Immer willſt du klüger ſeyn, als Gott in ſeinem Rath. Du verſtehſt das nicht, warum dieſe Heyrath geſchehen muß.

Das

*) Fleißigen. Wie in dem Evangelio: Maria gieng über das Gebirge endelich; das heißt: hurtig, geſchwind.

Das fleißige Mädchen muß dem faulen Kerl durchhelfen, und ihn durch ihr gutes Exempel vom Böſen abhalten; ſonſt würde er ſtehlen, und an den Galgen kommen.

LXXXIII.

Von der Lebensart der Miſtkäfer.

Ich dächte, ſagte Herr Freundlich zu ſeinen Kindern, wir giengen dieſen Abend ein Bißchen ſpazieren. Vielleicht finden wir da etwas für dich, mein Eberhard: Miſtkäfer, davon du noch keinen in deinem Käſtchen haſt. Eine ganz eigene Art von Käfern, die in den häßlichſten Sachen mit Luſt und Freude leben. So ſchmutzig die Lebensart dieſer Thierchen iſt; ſo viel Artiges, und gewiß recht ſehr Merkwürdiges kann man dabey entdecken. Und das zu wiſſen, iſt zehnmal

mal beſſer, als ganze Kaſten davon zu ſammlen.

O! herzlich gern, riefen die Kinder. Wir wollen alle mit. Sie kamen zu Tiſche, und erzählten dem Vater alles, was ſie von den Todtengräbern des Maulwurfs gelernt hatten. Was einer nicht wußte, wußte der andere. Lottchen aber hatte das vom Geruch der Käfer am beſten behalten.

Kinder! ſagte der Vater, ihr ſprecht mir da ſo viel Artiges und Neues vor, das ich ſelbſt noch nicht gewußt habe. Das freut mich herzlich. Je mehr ihr ſolche artige Umſtände lernt; deſto mehr erkennet ihr auch Gottes Weisheit und Vorſehung. Sein Regiment erſtreckt ſich auch bis auf alle dieſe kleinen Geſchöpfe. Das wird euch auf eure ganze Lebenszeit wohlthun. Nun ſo will ich auch nach Tiſche ſelbſt mitgehen. Euer lieber

der Herr Freundlich wird euch ſchon hinführen, wo wir etwas Artiges finden.

Da giengs denn munter zum Thore hinaus. Die Kinder ſprangen vorweg, und riefen: Wohin, Herr Freundlich? Dahin, rechts, nach dem Anger zu, wo die Kühe herkommen.

Auf dem Anger lagen viele Kuhfladen: friſche und trockene. Hier her, ſagte Freundlich, wo die trocknen liegen. Da, Karl! heb einmal einen mit dem Stocke auf. O! was war da drunter für ein Gewimmel von Käfern durch einander! Schwarze, rothe, bunte, ſprenklichte. Das war eine Freude für Eberharden. Lottchen aber ekelte, und hielt die Naſe zu.

Wunderliches Mädchen! rief Eberhard. Wer wollte denn ſo ekel ſeyn? Das riecht ja eben nicht ſchlimm. In Frankreich, hab' ich geleſen, bringen ſie die Schwindſüchtigen in

die

die Kuhſtälle. Er that ſein Schächtelchen voll.

Lottchen gieng fort, und ſie ſahen, daß es immer mit dem Schnupftuche um ſich herumſchlug, und mit den Händen wehrte. Kommt mir zu Hülfe, rief es. Da ſummet ein großer ſchwarzer Käfer um mich herum. Den kann ich nicht los werden.

O! über die furchtſame Seele, lachte Eberhard. Der wird dich nicht verſchlingen. Laß doch ſehen, was es iſt.

Da wars ein ſchwarzer Pferdewurm oder Roßkäfer, wie er genennt wird.

Ach ſehen ſie, rief Eberhard, wie er ſo blau iſt, wie Stahl. Wo will er doch hin?

Gebt Achtung, ſagte Freundlich, er wird ſich bald niederlaſſen. Seht ihr nicht, was da liegt? Da hat ein Pferd was fallen laſſen. Nun flog er nieder, und kroch gleich unter den Pferdemiſt.

O über

O über die häßlichen Thiere, ſpuckte Lottchen aus, die in ſolchen abſcheulichen Dingen leben können!

Das meynſt du wohl ſo, antwortete der Vater; aber laß nur erſt Herr Freundlichen drüber kommen. Der wird dir ganz etwas anders ſagen.

Ja! ſagte der, das kömmt uns freylich wunderlich vor: im Miſte leben, vom Miſte leben; aber bey dieſen Käfern iſts Natur und Lebensart. Ohne Miſt würden ſie gar nicht leben und fortkommen können.

Iſt es nicht artig, daß dieſer Käfer nicht unter die Kuhfladen, ſondern hier unter den Pferdemiſt kroch? Den weiß er genau zu unterſcheiden, wie eure Todtengräber den Maulwurf. Davon heißt er auch der Roß-käfer und Pferdewurm, weil er am liebſten im Pferdemiſte wohnt. Er kömmt nur des Abends geflogen, wenn alles ruhig iſt. Und

auf

auf den Fahrwegen findet man ihn am meiſten, wo des Tages über die Pferde gegangen ſind. Wer mag ihm das ſagen, daß er dahin fliegen ſoll? Ich wollte faſt annehmen, daß jede Art von Miſte ihre beſondere Käfer habe, die ſolchen am liebſten ſuchen.

Lottchen hörte fleißig zu, und ſagte: Bald kriege ich doch andere Gedanken von den Thierchen, wenn das ſo iſt.

Siehſt du wohl? verſetzte der Vater. Hab' ich dirs nicht geſagt, Herr Freundlich würde dich bald bekehren?

Ja! meine liebe Lotte, fuhr Herr Freundlich fort, man muß keine Sache nach ihrem äuſſerlichen Schein, weder verachten, noch loben, wenn man ihre Abſicht nicht verſteht. Es ſieht manche Blume ſehr ſchön aus, als die blaue Napelle oder Sturmhuth, und iſt doch äußerſt giftig. So ſieht die Lebensart dieſer Käfer äußerlich ſchlecht und häß-

lich

lich aus, und hat doch für die Menſchen die beſten und wohlthätigſten Abſichten.

Komm nur einmal her. Sieh den trockenen Kuhfladen recht an. Wie durchlöchert! Alles ausgezehrt. Wie ſchlecht würde es doch um uns ſtehen, wenn der liebe Gott dieſe Käfer nicht erſchaffen hätte! Die ſind in der großen Natur eben das, was die Leute uns in der Stadt ſind, die den Miſt wegbringen. Es ſind des lieben Gottes getreue Polizeydiener, welche den Miſt von ſo viel tauſend Thieren, und andere Inſekten, welche die todten Aeſer in ſolcher Geſchwindigkeit bis auf die Knochen verzehren, daß ſie die Luft nicht anſtecken können. Wie viele Krankheiten würden entſtehen, wenn alle die Unreinigkeiten auf der Erde blieben! Gewiß! nun wirſt du dich erſt über Gottes weiſe Einrichtung verwundern und erkennen, daß auch dieſe ſchmutzigen

 ekel-

ekelhaften Geſchöpfe Zeugen ſeiner Liebe ſind.

O ja! erwiederte Lottchen, ich habe gefehlt. Ich ſage nun: Lobet den Herrn, ihr Käfer! die ihr auf ſein Geheiß das verzehret, was uns ſchädlich iſt.

LXXXIV.
Von den Käfermilben.

Da ſie noch ſo davon ſprachen, kam wieder ein Roßkäfer geflogen. Eberhard fieng ihn mit dem Huthe, und wollte ihn in die Schachtel ſetzen. Da that er einen lauten Schrey, und ſagte: O! ſieh doch, Vater! Herr Freundlich! ſehn Sie doch, wie abſcheulich der ausſieht! Der muß krank ſeyn. Ueber und über unter dem Bauche voll kleiner gelber Schuppen: ſogar an den Füßen.

Stille!

Stille! ſtille! ſagte Freundlich. Das iſt erſt etwas ſehr Kurióſes. Da haſt du eine Nadel. Rúhre einmal die Schuppen an. Da lief alles die Kreuz und die Queer durch einander. Ach, rief er, das ſind ja Láuſe, ohne Zahl und Ende. Fi! úber das háßliche Thier. Das werf' ich weg, ſonſt móch't' ich auch einige abkriegen.

Lottchen, Karl und der Vater traten auch herzu, und bewunderten die zahlloſe Menge kleiner Thierchen, womit der Káfer gleichſam úberſáet war, daß man faſt nichts Schwarzes mehr an ihm ſehen konnte.

Nein! Eberhard, ſagte der Vater, den wirf noch nicht weg. Herr Freundlich wird uns davon gewiß viel Artiges erzáhlen.

Jetzt, erwiederte der, kónnen wir nicht viel daran ſehen, weil es Abend wird. Stecke du aber nur den Káfer mit der Nadel getroſt in deine Schachtel. Morgen

wollen wir die Dingerchen einmal durchs Vergrößerungsglas beſehen.

Sie giengen nach Hauſe, und Lottchen bat ihren Bruder, die Schachtel ja auf den oberſten Boden zu tragen, damit es keine Käferläuſe kriegte.

Das hat nichts zu ſagen, ſagte Freundlich. Die gehen von dem Käfer nicht ab, ſo lange er lebt, wenn er auch aufgeſpießt iſt. Das ſollſt du Morgen ſehen, wenn wir die Schachtel aufmachen.

Aber wo kriegt er denn die entſetzliche Menge Läuſe her? fragte Lottchen.

Das will ich euch ſagen, erwiederte Freundlich. Es ſind eigentlich keine Läuſe; ſondern eine beſondere Art von Inſekten, die man **Mieten**, oder **Milben** nennet.

„Ja! ja! recht, rief **Eberhard**, wie die **Käſemieten**.“

Aber

Aber eine andere Art von Milben, die auf dem Käſe nicht fortkommen würden. Sie heißen Käfermilben, weil alle hartſchaalichte Inſekten beſonders damit geplagt ſind. Sie haben alle acht Füße; die Läuſe aber nur ſechſe. Das merkt euch. Im Mehle giebts auch eine beſondere Art von unendlich kleinen Milben. Das Poßierlichſte bey dieſen iſt, daß ſie mit ſechs Füßen aus dem Eye kommen, und daß ihnen das letzte Paar, oder der ſiebente und achte Fuß nachwächſet, wenn ſie ſich erſt einigemal gehäutet haben.

Ganz gewiß, ſprach Eberhard, kriegen ſie die Milben in der Erde, und im Miſte.

Richtig, Eberhard! verſetzte Freundlich. Da ſtecken ſie auch, und vermehren ſich ganz entſetzlich. Da kriegen ſie faſt alle Käfer, die im Miſte und in der Erde leben: wie auch die Hummeln, oder Erdbienen, die ihre Neſter in der Erde machen. Die Aas-

käfer, die den Maulwurf begraben, ſind öfters eben ſo damit überzogen, als der heutige Roßkäfer.

Aber, fragte Karl, wie können ſie denn an dem glatten Käfer ſo feſt ſitzen, daß ſie nicht abgehen, wenn er fliegt, oder in die Erde kriecht?

Sie ſaugen ſich in den Fugen des Bauchs, der Füße und der Flügeldecken ſo feſt an, daß ſie der Käfer nicht abſchütteln kann, und nehmen ſich wohl in Acht, daß er ſie mit ſeinen harten Füßen nicht zerquetſcht. Das will ich euch morgen zeigen, wie ſie das eigentlich machen.

Kaum war Eberhard aufgeſtanden; ſo war er auch ſchon bey ſeiner Schachtel, und ſahe hinein. O! rief er, der Käfer hat noch alle Milben an ſich.

Lernet hierbey, ſagte Freundlich, wie der liebe Gott für ſo mancherley Arten von Kreaturen

aturen ſo wunderbar geſorgt hat, daß eine Art von der andern leben muß. Dieſe Milben haben eigentlich ihre Nahrung in der feuchten Miſterde. Wenn ſie aber an einen ſolchen Käfer gerathen, ſo mögen ihnen ſeine Säfte — die Inſekten haben kein Blut — wohl beſſer ſchmecken. Daher kriechen ſie nicht eher ab, bis der Käfer todt iſt. Das merken ſie auch gleich; und dann laufen ſie ab.

Laßt ſie uns nun einmal durchs Vergrößerungsglas beſehen. Gieb den Käfer her, und einen Bogen Papier. Hier mach' ich ein Paar ab. Wie ſie nun laufen! So geſchwind, daß wirs kaum ſehen können. Du hier, marſchire in dies hohle Gläschen. Nun ſeht einmal durch; aber hübſch einer nach dem andern.

O! über das abſcheulich häßliche Thier, rief Eberhard. Das hat ja entſetzlich viel

Haare an ſich — und groſse Klocken an den Füßen.

Halt! ſprach Freundlich, die beſeht erſt recht. Das ſind hohle Schälchen; damit können ſie ſich eben an die glatte Haut des Käfers ſo feſt anſaugen. Aber drunter ſitzen noch zwey Klauen.

Vorn am Kopfe, ſprach Karl, eine ordentliche Zange, wie eine Krebsſcheere.

Damit faſſen ſie auch feſt, und zerreiben das, was ſie genießen wollen. Das Maul ſitzt unten. Das werdet ihr ſchwerlich zu ſehen kriegen. Aber die Augen: an jeder Seite eins: die ſind erſtaunlich klein.

Nach ein Paar Tagen war der Käfer todt, und alle Milben abgelaufen. Hab ichs nicht geſagt, ſprach Freundlich, daß ſie nun fort ſind, weil ſie nichts mehr zu leben haben? Wie doch ein ſo kleines Thierchen auf ſeine Nahrung ſo klug iſt!

Wo

Wo bleiben ſie denn nun? fragte Lottchen. Ach! wenn ſie nur nicht an mich kommen!

Sie verlieren ſich, erwiederte Freundlich, und laufen wieder in die Erde. An die Menſchen machen ſie ſich nicht. Und wenn ſie auch einmal an dich kämen; ſie würden nicht bleiben. Das merken ſie gleich, daß ſie bey uns nicht wohnen können. Eben wie die Gänſeläuſe. Die kommen wohl manchmal an die Magd, wenn ſie Gänſe rupft; aber ſie laufen — ſie laufen, bis ſie wieder wegkommen, und bleiben nicht.

O! o! ſagte der Vater. Diesmal, Herr Freundlich, haben ſie eine ſcharmante Schule gehalten, der ich gewiß öfter beywohnen werde.

LXXXV.

Von den Pillenkäfern.

Dies alles wurde des andern Mittags noch einmal über Tiſche erzählt, und die Kinder konnten der Mutter das Vergnügen nicht genug beſchreiben, das ſie geſtern gehabt hätten.

Ey! der Tauſend, ſagte dieſe: auf die Art hab' ich ja viel verloren, daß ich nicht dabey geweſen bin.

Ey! meine Liebe, verſetzte der Vater, was hinderts denn, daß du nicht heute dabey biſt? Ich ſchlage einen neuen Spaziergang vor. Und ich gehe wieder mit. Wo könnte doch unſer Herr Freundlich beſſer Schule halten, als in der groſſen freyen Natur, wo jedes Pflänzchen, jeder Froſch, oder Fliege,

jeder Käfer — ſogar jeder Miſthaufen Gottes Macht, Weisheit und Güte predigt?

Nicht wahr, Herr Freundlich! ſie gehen wieder mit? Frau! du kannſt dirs gar nicht vorſtellen. Wir mögen hinkommen, wo wir wollen — ſinden, was wir wollen — wärs auch nur ein Stein im Wege — ein abgefallnes welkes Baumblatt; ſo iſt etwas Lebendiges dran — ſo weiß uns Herr Freundlich etwas Artiges, oder Nützliches davon zu ſagen. Ich muß geſtehen, daß ich geſtern selbſt viel gelernt habe. Wollen Sie, lieber Mann?

Von Herzen gern. Mir iſts immer lieber, unter Gottes freyem Himmel Schule zu halten. Aber ich zweifle, ob unſre Kleinen mit wollen?

O! Herr Freundlich! Wir? — nicht wollen? riefen ſie alle. Heyſa! jauchzte Eberhard, ich hole mein Fangeiſen, und

die

die Schachteln. Nun, ſagte die Mutter, ſo muß ich wohl Anſtalt machen, und die Birnen mit den Semmeln nicht vergeſſen. Wie es ſcheint, wird uns die liebe Abendſonne auf dem Berge wohl zuſehen, wenn wir das Abendbrod ſpeiſen.

Das war den Kindern recht, und der Zug gieng fröhlich fort.

Heute, ſagte Freundlich, wollen wir einmal da nach dem Berge hin, wo das Vieh geweidet hat. Vielleicht finden wir das, was ich wünſche.

Sie waren da kaum angekommen; ſo rief Eberhard, der alles ausſpionirte: Sehen ſie doch, was hier paſſirt. Da zanken ſich ein paar Käfer um ein Bißchen Erde. Das ſieht ſchnurrig aus. Wie ſie haſpeln!

Stille! ſtille! ſagte Freundlich. Das iſt es eben, was ich gewünſcht habe. O!

Madam, kommen ſie doch her, und ſehen die Luſt mit an.

Nun traten ſie alle um die Käfer herum. Es waren ein Paar ſchwarze Miſtkäfer, die eine kleine runde Kugel von Miſt vor ſich hatten, und ſichs recht herzlich ſauer werden ließen, ſolche den Berg herauf zu bringen. Der eine zog vorn, und der andere ſtämmte ſich rückwärts mit ſeinen langen Hinterfüßen gegen die Kugel, und ſo ſchonen ſie ſolche den Berg hinan.

In aller Welt, ſagte die Mutter, was ſoll denn das vorſtellen? Das iſt kein Zank, Eberhard! wie du meynteſt. Sie helfen ſich ja einander. O Gott! wenn doch die Menſchen ſo wären!

Es iſt auch kein Zank, ſagte Freundlich. Sie haben ganz recht. Sie ſuchen beyde mit vereinigten Kräften die Kugel den Berg herauf zu bringen. Sehen ſie nur, wie

emſig

emſig ſie ſind. Sie laſſen ſich nicht ſtören: wir mögen ſprechen, wie wir wollen. Geben ſie Achtung: ich will ihnen einmal die Kugel wegnehmen; wie ſie ſich dann anſtellen werden?

Nun ſehen ſie einmal, wie ſie laufen, und doch nicht weglaufen! Wie ängſtlich ſie ihre Kugel ſuchen! Da will ich ſie ihnen wieder hinlegen. Sie haben ſie. Sie ſcheinen ſich ordentlich zu freuen. Nun geht die Arbeit wieder friſch, und ſie wälzen ſie weiter.

Aber, was Tauſend! iſt denn das mit der Kugel? Iſt ihnen denn daran ſo viel gelegen? ſagte die Mutter.

Ja! antwortete Freundlich. Das iſt eben die Hauptſache. In der Kugel iſt ihre ganze Nachkommenſchaft enthalten. Als wenn ſie, Madam, alle ihre lieben Kinderchen in einem Stübchen beyſammen hätten! Würden ſie nicht alle Vorſicht gebrauchen,

daß

daß kein Feuer, oder ſonſt etwas Gefährliches zu der Stube käme?

Wie verſteh' ich das, Herr Freundlich, mit der Kugel?

Ey! antwortete Eberhard, Mütterchen! da haben ſie gewiß ihre Eyer hineingelegt. Nicht wahr? Hab' ichs getroffen?

Getroffen! ſagte Freundlich. Wenn ſie die Kugel von Miſt gemacht, und ihre Eyer hineingelegt haben; dann müſſen ſie ſolche auch an einen ſichern Ort bringen, daß die jungen Käfermaden auskommen, ſicher ſeyn und gleich ihre Nahrung in der Miſtkugel finden mögen. Da ſuchen ſie denn gemeiniglich oben auf den Bergen ein Loch, wo die Sonne recht hinſcheint, und wo ſie die Kugel hineinwälzen.

Laßt uns Achtung geben. Bald werden ſie oben ſeyn. Hier iſt das Loch. Gewiß

werden ſie ſie da hineinbringen. Richtig. Sehen ſie wohl? Da kollert ſie hinein.

Da kratzten die Käfer noch ein Bißchen Erde drüber. Und nun ſperrten ſie die Flügel aus. Huſch! da flogen ſie hin, und hatten ihr Werk gethan.

O! das iſt Schade, rief Eberhard, daß ſie fort ſind.

Ja! ſagte Freundlich, da mußteſt du geſchwind zugreifen. Doch die ſind ſo rar nicht. Eins will ich nur noch ſagen: von der Miſtkugel, die ſie wie eine große Pille machen, heißen ſie Pillenkäfer.

Du lieber Gott! ſagte die gerührte Mutter, und hob ihre Hände auf gen Himmel. Auch unter dieſen Thierchen eine ſo mütterliche Liebe und zärtliche Fürſorge für ihre Brut. O! ich danke ihnen tauſendmal, beſter Mann! daß ſie uns das heute gewieſen haben. Kinder! Kinder! ſeht hier in

dieſen

dieſen Käfern, in dieſem Miſtklümpchen, in den Eyern darinn, den gegenwärtigen Herrn der Natur. Wer ſollte ſie es ſonſt gelehrt haben?

Die Kinder kamen um die Mutter herum, und ſagten: O Mütterchen! du haſt uns ja auch lieb, und ſorgſt ſo treulich für uns. Die Antwort war:

Sollte mich denn ein ſo verächtliches Thier beſchämen?

LXXXVI.

Das beherzte Mädchen.

Haſt du das auch gehört, Dorchen! fragte Ludwig, was geſtern in den Zeitungen geſtanden hat?

Dorchen. Von dem Mädchen meynſt du doch, das ſich ſo tapfer gegen die Spitzbuben gewehrt hat?

Ludwig. Ja! das meyn' ich. Komm! wir müſſen zur Ehre dieſer kleinen Heldinn die Landkarte nachſehen, wo der Ort geweſen iſt.

Dorchen. In Italien war es.

Ludwig. Das iſt eben ſo, als wie einmal eine Mutter an ihren Sohn ſchrieb: An meinen lieben Sohn in Frankreich. Da hatten die Leute etwas zu ſuchen. Hier iſt es: im Mayländiſchen. Verrizelli hieß das Städtchen. Da liegt es.

Dorchen. O du liebes Städtchen! wie gut bin ich dir wegen des treuen und herzhaften Mädchens! Ich kanns gar nicht begreifen, wie das Mädchen ſo hat ſeyn können. Wars nicht erſt dreyzehn Jahr alt?

Ludwig. Das wars. Ich hätte dich aber wohl ſehen mögen. Wie würdeſt du dich angeſtellt haben? Ins Mauſelöchelchen — Nicht wahr? Die Spitzbuben würden

dich bald kalt gemacht haben, ehe du eine Piſtole angerührt hätteſt.

Dorchen. Das meynſt du auch wohl. Das war dir kein Kirſcheneſſen. Alles bewundert das Mädchen. Was würdeſt du wohl gethan haben?

Ludwig. Ich würde mich brav gewehrt haben.

Dorchen. O ſprich doch nur nicht. Hier auf der Stube haſt du gut ſagen. Nur neulich Abends, als wir uns im Holze ein Bißchen verſpätet hatten, und es dunkel wurde — wenns ein Bißchen in den Blättern raſſelte — wo war da das Herze, mein guter Ludwig?

Ludwig. Nun laß doch nur. Es iſt immer eine ſolche Sache mit den Spitzbuben. Ich bin froh, daß wir da nicht wohnen. Willkommen, Fiekchen! Willſt du dich auch gegen die Spitzbuben wehren?

Fiekchen. Was habt ihr denn mit den Spitzbuben vor?

Dorchen. Alſo weißt du nicht, was geſtern in den Zeitungen geſtanden hat?

Fiekchen. Nicht ein Wort davon.

Dorchen. So will ich dirs erzählen.

Ludwig. Nein, laß mich. Du ſollſt mir einhelfen.

Dorchen. Gut: ſo erzähle; aber necke nicht.

Ludwig. Nun ſo höre. Da war dir in Italien, in einem kleinen Städtchen, ein Mädchen von dreyzehn Jahren, das ſich mit vielen Spitzbuben aufgenommen, und ſogar einige todtgeſchoſſen hat. Das heiß ich doch noch ein Mädchen; aber Ihr —

Dorchen. Sagt' ichs nicht, daß er bald anfangen würde zu necken?

Fiekchen. Laß doch. Weiter, weiter, Ludwig. Wie kam denn das?

Ludwig. Das Mädchen war bey einer adelichen Herrſchaft. Die fährt aufs Land, und das Mädchen bleibt mit dem Hausknecht allein zu Hauſe.

Fiekchen. Das hätt' ich ſchöne bleiben laſſen.

Dorchen. Wenn du aber gemußt hätteſt? Das Mädchen war ja bey der Herrſchaft in Dienſten.

Ludwig. Als es Abend wird, klopft jemand vor der Thür. Es kukt aus, und fragt: wer da iſt? „Ein Brief von ihrer Mutter.“ Da macht das gute Mädchen auf. Hättet ihr das nicht auch gethan?

Fiekchen. Daraus hätt' ich nichts Arges gehabt.

Ludwig. Aber höre nur. Als es aufmacht, dringen drey Kerle zu ihm ein. Der eine ſtößt es auf die Bruſt, daß es weit zurückprallt. Das Mädchen aber nicht faul —

 rennt

— rennt nach des Herrn Stube, holt ein paar geladene Piſtolen, und gleich ſchießt es den einen nieder. Dann auch nach dem andern. Der dritte denkt: geht das ſo her, ſo mußt du machen, daß du fortkömmſt. Der erſte mauſetodt; der andere verwundet, und kriecht zum Hauſe heraus.

Fiekchen. Nun das heiß' ich noch Herze. Ich weiß nicht, wie mir wird.

Ludwig. O! es iſt noch nicht aus. Das arme Mädchen ſchreyet und ruft, was es kann. Indem kömmt der Hausknecht.

Fiekchen. O! das war ja ſchön. Da hatte es Beyſtand.

Ludwig. Ja! das war mir der rechte. Der ſteckte mit drunter. „Biſt du denn doch noch da,“ ſagte der, und ſtach mit dem Dolche nach dem Mädchen. Dies aber ſpringt zurück, kriegt einen braven Prügel

zu

zu packen, und giebt ihm eins über den Kopf, daß er das Aufſtehen vergißt.

Fiekchen. O du braves Mädchen! Wie freue ich mich, daß du mit dem Leben davon kömmſt!

Ludwig. Darauf läuft es auf die Straße, und macht greulichen Lärm, daß die Leute zuſammenkommen. Unter der Zeit erholt ſich der Hausknecht, und ſchleicht davon. Die Leute gehen ins Haus, und finden den todtgeſchoſſenen Kerl. Es wird der Obrigkeit angezeigt, und auch nach der Herrſchaft aufs Land geſchickt. Darauf kömmt die Wache, und holt das Mädchen vor den Richter.

Fiekchen. Da wirds wohl noch gar geſtraft? Das wäre doch etwas Unerhörtes.

Ludwig. Da iſt etwas zu ſtrafen. Es hatte ſich ja ſelbſt nur beſchützt, und einen

Mörder todtgeſchoſſen. Darum konnten ſie ihm nichts thun.

Fieckchen. Kömmt denn aber die Herrſchaft nicht?

Ludwig. Doch: Ihr ſollts gleich hören. Als die kömmt, ſo finden ſie unterweges den andern Kerl am Wege, den das Mädchen auch getroffen hatte, und der da geſtorben war. Darauf geht die Herrſchaft zum Richter, wo das Mädchen war. Da fragt der Richter: wo es denn das Herz hergekriegt hätte? Das weiß ich ſelber nicht recht; hat es geantwortet, aber ich dachte gleich: ſie wollen dich nur todt haben. Dann wirds über das Haus hergehen, und da dacht ich: ich müßte mich ſo lange wehren, als ich könnte. Und da fielen mir die Piſtolen ein. Da ſchoß ich drunter. Nichts aber ärgert mich mehr, als daß ich dem gottloſen Hausknecht nicht noch beſſer etwas gegeben habe.

Fiekchen. Nun was ſagte denn da der Richter und die Herrſchaft?

Ludwig. Das Mädchen wurde ſehr gelobt, und von der Herrſchaft für ihre Treue und Herzhaftigkeit reichlich beſchenkt. Das war doch ein Mädchen!

Fiekchen. Alſo künftig von unſrem Geſchlecht mit mehr Reſpekt geſprochen, mein junger Herr!

Ludwig. Gehorſamer Diener! Da denkt ihr gleich, ihr ſeyd auch ſchon ſolche brave Mädchen. Da fehlt noch viel. Ha! ha! ha! Ihr pinkt ja noch mit den Augen, wenn ihr nur ſchießen ſeht, geſchweige wenn ihr ſelbſt ſchießen, und Blut ſehen ſolltet.

Dorchen Nur nicht ſo ſpöttiſch; ſonſt erzähl' ich Fiekchen die Geſchichte im Walde.

Lehrer. Was giebts denn da? Ich höre von Schießen ſprechen. Ich will doch nimmermehr hoffen, daß hier ein Duell zwiſchen

einem jungen Herrn und ein Paar Mamſells geſchehen ſoll?

Ludwig. Nein! Davor haben ſie den ewigen Frieden. Wir erzählen uns nur etwas von dem herzhaften italiäniſchen Mädchen.

Lehrer. Artig iſt dieſe Geſchichte, recht ſehr artig. Aber wißt ihr wohl, was dies Mädchen ſo beherzt gemacht hat?

Nichts, als ihre Ehrlichkeit und Treue gegen ihre Herrſchaft.

LXXXVII.
Der Kanonierkäfer.

Freundlichs Kinder waren heute recht fleiſſig geweſen. Wohlan! ſagte er da, zur Belohnung eures Fleißes will ich euch auch heute Nachmittag wieder eine Freude machen, die ihr um viel Geld nicht miſſen werdet.

O was denn nun wieder, lieber Herr Freundlich? riefen die Kinder. Ja! das ſag' ich nicht eher, antwortete der, bis wirs gefunden haben. Ich habe aber Nachricht, daß wirs finden werden. In allen Gegenden iſt es nicht.

O ich auch mit, ſprach Lottchen. Ich bin nun allen den Thierchen recht gut, nachdem ich ſo viel Artiges von ihnen gelernet habe.

Das wußt' ich vorher, liebes Kind! ſprach Freundlich, daß du dein Bißchen Ziererey bald ablegen würdeſt. Nun wirſt du auch dafür deſto mehr hören, ſehen, und lernen, was dir nützlich und angenehm ſeyn wird.

Bey Tiſche hieß es: ob Mütterchen auch wieder mit wollte. Von Herzen gern, ſagte dieſe: wo ſollt' ich nicht gerne ſeyn, wo ich ſelbſt ſo viel von Gottes weiſer Einrichtung bey den Geſchöpfen lerne, — wo meine

Kinder

Kinder ein Gleiches lernen, und Freude haben? Da der Vater heute ohnedem verreiſt iſt, ſo kann mir nichts liebers ſeyn.

Herr Freundlich, ſagte Lottchen, will uns auch etwas ganz Beſonderes zeigen. Er wills aber nicht ſagen.

Damit eure Freude deſto größer ſey, verſetzte die Mutter. Ich freue mich ſelbſt drauf.

Etwas will ich euch doch davon vorherſagen, ſprach Freundlich. Wir wollen heute ein Thierchen ſuchen, das ſich gegen ſeine Feinde wehrt, wie ein Kanonier, — ſelbſt losſchießt, und das ſo oft, bis es ſich durch die Flucht gerettet hat.

Was? riefen die Kinder. Ein Thier, das kanoniert — das losſchießt? Nun das wäre doch ganz poßierlich. Iſts denn groß? Schießt es auch ſeine Feinde wohl todt? Womit ſchießt es denn?

Ja!

Ja! ihr müßt mich vorher nicht zu viel fragen, verſetzte Freundlich. Nur Geduld, bis wirs haben; aber deſto fleißiger geſucht.

Nun giengs fort nach den holen Wegen, wo es etwas ſandig war. Hier, ſagte Freundlich, müſſen wir alle Steine aufheben, und zuſehen, was drunter iſt. Sie ſuchten — und ſuchten. Endlich fanden ſie einen groſſen ſchwarzen Erdkäfer, der ein kleines Käferchen mit rothem Halſe und Kopfe, röthlichen Füßchen und ſchwarzgrünlichen geſtreiften Flügeldecken, zwiſchen den Klauen hatte, und ſich mit ihm herumbalgte.

Nun ſtille, ſagte Freundlich. Hier iſt es, was wir haben wollen. Hier iſt etwas zu ſehen.

Das kleine Käferchen bemühete ſich loszukommen; der groſe Schlingel aber hielt es feſt, ſperrte ſeine Zangen von einander, und wollte immer zubeißen.

Nun

Nun Achtung gegeben! Da gieng es immer hinten bey dem kleinen Käfer: Paf! Paf! Paf! wie ein Minutenfeuer. Immer hinten heraus, mit einem blauen Dampfe dem Großen ins Maul, daß der den Kopf schüttelte, und nicht wußte, wie ihm geschah. Er wollte wieder zubeißen. Paf, pif! Paf! pif! giengs wieder, daß der Große erschrak, und den Kleinen laufen ließ.

Da haschte ihn Freundlich, und sagte: Das ist der Kanonierkäfer. Hab ichs nicht gesagt: daß er scharmant kanoniren könnte? Er hielt ihn zwischen den Fingern, und er platzte immer fort, daß unsere Soldaten so geschwind nicht feuern könnten.

Womit macht er denn das? rief Eberhard.

Mit der Luft, hieß es, die er bey sich hat, und hinten herausfahren läßt. Damit wehrt er sich gegen die Großen, weil er zu

klein

klein iſt und ihnen ſonſt nicht widerſtehen kann. Wenn denn der Groſze ſo ein Dutzend Geſchwindſchüſſe in den Hals kriegt; ſo erſchrickt er — weiß nicht, wo es herkömmt, und läßt den Kleinen fahren.

Da lachten die Kinder laut, und konnten ſich über die poßierliche Art, ſich zu wehren, nicht genug freuen. Ein jedes nahm den kleinen zwiſchen die Finger, und ließ ihn kanoniren. Zuletzt die Mutter auch. O! ſagte ſie, wer hat das Thierchen ſo eingerichtet? Wer lehrt es das, ſich ſo zu wehren? Woher weiß es das, daß es die Kanone ſelbſt immer in ſeinem Bäuchelchen bey ſich hat? Daß ja keiner dem Thierchen etwas thut! Es hat ſein Leben gerettet; ſo wollen wirs ihm auch nicht nehmen.

So gern Eberhard das Käferchen behalten hätte; ſo mußte ers doch diesmal, der Mutter zu gefallen, laufen laſſen.

LXXXVIII.

LXXXVIII.
Der Ameiſenlöwe.

Ja! das iſt alles noch nichts, ſagte Freundlich zu den Kindern, gegen das, was ihr nach ein Paar Tagen ſehen ſollt, wenn uns anders Vater und Mutter dieſe Freude machen wollen.

Als ſie zu Tiſche kamen, ſagten die Kinder das, was ihnen Freundlich verſprochen hatte.

Nun was iſt denn das? verſetzte die Mutter, die es ſchon wußte. Unſern Willen habt ihr.

Ja! es iſt zu weit, ſprach Lottchen. Herr Freundlich meynt: wir müßten hinfahren.

Wie wär' es, ſagte die Mutter zu dem Vater, wenn ich mit meinen Kindern heute

Nach-

Nachmittag nach der Heyde bey Halle führe, da den Koffee tränke, und das Abendbrod äße? Von Herzen gern, meine Liebe! antwortete der Vater. In anderthalb Stündchen ſeyd ihr da. Und wenn ich mit meinen Geſchäften fertig werde, laſſe ich mein Pferd ſatteln, und komme nach.

Das war eine Freude für die Kinder. Sie aßen ſich kaum halb ſatt. Karl lief nach der Poſt, Pferde zu beſtellen. Lottchen packte Koffee, Zucker und Semmeln ein. Eberhard machte Schachteln und Fangeiſen zurechte. Freundlich aber ſaß ganz ſtille.

Nun Herr Freundlich! riefen ſie. Wie iſts? Wollen ſie ſich nicht zurechte machen? Ja! ſagte der, ich darf wohl nicht mit. Mütterchen hat mich nicht genöthiget.

Ach! ſo bleiben wir auch zu Hauſe, hieß es. Wenn ſie nicht dabey ſind, ſo kriegen wir nichts zu ſehen.

Herr Freundlich thut nur ſo, ſagte der Vater, um zu ſehen, ob ihr ihn gerne bey euch habt. Er weiß wohl: wenn er nicht dabey iſt, ſo können wir alle nichts machen. Das ſind die beſten Lehrſtunden, die er euch im Walde, im Felde, auf einem Berge, unter Gottes freyem Himmel giebt. Beſſer, als wenn ihr zwiſchen vier Wänden ſtundenlang bey einem Vokabelbuche ſchwitzt.

Das denk' ich auch, ſagte Freundlich. Aber einen beſſern Einfall hätte Mütterchen heute nicht haben können, als nach der Heyde zu fahren. Da hab' ich lange gerne hingewollt. Da giebts recht viel. O! was hab' ich da ſo manche liebe Stunde, als ich noch in Halle war, herumgeſucht, und Eſſen und Trinken vergeſſen!

Da iſt das eben, wovon ich vorher ſagte: daß dagegen alles, was wir bisher geſehen haben, nichts ſey. Ein Thierchen, das mit

mit Sande ſchießt, und andere Thierchen ſo akkurat treffen kann, wie der Jäger ſeinen Haſen. Es ſchießt ſie auch im Laufe. Es ſitzt ſtille und kömmt nicht von der Stelle, lauert auf. So wie nun ein anderes Thierchen in ſein Gehäge kömmt, ſo ſchießts zu mit Sande, daß es zu ihm herunterpurzelt, und dann iſts ſeine Speiſe.

O! was ſagen ſie da, Herr Freundlich? Ja! ſprach die Mutter; ſo macht ers immer. Erſt macht er einem das Herze recht groß, daß man ſich vor Neubegierde nicht laſſen kann.

Mit Sande ſchießen — ſchießen — murmelte Eberhard vor ſich hin. Nun das werd' ich doch ſehen.

Der Wagen iſt da. Heyſa! der Wagen iſt da! kam Karl geſprungen. Sie fuhren ab.

Als ſie vor der Heyde ankamen, ſtiegen ſie aus. Nun fein langſam, ſagte Freundlich, bedachtſam — auf alles hübſch Achtung gegeben, was an der Erde, an den Bäumen, an dem Buſchwerke ſich regt.

Eberhard hatte kaum die Augen an einen Fichtenbaum gerichtet; ſo ſah er daran ein Paar große Feuerwürmer oder Hirſchkäfer mit gewaltigen Zangen ſitzen. Wie waren ihm die willkommen! Sie ſpatzierten in ſeine Schachtel.

So weiſ' doch erſt her! ſagte die Mutter. Sie fliegen am Tage nicht leicht davon, ſprach Freundlich. Es ſind dies Holzkäfer, die ihre Eyer in das faule Holz der alten Bäume legen. Darinn leben auch ihre Maden, und verwandeln ſich darinn. Die Puppe liegt in einer dichten Holzhülſe, die ſo feſt verkittet iſt, daß man ſie kaum aufbrechen kann.

Aber wozu haben ſie denn die gewaltigen Hörner, fragte Eberhard?

Die haben nur die Männchen. Man weiß noch nicht recht, wozu ſie ſolche haben. Einige meynen: ſie müßten damit ihre Verwandlungshülſe aufbrechen. So müßten ſie aber die Weibchen auch haben. Ich habe denn doch einmal hier ein Paar Männchen geſehen, die, wie die Hirſche, mit einander kämpften, und ſich beyde mit den Hörnern durchbohrt hatten.

Aber das Thierchen, Herr Freundlich, das mit Sande ſchießt? ſagte Lottchen. Kommen wir bald hin?

Gleich wirds geſchehen. Gleich ſind wir dabey. Ich ſehe es ſchon, ſagte er.

Wo denn? Herr Freundlich! wo denn? riefen die Kinder.

Da, da vor uns im Sande. Nur nicht hingelaufen. Sonſt iſts vorbey.

LXXXIX.

Fortſetzung des achtundachtzigſten Stücks.

Sie giengen nun alle ſehr vorſichtig nach dem Sande zu. Halt, ſagte Freundlich. Hier iſt das Thierchen, das mit Sande ſchießt.

Wo denn? riefen die Kinder.

Seht ihr denn hier die vielen Trichter nicht im Sande? ſprach Freundlich. Große und kleine.

Das ſind doch mit alle dem kurióſe Trichter, ſagte die Mutter.

Hole einmal eine Ameiſe, Eberhard, ſprach Freundlich. Hier ſind ein Paar. Nun gut, hieß es. Kniet nieder. Wenn ich die Ameiſe in den Trichter werfe, ſo gebt Achtung. Da kollert ſie herunter, und nun will ſie an der Seite in die Höhe.

Ach!

Ach! da ſchießt es. Sehen ſie, Mama, rief Lottchen. Da ſchießt es. Herunter iſt die Ameiſe.

Da unten, ſprach Eberhard, ein Paar Zangen. Es hat ſie. Es hat ſie. O! es zieht die Ameiſe unter den Sand. Weg iſt ſie.

Seht, das iſt das Thierchen, das unten im Sande ſteckt, ſagte Freundlich. Habt ihr nun das Schießen geſehen? Mußte nicht die Ameiſe glücklich herunter, zu dem kleinen Räuber?

Das iſt wahr, rief Karl. Das hätt' ich mein Tage nicht gedacht. Aber kann man denn das Thierchen ſelbſt nicht zu ſehen kriegen?

Indem kam der Vater daher geritten, und alle Kinder ihm entgegen. Vater! wir habens ſchon: wir habens ſchon, das Thierchen, das mit Sande ſchießt.

Nun ſo laßt doch ſehen, rief der Vater. Alſo komme ich noch zu rechter Zeit. Zeigen ſie doch, Herr Freundlich.

Da unten, Våterchen! ſitzt es, rief Eberhard. Da unten in der Spitze des Trichters — hat eben eine Ameiſe geſchoſſen, und unter den Sand gezogen.

Seht her, Kinder! ſagte Freundlich, da bringts die todte ausgeſogene Ameiſe wieder heraus. Und — wip! ſchmeißt es ſie weit über den Trichter weg. Nun will ichs herausheben.

Da faßte er mit der holen Hand unter dem Trichter, und hob das Thierchen heraus — ließ den Sand ablaufen. Da lags auf der Hand.

Das iſt ja, ſagte Eberhard, wie ein Kellerwurm, faſt wie eine Spinne. Ueber die Zangen. Wie es zappelt!

Nun will ichs einmal auf den Rücken legen. Wip! iſts wieder herum. Seht ihr wohl, wie ſichs mit den Zangen und Halſe hilft?

Ich will es einmal wieder auf den Sand ſetzen, ſagte Freundlich. Gebt Achtung!

Ach! es geht ja rückwärts, wie ein Krebs, rief Lottchen. Da bohrt ſichs wieder mit dem Hintertheile in den Sand. Weg iſt es.

Nun ſagte Freundlich, wirds auch bald ſeinen Trichter wieder machen.

O! das iſt Schade, ſprach Eberhard. Warum haben ſie mirs nicht gegeben?

Freundlich erwiederte: Du ſollſt ihrer genug in der Schachtel mit nach Hauſe nehmen. Da wollen wir ſie mit Fliegen und Ameiſen füttern, und recht zuſehen, wie ſie ſchießen.

Wie heißt es denn eigentlich? fragte die Mutter.

Der Ameiſenlöwe, erwiederte er. Kann man die Bauart und Liſt des Thierchens genug bewundern? Man kanns kaum glauben, wenn mans nicht ſelbſt ſiehet.

O! ſagte Eberhard, laſſen Sie es doch noch einmal ſchießen. Der Vater hats noch nicht geſehen.

Ja! dieſer thuts ſo bald nicht wieder, ſagte Freundlich, den ich erſt gefangen habe. Er muß ſeinen Trichter erſt wieder zurechte machen. Wir wollen aber zu einem andern gehen. Karl, wieder ein Paar Ameiſen.

Nun wollen wir uns um den Trichter herumſetzen. Sehen Sie, der Ameiſenlöwe ſitzt unten in der Spitze. Er hat uns gemerkt, und ſich verkrochen. Warte! du ſollſt bald wieder vorkommen. Jetzt kömmt er. Da haſt du eine Ameiſe.

Dieſe

Dieſe machte ſich wieder geſchwind auf die Beine, und kletterte an der ſteilen Seite des Trichters in die Höhe.

O! ſie iſt bald am Rande, rief der Vater.

Was geſchah? Indem ſprützte der Ameiſenlöwe von unten herauf mit dem breiten Kopfe, wie mit einer Schaufel, und mit den Hörnern, damit er gewaltig ſchnellen kann, ſo viel Sand hinter die Ameiſe her, daß ſie zur Hälfte wieder herunter mußte. Und nun geſchwind noch ein Paarmal eben ſo. Da fiel ſie ihm gerade in die Klauen. Huſch! zog er ſie unter den Sand, und es war um ſie geſchehen. Eine kleine Weile nachher brachte er die Hülſe wieder hervor, und ſchnellte ſie ganz aus dem Trichter heraus.

Das heiß' ich einen, ſagte Eberhard. Er leidet nicht einmal etwas Todtes in ſeiner Höhle. Sehen Sie nur, wie weit er ſie weggeworfen hat.

O über

O über den liſtigen Jäger! ſagte der Vater. Kinder! Kinder! was denkt ihr dabey? Wer Gott hier nicht ſiehet, der ſieht ihn nimmermehr.

Hab' ich nun Recht, fragte Freundlich, daß das Thierchen andere mit Sand herunterſchießt, die aus ſeiner Feſtung entlaufen wollen?

XC.

Fortſetzung des neunundachtzigſten Stücks.

Das Thierchen, ſagte der Vater, muß in ſeinem Kopfe und Hörnern eine gewaltige Schnellkraft haben.

Ja! die hat es auch, fuhr Freundlich fort. Es ſoll den Sand auf 15 Zoll weit wegſchießen können.

Die Kinder ſtanden wie ſtumm um den Trichter herum, und konnten ſich nicht ſatt ſehen.

Ja! ſo iſt mirs ſonſt auch gegangen, ſagte Freundlich. Stundenlang hab' ich hier geſeſſen, und zugeſehen. Nicht leicht kömmt eine Ameiſe davon, wenn ſie einmal in ſeinem Trichter iſt. Sie mag es anſtellen, wie ſie will. Denn er ſchießt ſo oft, und ſo geſchwind über ſie her, daß ſie nicht fort kann. Der über ſie geſprengte Sand kollert wieder zurück, und nimmt den andern lockern Sand mit, auf dem ſie kriecht. Und ſo muß ſie, ohne Gnade und Barmherzigkeit, herunter. Sie kann ſich ſo wenig halten, als Karl und Eberhard auf einem mit Eis überzogenen Berge.

Wie macht ers aber denn, fragte Eberhard, wenn ein größeres Thier, ein Goldſchmied oder anderer Käfer, zu ihm hineinfällt? Der kann ihn doch zwingen.

O! erwiederte Freundlich, da iſt er ganz ſicher. Er verkriecht ſich unter dem Sande,

de. Da ſteht denn der große Hans, und weiß nicht, wie ihm geſchehen iſt. Ein Paarmal ſchießt er wohl hinter her, wenn er Bewegung in ſeinem Trichter merkt. Dann purzelt der große Eſel herunter, über Hals und Kopf. Er aber merkt gleich, daß ihm das Thier zu groß iſt, ſitzt ganz ſtille, und der Große iſt froh, daß er wieder aus dem Hexenloche heraus iſt.

Ha! ha! ha! riefen die Kinder. Das möchten wir wohl einmal ſehen. Der Große hat ja denn wohl alles ruinirt.

Freylich hat er das, verſetzte Freundlich, und der arme Schelm hat genug zu thun, ſeinen zerkratzten Trichter wieder in Ordnung zu bringen.

Aber, fieng nun die Mutter an, ich habe bisher vor Verwunderung gar nichts geſagt; ſondern nur immer zugeſehen. Gott! wie hab' ich mich gefreuet! Wir ſind aber noch

noch lange nicht fertig, Herr Freundlich. Nun gehen erſt meine Fragen an. Machen ſie ſich nur gefaßt. Das ſoll da im Grünen geſchehen, wo wir unſer Abendbrod ſpeiſen wollen. Kommen ſie.

Gleich, Madam, verſetzte Freundlich. Erſt aber, Eberhard, die Schachteln her. Wir wollen ſo viel mitnehmen, als wir kriegen können. Aber ja nicht zu viel in eine Schachtel. Sonſt freſſen ſie ſich einander ſelbſt auf. Zu Hauſe wollen wir ſie in große Schachteln mit Sande ſetzen, und ſie mit Fliegen füttern. Denen müſſen wir aber erſt die Flügel nehmen. Da können wir denn recht zuſehen, wie ſie ihre Trichter machen, und ihre Jagd anſtellen. Und da ſollſt du die Arbeit ſehen, wie er ſchießt; wie ſich die Fliege angreift, herauszukommen; und wie ſie doch zu ihm herunter muß.

O ja!

O ja! riefen ſie alle. Das ſoll eine Luſt ſeyn.

Nun giengs nach dem grünen Platze. Da genoſſen ſie ſo ſüße Freuden, von denen die nichts wiſſen, welche die ſchöne Natur nicht achten, und wohl dieſen Abend bey reich beſetzten Tafeln mit Verdruß, Ekel und Mißmuth ſchwelgen.

Wie ſchmeckte da die kalte Milch mit den Semmeln den Kindern ſo herrlich! Eberhard kramte noch mit ſeinen Schachteln. Die Mutter holte aus dem Wagen ein Püllchen, das verſiegelt war. Was haſt du denn da, meine Liebe, fragte der Vater? Ey! ſagte ſie, meynſt du denn nicht, daß unſer Herr Freundlich eine kleine Erquickung verdient? Der Ameiſenlöwe allein iſt ein Gläschen Burgunder werth. Bravo! ſagte der Vater. Das haſt du gut gemacht. Der

Bur-

Burgunder ſetzte ſchöne Sternchen, und erfreute ihr Herz.

Nun, nun, ſagte die liebe Mutter, trinken Sie nur, Herr Freundlich, damit Sie reden können. Ich werde viel fragen. Wie macht der Ameiſenlöwe ſeinen Trichter?

Von purem Sande, war die Antwort. Zwar mühſam genug; aber doch, wie der beſte Mathematikus. Ich hab' ihn oft belauert.

Erſt zieht er oben mit ſeinem eyrunden Körper, und zwar mit dem ſpitzen Hintertheil, den er in den Sand ſtekt, einen Zirkel, und ſchaufelt mit ſeinem breiten Halſe und Kopfe und Hörnern den Sand heraus.

Dann den zweyten Zirkel, und machts eben ſo, und immer ſo weiter herunter, daß die Zirkel immer kleiner und kleiner werden. Da ſteht denn der Trichter, wie ein umgekehrter Kegel, mit der Spitze unten.

Er kömmt am Ende unten in der Spitze zu ſitzen.

Aber wie bald fällt nicht das Ding wieder ein! ſagte die Mutter.

Ja wohl, hieß es. Wenn es regnet, oder der Wind wehet, muß er ſeinen Trichter wohl zehnmal repariren. Und ehe er ihn nicht fertig hat, kriegt er nichts zu eſſen. Und wenn er ihn auch fertig hat, muß er doch wohl ein Paar Tage hungern, ehe ſich ein Ameischen oder Käferchen zu ihm verirrt. Aber tröſte auch denn Gott das arme Thierchen, das in ſeinen Trichter geräth. Da iſt keine Rettung.

Da ſeht ihr, Kinder! ſagte die Mutter, wie ſichs das Thierchen erſt ſo ſauer muß werden laſſen, ehe es ſein Futter verdient. Lernt ja von demſelben Geduld, und laßt euch einmal in der Welt keine Mühe verdrüßen, wenn ihr euer Brod verdienen wollt.

XCI.

Fortſetzung des neunzigſten Stücks.

Nun ſollten Sie einmal ſehen, Madam, ſagte Freundlich, wenn er das Unglück hat, daß ein Stein in ſeinen Trichter kömmt, der dreymal größer iſt, als er ſelbſt: wie er ſich da quälen muß, den herauszuſchaffen.

Wie ſollte er das wohl anfangen? fragte Eberhard. Ja! hieß es, was meynſt du?

Er wird ihn mit dem Kopfe herauswerfen, wie den Sand. Oder er wird ihn an die Seite ſchieben, und begraben, meynte Lottchen; oder mit den Zangen faſſen, und ſo rückwärts herausziehen, glaubte der Vater, oder — da ſollte nun die Mutter ihre Meynung ſagen — oder, ſagte die: ihr habt mir ja nichts übrig gelaſſen — oder unſre beyden Pferde vorſpannen.

Da wurde ein greuliches Gelächter unter den Kindern. Nein! Mütterchen, das geht nicht; das geht nicht.

Keins von dem allen, fuhr Freundlich fort. Zum Herausſchnellen iſt der Stein zu ſchwer. Ihn an die Seite zu ſchieben, würde den Trichter verderben, und alles nachfallen. Ihn mit den Zangen rückwärts herauszuziehen, geht auch nicht. Der Stein würde den armen Schelm wieder herunterziehen. Das Beſte wären unſre Pferde, wenn er nur gelernt hätte, ſie wie Andres anzuſpannen.

Nun ſo bin ich doch begierig, zu erfahren, wie ers macht, ſagte die Mutter.

Er weiß gleich, wie er ſich verhalten ſoll. Er ſteckt ſeinen Rücken unter den Sand, wo der Stein liegt, hebt ſich in die Höhe; ſo läuft der Sand ab, und der Stein bleibt auf dem Rücken liegen. Da kann er denn

wegen der Ringe den Rücken drehen, wie er will, daß der Stein immer gerade liegt, und nicht abfällt. Damit klettert er nun in die Höhe, und muß ſehen, wie er unter der Laſt herauskömmt.

Du lieber Gott! wie ſauer muß ſichs das Thierchen werden laſſen! ſprach die Mutter.

Oft genug purzelt der Stein, auch wohl er ſelbſt mit dem Steine, auf dem loſen Sande herunter. Dann muß er von neuem ſeine Arbeit anfangen. Manchmal vergeht ein ganzer Tag, ehe er den Stein herauskriegt. Und er wird doch nicht ungeduldig.

Hört ihrs, Kinder! rief die Mutter. Nicht ungeduldig. Nun Herr Freundlich! erſt ein Gläschen. Und dann weiter. Sagen Sie doch, was iſt es eigentlich für ein Thierchen? Gehört es zu den Spinnen? Bleibts ſo, oder verwandelt ſichs in ein anderes?

Es iſt dies nicht das eigentliche Inſekt, verſetzte Freundlich, ſondern nur in ſeinem Larvenſtande, wie eine Raupe, ehe ſie ſich verwandelt. Es bleibt in dieſer Lebensart, als Larve, Räuber, und Jäger, öfters zwey volle Jahre. Hernach macht es ſich von Sande, und einer klebrichten Materie, die es ausſchwitzt, eine runde Kugel, darinn es ſich in eine Puppe verwandelt, und nach einiger Zeit, als ein ſchönes fliegendes Inſekt, mit großen Flügeln, herauskömmt. Was meynen Sie wohl, was für eins? Nun Eberhard! aufgepaßt.

Ja! wer kann das rathen? ſagte der.

Wenn wirs auch vor uns hätten, erwiederte Freundlich, und wir wüßtens nicht; ſo würden wir hundert Jahr rathen, und es doch nicht herausbringen. So weit ſind ſie beyde, Larve und Inſekt, in der Geſtalt und Lebensart verſchieden. Eher würd' ich

glauben

glauben, daß aus einer Mücke ein Elephant, und aus einer Kröte ein Vogel werden könnte.

O ſagen ſie doch, bat die Mutter.

Kinder! ſprach er, ihr kennet doch die ſchönen ſogenannten Spinnejungfern, die immer am Waſſer herumfliegen? Der ihre Larven leben im Waſſer, und ſehen aus, wie große Läuſe. Daher heißt man ſie auch Waſſerjungfern.

In ein ſolches Jüngferchen verwandelt ſich der Ameiſenlöwe. Nur ſo ſchön nicht; aber von eben der Geſtalt. Seine Lebensart iſt nun ganz verändert. Es lebt nicht mehr vom Raube; ſondern von Aprikoſen, Birnen, und andern ſchönen Früchten. Waſſer iſt nicht ſein Element; ſondern das Land. Daher heißen ſie auch Landjungfern. Die legen denn hier ihre Eyer wieder in den Sand.

Was da herauskömmt, iſt der Ameiſenlöwe. Hätten ſie das wohl gedacht?

In Ewigkeit nicht, ſagte die Mutter. O wie ſind Gottes Werke ſo groß! Haben wir nicht heute eitel Luſt daran gehabt?

Das freuet mich doch, ſagte Lottchen, daß das garſtige Spinnenthier, der grauſame Räuber, zuletzt ein ſo niedliches Jüngferchen wird.

Seht doch, verſetzte die Mutter, über die Lotte! Die ſcheint ſich ordentlich etwas drauf einzubilden, daß das Thierchen ein Jüngferchen wird. Iſts aber nicht ſchön, daß in der Natur alles Häßliche ſchön wird? Noch ſchöner, wenn aus unartigen Kindern artige Kinder, — und zuletzt ſchöne gute Menſchen werden.

XCII.

Geſpräch über alle vorige Natur- ſachen.

Es iſt nun recht gut, ſagte Freundlich zu den Kindern, da ſie des andern Tages munter aufgeſtanden waren, und noch von geſtern ſprachen, daß ihr bisher ſo viel artige, angenehme Naturſachen geſehen und gelernt habt. Aber ich möchte doch auch wiſſen, ob davon nur euer Gedächtniß, oder auch euer Herz Nutzen gehabt hätte.

Eberhard. O ja! beydes hat Nutzen gehabt. Erſtlich hab' ich einige artige Inſekten mehr kennen gelernt. Ich habe ferner geſehen, was für wunderbare Dinge dieſe Thierchen vornehmen können: aus bloßen Trieben der Natur, und um ihrer Erhaltung willen. Sie haben aber keinen

Verſtand, und können das nicht von ſich ſelber thun, wenn ſie nicht der liebe Gott ſo eingerichtet hätte. Das hab' ich doch behalten, und kanns ihnen wiederſagen.

Freundlich. Das iſt etwas, was aber nur das Gedächtniß und der Verſtand gefaßt hat. Aber ob dein Herz daran Antheil genommen hat?

Eberhard. Wie meynen ſie denn das?

Freundlich. Ob du dadurch deſto mehr bewogen wirſt, Gott zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen.

Eberhard. O allerdings! Ich erkenne ja daraus Gott offenbar. Sehen ſie einmal: dieſe Thierchen thun ja das nicht für ſich, oder auf eines Menſchen Befehl, was ſie gethan haben. Das iſt doch Gottes unſichtbare Kraft und Weisheit. Denn wenn da auch ein König mit ſeiner ganzen Armee ſtände und kommandirte: es ſollten Käfer

kom-

kommen, und einen todten Maulwurf begraben: ſie würden ſchöne ausbleiben. Da denk ich denn ſo: der liebe Gott wird ja noch vielmehr für uns Menſchen ſorgen, wenn wir das Unſrige thun, und fromm ſind.

Freundlich So iſts recht, lieber Eberhard! Aber du, Karl!

Karl. Wenn ich da hinträte, und riefe mich heiſch, und ſagte: Du Käfer! lege mir hier die Eyer her, in meinen Huth. Er wirds ſchöne bleiben laſſen. Und doch legt er ſie in ſeine Pillenkugel. Wer ihn das gelernt hat, der wird mich auch lehren, wie ich mich erhalten, und Guts thun ſoll, wenn ich folge.

Freundlich. Auch gut; aber nun Lottchen!

Lottchen. Der König kann wohl Kanonen vor eine Feſtung ſtellen, und die Mauern einſchießen; aber er kann nicht ein ſol-

ches

ches kleines Käferchen hervorbringen, das ſo artig kanonierte, als wir neulich geſehen haben, wodurch es ſein Leben rettete. Wer es das gelehrt hat, der wird mich auch ſchützen und behüten, wenn ich mich nach ſeinem Willen richte.

Freundlich. Recht ſchön. Aber denkt ihr ſonſt gar nichts dabey? Sollte das alles nichts beytragen, eure Geſinnungen immer beſſer zu machen? Das würde mich mehr freuen, als alles Wiſſen. Laßt einmal jetzt eure Herzen frey gegen mich reden, lieben Kinder!

Lottchen. O ich denke nun deſto lieber an den lieben Gott, wenn ich ein Käferchen ſehe, und freue mich über ſeine Güte, daß er mich auch erhalten wird.

Karl. Ich dachte, wie ſichs die beyden Käfer da am Berge ſo ſauer werden ließen: wie ſauer müſſen ſichs doch unſre lieben Ael-

tern

tern um uns werden laſſen, ehe wir groß werden, etwas lernen, und uns ſelbſt unſer Brod verdienen können!

Eberhard. Und ich dachte, da ſich die beyden Käfer einander ſo treulich halfen: ſollſt auch gegen andere, und beſonders gegen deine lieben Aeltern, Lehrer und Geſchwiſter, ſo dienſtfertig werden, und ihnen helfen, wo du kannſt und weißt. Von dem Ameiſenlöwen aber will ich Geduld und Fleiß im Arbeiten lernen. Von allen aber das erſte Gebot: Du ſollſt Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen. Der kann und wird dich noch beſſer erhalten, verſorgen und beſchützen, als ers an dieſen verächtlichen Thierchen thut.

Freundlich. Bravo! bravo! So iſts recht. So seh' ichs gern. Und ſo müſſen wir alles, was wir ſehen und lernen, zum Guten anwenden.

XCIII.

Von dem Fehler der Kinder, andere zu erſchrecken.

Moritz hatte den Fehler an ſich, daß er andere gar zu gern erſchreckte. Da ſtellte er ſich des Abends hinter die Thür, oder ſchlich ſich in einen Winkel; oder paßte auf, wenn die andern Kinder zu Bette giengen. Wenn denn die da ſo an nichts dachten, und ſtille in Gedanken vorbeygiengen, ſo ſtürzte er mit einem greulichen Geſchrey auf ſie los, und rief: Ha! daß ſie grauſam zuſammenfuhren, und nicht wußten, wie ihnen geſchahe. Das war denn ſo ſeine Luſt und Schadenfreude. Bloßer Muthwille brachte ihn dazu.

Denn, ſagt ſelbſt, ihr Moritze, die ihr dieſem ähnlich ſeyd, und das auch ſo gern thut, andere zu erſchrecken: was könntet ihr doch dabey wohl für eine gute Abſicht haben? Ich kann keine finden. Soll es Spaß ſeyn? Ein Spaß, der andern etwas zu Leide thut, iſt kein Spaß, ſondern Beleidigung. Soll es darum geſchehen, andere dreiſt zu machen; ſo iſt das plötzliche Erſchrecken dazu gar kein Mittel. Denn das Schrecken hat keiner in ſeiner Gewalt, zumal wenns ganz unvermuthet kömmt. Nehmt den allerbeherzteſten Held. Er iſt allein in ſeinem Zimmer — iſt in Gedanken — vermuthet nichts Arges. Mit einemmale geht hinter ihm ein Schuß los, da der Bediente die Piſtole abwiſchen will, und den Hahn niederſchlagen läßt. Er fährt zuſammen, und ſpringt vor Schreck hoch in die Höhe. Das kann keiner ändern. Oder es geht einer

in ſeinem Hauſe im Finſtern wohin — weiß, daß kein Fremder im Hauſe iſt — und es fährt einer im Finſtern mit einem greulichen Ha! auf ihn los; wird er nicht zuſammenfahren müſſen, er mag wollen oder nicht?

Dadurch werden alſo furchtſame Kinder gewiß nicht gebeſſert, ſondern nur noch furchtſamer gemacht.

Haſt du das wohl bedacht, mein guter Moritz! wenn du dir die ungerechte Luſt machteſt, deine Brüder und Schweſtern zu erſchrecken? Haſt du wohl an die Folgen gedacht, die dadurch entſtehen konnten? Iſt nicht das kleine Riekchen immer ein Paar Tage krank davon geblieben?

O ich weiß davon traurige Exempel, daß Kinder, die man durch Larven und abſcheuliche Geſtalten erſchreckt hat, auch nur durch plötzliches Anbrüllen im Finſtern, den Jammer gekriegt, oder auf der Stelle des Todes

des geblieben ſind. Wenn das nun auch einmal paßirte, mein lieber Moritz! wie würde dir dabey zu Muthe werden?

Geſtehe es nur — denn du kannſt doch nichts, gar nichts, zu deiner Entſchuldigung vorbringen: daß es bloßer Muthwille — bloße Schadenfreude ſey.

Moritz ließ ſich das Ding ſogar gegen ſeine Mutter gelüſten. Er ſchlich ihr ein Paarmal des Abends in die Speiſekammer nach. Und wenn ſie denn da in Gedanken kramte: brüllte er hinter ihr mit einemmale los: Ha! Das erſtemal ſperrte ſie ihn zur Strafe in eine finſtere Kammer ein, und er kriegte nichts zu eſſen. Die Mutter aber bekam vom Schreck die Roſe am Kopf, und mußte wohl drey Tage im Bette liegen. Da ſah denn der muthwillige Knabe, was das Ding für Folgen hatte, und verſprach, es nie wieder zu thun.

Eine geraume Zeit hielt er ſein Wort. Nachher aber fieng ers mit den Mägden in der Küche an, und wollte ſich todt freuen, wenn die ſo brav zuſammenfuhren, und aufſchrien.

Harre! dachten die. Dich wollen wir wieder kriegen, und mit gleicher Münze bezahlen.

Moritz mußte des Abends über einen langen Gang nach ſeiner Schlafkammer gehen. Da ſtellte ſich denn einmal eine Magd hin — hieng ſich ein weißes Tuch um — nahm die Haareule von der Stange, womit ſie die Spinnewebe aus den hohen Fenſtern abfegte. Und da mein Herr Moritz ſo ganz gelaſſen den Gang herunter kam, ſchrie ſie ihm entgegen: Ha! und rennte ihm mit der Haareule unter die Naſe.

Mein Moritz — bauz zur Erde! Die Magd fort, die ſich das auch nicht vorge-

ſtellt hatte. Da lag er nun vor Schreck in Ohnmacht, bis die andern kamen. Man hatte genug zu thun, ihn erſt wieder zurechte zu bringen. Das Ding hätte üble Folgen haben können. Er ſah wohl vier Wochen ganz blaß aus, und konnte nicht recht hören.

Das war denn dafür, daß er ſelbſt die Leute ſo oft durch ſeine Poſſen erſchreckt hatte. Siehſt du nun, mein guter Moritz! das kömmt von ſolchen muthwilligen Streichen. Mit ſolchen Leuten muß man nicht ſpaßen. Die verſtehen das Ding unrecht, und machen eben keinen feinen Gegenſpaß, wie du erfahren haſt. So gefiels den Leuten auch, wenn du ſie erſchreckteſt. Du biſt das Exempel zu dem Sprüchwort: Narrenſpiel will Raum haben, oder mit andern Worten: Laß dergleichen muthwillige

Poſſen bleiben. Denn das läuft gemeiniglich ſchlecht ab.

Moritz thats nachher nicht wieder, und die andern vexirten ihn oft mit der Haareule.

XCIV.

Henriette.

Warnung vor Vorwitz.

Die Furcht, des Aberglaubens Brut,
Iſt, hoff' ich, liebe Kinder!
Zwar fern von euch; und das iſt gut!
Sey's Vorwitz nur nicht minder.

Hört drum von mir zur Warnung an,
Was ſich in meinem Städtchen
Im letzten Winter erſt begann:
Da ſtarb ein junges Mädchen;

Und

Und nach dem Kirchhof' in der Stadt
Folgt jeder, der genauer
Gekannt die gute Hanne hat,
Der Leiche nach in Trauer.

In einem Hauſe, nicht gar weit
Von dieſem Kirchhof, ſpannen
Zehn Mädchen um die Abendzeit,
Und weinten noch um Hannen.

Mir ſtarb die beſte Freundinn ab!
Schloß Julchen ihre Klagen,
Doch möcht' ich mich jetzt an ihr Grab
Um alle Welt nicht wagen.

Warum nicht? Ho! das will ich gleich!
Rief kecklich Henriette:
Wer Luſt zu wetten hat von euch:
Nun, der verſuch's, und wette!

Die Wette redte man drauf ab,
Und dung ſich mit der Kecken
Dagegen aus, auf Hannens Grab
Den Rockenſtock zu ſtecken.

Fort lief das Mädchen ganz allein,
Als gäb' ihr Muth ihr Flügel,
Und fand denn bald im Mondenſchein
Den friſchen Grabeshügel.

Sie ſteckt den Rockenſtock darauf,
Und fort will ſie nun wieder.
Doch, Himmel hilf! ſie kann nicht auf,
Es zerrt ſie etwas nieder.

Ein plötzliches Entſetzen fährt
Durch Henriettens Glieder,
Als wie ein ſcharf geſchliffnes Schwerdt;
Sie ſinkt, und kömmt nicht wieder.

Die andern Mädchen ſuchten nach,
Wo ſie verſteckt ſich habe?
Und fanden ſie — ach aber, ach!
Todt auf der Freundinn Grabe.

Der Rockenſtock hatt' in der Haſt
Zum Unglück ein Paar Falten
Von ihrer Schürze mitgefaßt,
Und ſo ſie feſt gehalten.

Göckingk.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim, 1731-1793

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder ...

Bd.: 3

Leipzig 1793

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.515(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301618-2
VD18 15500799-001